Dies Werk erscheint im Auftrag der
Volksdeutschen Buchgemeinde, Weimar

Otto Hauser

Germanischer Glaube

Mit 57 Zeichnungen und Sternkarten

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Den Einband zeichnete Karl Paul Wehnemann
Druck: Dietsch & Brückner A.-G., Weimar

Vorwort

Heute mehr als je bedürfen wir Klarheit darüber, welcher Art unsere noch unvermischten Vorfahren und ihre Wesensäußerungen waren, ob sie als kulturlose Barbaren zu betrachten sind, denen erst Rom und das Christentum Gesittung brachten, oder ob jene Recht haben, die, vielfach aus bloßem Gefühl heraus, in den Germanen ein Kulturvolk schon bei ihrem Auftreten sehen und diese Kultur als eigen und urtümlich annehmen. Nicht nur die blutgegebenen Feinde des germanischen, des nordischen Wesens, die Mischlinge, in denen fremdes Blut überwiegt, bestreben sich unablässig, die erste Ansicht im deutschen Volke zu verbreiten, sie in die Hirne zu hämmern, sondern auch deutschbürtige Männer von kaum anzweifelbarer Gesinnung wie die evangelischen Theologen Harnack und Böhmer sprachen es aus, die Germanen der Zeit Cäsars und Tacitus' seien an Gesittung den Hottentotten oder irgendwelchen Kannibalen von heute gleichzusetzen. Der bewußte oder unbewußte Grund für derlei widergeschichtliche Meinungen angesehener Geschichtler ist, daß man trotz allen gegenteiligen Zeugnissen noch immer das Licht aus dem Osten kommen lassen will, während schon ein Voltaire das Wort prägte: »La lumière vient du Nord.«

Stärker als auf irgendeinem Gebiete erweist es sich auf dem der Glaubensvorstellungen, daß das Licht aus dem Norden kam. Das hat bereits der Franzose des 18. Jahrhunderts Dupuis erkannt und in seinem großen Werke über den Ursprung aller Kulte (»Origine le tous les cultes«, 1781 und 1794) dargelegt. Hier macht eine einfache Erwägung alles sofort klar: nur im hohen Norden, dem Polarkreis nahe, kann man davon sprechen, daß die Sonne „geboren" werde, weil sie nur dort an den kürzesten Tagen sich kaum noch oder gar nicht mehr über den Horizont erhebt; am Polarkreis bleibt sie einen Tag völlig verschwunden und erscheint am nächsten neu geboren, ganz klein erst, ein Kind. Im tiefen Süden, wo die Sonne das ganze Jahr hindurch

fast gleich lange am Himmel ihre hohe Bahn zieht — in Babylon 11 Stunden am dortigen kürzesten Tag gegen 13 Stunden am längsten —, kann von einer Sonnengeburt nicht gesprochen werden. Findet man dort gleichwohl diese Vorstellung, so kann sie einzig und allein aus dem hohen Norden stammen, muß unmittelbar oder mittelbar von Nordvölkern dahin gebracht worden sein.

Die Klarheit hierüber, die Dupuis noch nicht hatte, schafft die Einbeziehung der Rasse. Sowie man erkennt, daß alle Äußerungen des Menschen blutbedingt sind, daß jede Sondergruppe notgedrungen in ganz bestimmten Erscheinungen ihren Ausdruck hat, kommt Ordnung in das unendliche Chaos. In diesem Sinne behandelte ich das Gebiet der Politik und das der Sittlichkeit („Rasse und Politik", „Rasse und Sittlichkeit", Verlag Alexander Duncker, Weimar) und das der Religion wenigstens grundzüglich (im „Blonden Menschen", ebenda). Dieses Buch beschränkt sich auf die Glaubensvorstellungen der Germanen zu der Zeit, da sie noch eine größere Einheit bildeten, also bis zum Übergang der einzelnen Stämme zum Christentum. Die Überlebsel des Heidentums im Christentum und dessen Gestaltung durch die germanischen Völker bis auf unsere Zeit herab werden darum nur fallweise berücksichtigt.

Aber nicht nur die Einbeziehung der Rasse geschieht hier erstmalig im vollen Umfange — schon in meiner „Weltgeschichte der Literatur" (1909/10) deutete ich die Zusammenhänge von Rasse und Religion an —, auch die Erklärung der wesentlichen germanischen Glaubensvorstellungen aus den Sternbildern und den Vorgängen am Himmel wird hier erstmalig durchgeführt. Meine „Edda" (Verlag Alexander Duncker, Weimar) bietet in den Erläuterungen zu den Gedichten wohl einen großen Teil des Stoffes, vor allem des skandinavischen, aber naturgemäß in zerstreuten Darlegungen. So stellt sich der „Germanische Glaube" als eine Zusammenfassung der dort gebrachten Erkenntnisse dar und mag darum insbesondere dazu dienen, die „Edda" selbst noch zugänglicher zu machen, als es durch die Einzelerläuterungen geschehn konnte. Denn die hohe Bedeutung der „Edda" für unsere Kenntnis des germanischen Glaubens wird erst durch diese Betrachtweise ganz ermessen. Die beiden Bücher ergänzen und erläutern einander.

Klarheit über die Glaubensvorstellungen unserer nordischen Vorfahren ist aber nicht nur Wissensfreudigen erwünscht, sie ist insbesondere jenen nötig, die die Hoffnung hegen, das deutsche Volk könne aus seiner tiefen Erniedrigung wieder zu innerer Festigung und äußerem Ansehen gelangen, und die in dieser Hoffnung ihre Kraft seinem Neuaufbau widmen. Darin hat die religiöse Bewegung ebenfalls ihre bedeutsame Stelle. Es wird nach dieser Zusammenfassung und Beleuchtung des überlieferten Stoffes leichter sein als bisher, die Bewegungen in den christlichen Bekenntnissen und die außerhalb stehenden zu beurteilen und etwa darin noch immer nachwirkendes oder neu auftretendes Fremdes zu erkennen.

Für das rein Sachliche der germanischen „Mythologie" gibt es viele und reiche Vorarbeiten. Außer dem „Reallexikon" von Hoops und der „Mythologie" von Mogk in Pauls Grundriß dienten mir vor allem die „Germanische Mythologie" von Elard Hugo Meyer (Berlin 1891) als nahezu vollständige Stoffsammlung, die „Arische Religion" von Leopold v. Schroeder (Leipzig I 1923, II 1916), „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" von Erich Jung (München 1922) und das noch immer wertvolle Werk „Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christentum" von Konrad Maurer (München 1855/56). Überall jedoch ging ich auch auf die Quellen zurück. Alle Einzelheiten zu behandeln, lag nicht in meiner Absicht. Auswahl des Wesentlichen, das erkannt werden mußte, war geboten. Dazu half der Vergleich mit den Göttervorstellungen der andern nordischen Stämme und jener Völker von fremder Sprachzugehörigkeit, die einstmals von nordischen Herren überlagert gewesen waren und daher ihre Mythen erhalten hatten. Wissenschaftlicher Kleinkram wurde vermieden. Er hätte nur von den großen Zügen abgelenkt, wie wilder

Wein, der ein Gebäude umwuchert, am Ende für den, der näher hinzuging, die Linien des Aufbaues gänzlich verdeckt und durch das krause Geschling seiner Ranken und die bunte Färbung seiner herbstlichen Blätter alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ganz ohne Schmuckgerank, das vielfach selbst schon zu üppig wuchert, erscheint das Gebäude freilich nicht, aber die starken, stolzen Umrisse sind klar und zwingen noch den so späten Betrachter zur Ehrfurcht.

Otto Hauser.

Inhalt

Rasse und Religion

Die Griechen wußten, daß der Mensch seine Götter je nach seinem eigenen Bilde schaffe, und auch Goethe sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott." Auf einem großen Kongresse der christlichen Neger wurde denn auch von den Teilnehmern verlangt, daß künftighin Jesus Christus, die Jungfrau Maria und die Heiligen für die Schwarzen schwarz dargestellt würden, und die Dogmatiker darunter waren nicht verlegen, es klar zu erweisen, daß sie wirklich schwarz gewesen seien. Dem entgegen behaupteten jüngst namhafte protestantische und katholische Gotteskundler — in der Antwort auf eine von jüdischer Seite veranstaltete Umfrage —, Rasse und Religion hingen durchaus nicht zusammen, während der jüdische Beantworter, lebensnäher und sachkundiger, die Frage danach eifrig bejahte. Mit Wissenschaft hat die von jenen christlichen Gotteskundlern dargetane Meinung natürlich nichts zu tun, es wäre sogar unangebracht, sie zu erwähnen, wenn sie nicht von einem großen Teil der Allgemeinheit ebenfalls gehegt würde.

Die menschenkundliche Betrachtweise lehnt jedes noch so schön und hoch tönende Gerede über irgendeinen Gegenstand ab, sie nimmt alle Äußerungen einer bestimmten Menschengruppe als deren blutgegebenen Ausdruck und stellt danach die Tatsachen fest. So sieht man einerseit einen Kant, Lessing, Schiller, Goethe eine Religion der reinsten Menschlichkeit und der vollen Duldung vertreten, wofür Friedrichs des Großen Wort, jeder solle nach seiner Fasson selig werden, bezeichnend ist, anderseit die Schwarzen dem krassesten Fetischismus dienen und die ursprünglichen Gelben vielleicht aller religiösen Vorstellungen entbehren. Dazwischen gibt es zahllose Übergänge. Der Süditaliener, der zur Madonna betet, auch wenn er einen Überfall plant, und ihr Bild mit Füßen tritt, wenn der Plan mißlang, der in der und jener Kapelle Wachsbilder erkrankter Gliedmaßen, Arme, Beine, Augen, Magen und oft genug auch Geschlechtteile, aufhängt, weil er dadurch von seinen Gebresten geheilt zu

werden erwartet, steht auf jeden Fall dem fetischgläubigen Neger viel näher als einem Kant und Schiller. Das stimmt mit ihrer Rasse überein. Denn die genannten großen Deutschen waren reine oder wenig vermischte Nordlinge, die Süditaliener jedoch sind tief brünette Menschen mit starkem Negereinschlag. Daß sie sich „Christen" nennen und christliche Kirchen und christliche Zeichen haben, sich christlicher Gebetformeln bedienen und in dem christlichen Himmel ein ewiges Leben beanspruchen, ist dabei ganz nebensächlich.

Selbst die weit lichteren Völker rings um das protestantische Norddeutschland, das der Farbe nach am lichtesten ist — siehe die Karte im Großen Meyer beim Artikel Deutschland —, stehn noch im Übergang. In dem katholischen Gebiete gibt es Gnadenstätten von Loreto, Lourdes, Maria Zell, Czenstochau, die Echternacher Springprozession und den ungenähten Rock von Trier, die alle unter den blonderen Katholiken Deutschland unmöglich wären und von diesen abgelehnt, ja belächelt und selbst angegriffen werden; der Protestantismus kennt derlei Äußerungen in seiner Öffentlichkeit überhaupt nicht, wo aber doch ähnliche vorkommen, betrifft das enge, abseitige Sekten irgendwo in sehr mischrassigem Gebiete, im Wuppertal, in Württemberg, in Sachsen, und stets zugleich auch in den tiefsten Ständen, die überall den geringsten Gehalt an weißer Rasse haben.

In bezug auf den Einzelnen bedeutet die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Glaubensform wenig. Sie beruht da zu oft auf dem bloßen Zufall. Und aller Lehre zum Trotz, die doch stets nur Äußerliches betrifft, ist der Einzelne wie in allem Übrigen auch in seinem Glauben nur Ausdruck seiner Rasse. Scheffel, Döllinger, Hermann Schell waren Katholiken. Aber sie stehn neben Kant, Lessing, Schiller, Goethe und Friedrich dem Großen, und neben diesen steht auch eine Droste-Hülshoff, die in ihren religiösen Gedichten doch hier und da der katholischen Dogmatik folgte. Hinwider stehn die Wuppertaler Mucker und die Ernsten Bibelforscher und alle die andern Sekten und Sektchen, mögen sie auch noch so protestantisch tun, ihrer verworrenen Rasse gemäß dem fetischistischen Süditaliener weit näher als jenen protestantischen oder katholischen Nordlingen. Nur das wird sich freilich geltend machen: wer aus dem Protestantismus als der überall lichteren und längerköpfigen Gruppe kommt — schon Georges de Lapouge stellte dieses rassische Gepräge des Protestantismus fest —, hat wahrscheinlicherweise auch dann lichtes Blut in seiner Erbmasse, wenn er persönlich ziemlich dunkel geraten ist, dies zumal dort, wo der Protestantismus nicht Allgemeinreligion, sondern Bekenntnis einer kleinen, oft auch verfolgten Gruppe ist. So waren Jean Jacques Rousseau und Frau von Staël, die beiden Schweizer Protestanten, schwarzhaarig und braunäugig, wenngleich von nordischen Gesichtzügen. Ebenso läßt die Zugehörigkeit zur breiten Masse des Katholizismus auf dunkleres Blut in der Erbmasse schließen, es sei denn, daß jemand aus einer gesellschaftlichen Ausleseschicht herkommt, wie dies bei den zumeist adeligen Genies der Italiener und Franzosen der Fall ist.

Ich betrachtete bisher die Völker vom Norden nach Süden und wies die Unterschiede und Übergänge in den großen Umrissen dar. Dasselbe zeigt sich in jedem einzelnen Volke, wenn man von den höchsten geistigen Schichten zu immer tieferen, von den rassisch lichtesten zu den gemischteren hinabsteigt. Nur reicht nicht jedes Volk gleich tief hinab und vor allem nicht mit einem gleichen Bruchteil der Gesamtheit. Die reinen Fetischisten Süditaliens sind schon in Norditalien nur in kleinerem Hundertsatz vorhanden, in noch kleinerem unter den deutschen Katholiken und erst recht unter den deutschen Protestanten. Dagegen sind Menschen von der Religion Kants, Lessings, Schillers, Goethes, Friedrichs des Großen in der höchsten geistigen Schichte des deutschen Protestantismus sehr häufig, vielleicht sogar in der Überzahl, in der des Katholizismus nicht selten, in Italien aber bilden die nordischeren Menschen überhaupt nur einen kleinen Teil, im Süden einen ganz verschwindenden.

In Deutschland ist neben dem dunkeln Einschlag aus dem Süden der gelbe aus dem Osten stark und der zumal in den mitteln und unteren Schichten des protestantischen Gebietes. Dem entspricht die Tatsache, daß kaum irgendwo die völlige Glaubenslosigkeit, die völlige Ehrfurchtlosigkeit so häufig ist wie hier. Die Berichte Stellers über die Kamtschadalen zu der Zeit, da sie nur erst wenig weißes Blut aufgenommen hatten (um 1740), sind dafür kennzeichnend. Ihren „Kutka", dessen Namen und Gestalt sie wohl den vorzeitlichen Skythen verdanken, verspotteten sie in gemeinen Geschichten und bei allen Gelegenheiten ihres ganz auf Wollust und Gewinn gerichteten Lebens.

Dies haben die bisherigen Darstellungen der Religionen der verschiedenen Völker fast völlig außer acht gelassen. Es geht nicht an, den späten, aus der Fremde gekommenen ausschweifenden Dionysoskult denselben Griechen zuzuweisen, denen die Götter Homers im Lichte des Olympos strahlten, und ebensowenig geht es an, die Echternacher Springprozession und den ungenähten Rock von Trier den selben Deutschen zuzuweisen wie die Aussprüche Kants und Friedrichs des Großen. Gerade in der deutschen „Mythologie" gehört sehr vieles den untersten, am meisten von fremdem Blute durchwucherten Schichten an. Das Verständnis hierfür vermißt man in allen bisherigen Darstellungen, weil eben nur der große Stoff alexandrinisch gesammelt und verzeichnet, nicht aber die Rasse mit einbezogen wurde, die allein alle Fragen klären konnte.

Die G e s c h i c h t e j e d e r R e l i g i o n ist nun diese: Religion im Sinne des weißen Menschen hat nur dieser selbst: Ehrfurcht vor dem unbegreifbaren Geschehen am Himmel und auf Erden. Der Schwarze und Gelbe kennt diese Ehrfurcht nicht, ja nicht einmal das Staunen über das, was er nicht begreift. Alle einwandfrei berichtenden Forscher bezeugen das, sogar christliche Missionare. Da bilden sich gewisse Vorstellungen, die zumeist — nach der Art des nordischen Menschen, der ja ein geistiger Schauer ist — bildhaft gefaßt werden. Daß es sich um bloße Bilder handelt, weiß jeder

aus dieser Gruppe. Für den Schwarzen jedoch wird das Bild sofort zum Fetisch. Er kann nichts rein Geistiges, nichts Gleichbildliches erfassen. Auch da kommt es zu Übergängen, wenn die Bevölkerung etwas aufgehellt ist.

Zunächst hält die weiße Oberschichte ihre religiösen Vorstellungen auf der Höhe ihrer Rasse, doch wenn dunkleres Blut in sie eindringt, was immer und überall mit der Zeit geschah, sinkt sie von ihrer Rassenhöhe etwas herab und damit zugleich ihre Religion. Nur noch einzelne da und dort und dann und wann erreichen die ursprüngliche Höhe wieder, aber deren werden immer weniger, und sehr bald erscheinen sie bereits als Ausnahmen und werden vielleicht schon „verketzert". Denn sehr rasch erstarren die Vorstellungen, die man nicht mehr in ihrer Gleichbildlichkeit voll versteht, und wer sie nicht ungeprüft annimmt, gilt als Gegner, dessen Andersmeinung gefährlich werden kann. Schon haben wir eine Religion im Wortsinne: eine „Verbundenheit" (religio von religare), die der weiße Mensch ursprünglich und in seinen höchsten Rückschlägen, einem Kant, Lessing, Schiller, Goethe, Friedrich dem Großen, nicht kennt.

Stirbt die weiße Oberschichte ganz aus, wie bei den Indern und den Griechen, so fehlt der Träger der ursprünglichen religiösen Vorstellungen. Es besteht keine Aussicht, daß sich die Religion dieser Menschengruppe je wieder zu der einstigen Höhe erhebe. Auch der neue Träger der Religion behält seinen Gehalt an lichter Rasse nicht; je dunkler die Träger der Religion werden, umso mehr nähern sie sich dem Fetischismus der Schwarzen einerseit und der völligen Glaubenslosigkeit der Gelben anderseit. Ebenso nahe wie die Süditaliener den fetischistischen Schwarzen, stehn die Chinesen und Japaner den glaubenslosen Kamtschadalen; ein leichter Einschlag schwarzen Blutes bedingt bei diesen allerdings auch noch einen Einschlag von Fetischismus: neben dem glaubenslosen Konfuzianismus bestehn die stark fetischistischen Buddhismus, Taoismus und Schintoismus. Einschlag weißen Blutes bekundet sich in Reform=

bestrebungen, die namentlich im japanischen Buddhismus hervortreten.

Das Ende für die stark mit gelbem Blute Durchsetzten ist völlige Glaubenslosigkeit mit wenigen letzten Resten des Fetischismus, wie man dies bei den aus der Kirche ausgetretenen, „konfessionslos" gewordenen Arbeitermassen so häufig trifft, und reiner Fetischismus für die immer tiefer Nigritierten, bei denen hinwieder ein hier drollig anmutender Skeptizismus den leichten Einschlag gelben Blutes verrät.

Dieser Vorgang läßt sich bei jeder Religion nachweisen. Im einzelnen habe ich dies in meiner „Geschichte des Judentums" bei der jüdischen getan. Die jüdische Religion aber zeigt daneben auch wieder die Möglichkeit, daß dort, wo ein Volk noch genug Gehalt an weißem Blute besitzt, sich eine geistigere Religion neuerdings herauszubilden vermag: denn aus der schon rein fetischistischen Orthodoxie geht das Reformjudentum Moses Mendelssohns und seiner Nachfolger hervor, das sich dem kirchlichen Protestantismus annähert und in seinen höchsten Spitzen viel aus der Religion Kants und der andern großen Deutschen übernimmt, sich vom Fetischismus bemerkenswert frei hält, allerdings gelegentlich zur Glaubenslosigkeit und Ehrfurchtlosigkeit der Gelben neigt.

Nur eine Religion, die von ihrer Höhe tief herabgesunken ist, deren Vorstellungen nicht mehr als gleichbildlich, sondern schon als wirklich gelten, kann von einer andern verdrängt werden. Diese muß nicht immer die nordischere sein. Man sieht heute allerlei Kulte in Deutschland und andern Ländern eindringen, die weit bastardischeres Gepräge haben als das Christentum selbst in seinen ziemlich vermischten Formen: sie wenden sich an die Mischrassigen, für die sie eben gemäß sind. Daher ihre großen Erfolge. Sie bringen neue seltsame, unverständliche und zumeist nicht richtig ausgesprochene Namen, die den Mischrassigen immer von besonderer Zauberkraft bedünken, begaukeln mit dem Theaterkitsch von sonderbaren Zeremonien und haben fast

immer ihre „dämonischen" Wundermänner, zu denen man pilgert und die sich gewöhnlich für die Wiedergeburt irgend eines indischen oder biblischen Weisen ausgeben. Das Wichtigste, was sie dem „Gläubigen" bieten, ist die Gewißheit, daß auch er wiederkommen werde. Denn es wäre natürlich ungemein schade, wenn das Weltall seine leibliche und geistige Atomzusammensetzung mit seinem Abscheiden auf immer verlöre.

Der umgekehrte Vorgang tritt aber auch gelegentlich ein, daß nämlich eine fetischistische Vorstellung oder Zeremonie von nordischeren Menschen übernommen und durch sie vernordischt wird. Der Farbige macht den Gott zum Fetisch, der Nordling den Fetisch zum Gott. Das ist ja in geschichtlicher Zeit nicht oft eingetreten, einige Fälle sind aber doch allgemeiner bekannt. Die Juden übernahmen die Tempellustknaben auch in ihrer weißen Oberschichte, kämpften dagegen und unterdrückten in der späteren Prophetenzeit tatsächlich diese ihrem nordischen Mischteil ungemäße Einrichtung. Die Beschneidung dagegen, die aus dem tiefer mischrassigen Ägypten stammte, verallgemeinerten sie und behielten sie bis heute bei. Zugleich deuteten sie sie religiös und sittlich um, so daß das Neue Testament von einer „Beschneidung der Herzen" sprechen kann. Ihre rein fetischistische Grundlage — Opfer an den Gott der Geschlechtlichkeit — ist schon im Alten Testament nicht mehr offen bekannt, sondern nur noch erschließbar. (Vgl. meine „Geschichte des Judentums" über diesen Gegenstand.) Man denke ferner an Fleisch und Blut des mithräischen und des christlichen „Abendmahls", die von dem ursprünglichen Ritus nur noch die Namen bewahrt haben, während Fleisch und Blut durch Brot und Wein ersetzt worden sind. Auch da noch eine stufenweise Vernordischung. Katholizismus und lutherische Kirche lassen Brot und Wein durch die Weihung sich in wirkliches Fleisch und Blut verwandeln, so daß der „wahrhafte" Leib des „Herrn" mit den „Zähnen zermalmt" wird, wie die Lehre ausdrücklich besagt, die blonden Zwingli und Calvin jedoch nahmen Fleisch und Blut rein

gleichbildlich und faßten die Einsetzworte in dem Sinne von: „Das bedeutet meinen Leib, mein Blut."

Welche Bedeutung diese Vernordischung einer übernommenen fetischistischen Vorstellung oder Zeremonie hat, ermißt man leicht, wenn man bedenkt, daß die weiße Menschheit doch aus einer farbigen hervorgegangen ist und somit aus der vorblonden Zeit (etwa vor 20 000 v. Chr.) noch manche Vorstellungen und Gebräuche nachwirken konnten, wenn solche nicht etwa noch ganz fehlten. Nachrichten aus dieser Zeit haben wir natürlich nicht, aber die Funde lassen doch darauf schließen, daß irgendwelche religiös zu nennenden Vorstellungen bereits bestanden. Die sorgfältige Bestattung der Toten, die Beigabe von Schmuck und Gebrauchsgegenständen bezeugen das, und kleine weibliche Gestalten, die man in Frankreich und in Österreich ausgrub, waren vielleicht nicht nur geschlechtliche Wunschbilder, sondern auch schon Idole. Man aß jedenfalls vielfach die gefällten Feinde, spaltete ihre Knochen auf und schlürfte das Mark daraus. Wahrscheinlich kannte man auch schon das Opfern von Tieren und Menschen und übergab diese Opfer bisweilen dem Feuer. Erst dadurch kam man wohl darauf, Tier- und Menschenfleisch auch angeröstet zu essen. Zahlreiche Herdstellen machen den Eindruck nicht von Gebrauchsherden, sondern von Opferstätten.

Übernahm ein Volk diese geheiligten Vorstellungen und Gebräuche, so zeigte sich daran, wie es sie umgestaltete und umdeutete, seine Art. Ein nordischeres mußte sie vergeistigen, ein dunkleres sie noch mehr verstofflichen. Blieben die Schwarzen, die ihre schwarzen Götter auch im Christentum begehren, ganz ohne Einwirkung durch das weiße Christentum, so kämen sie alsbald wieder dazu, das Fleisch und Blut des Abendmahls stofflich genießen zu wollen und mithin erst zum Tier- und späterhin zum Menschenopfer und demnach zu dem urtümlichen Brauche wieder zurück.

Von diesem Gesichtpunkte aus stellt sich wie jede Religion so auch der Glaube der Germanen ganz anders dar als in den bisherigen Schriften darüber. Stets ist zu untersuchen, welche Gruppe eine bestimmte Vorstellung, einen bestimmten Brauch hatte und wie diese Gruppe jetzt und später rassisch beschaffen war. Die Germanen als Einheit zu nehmen, geht nicht an. Sie waren es bei ihrem Eintritt in die geschriebene Geschichte wenigstens in ihren Freien noch in hohem Maße, waren es aber um 100 n. Chr. nicht mehr so und erst recht nicht, als sie, Stamm für Stamm, zum Christentum übergingen. Daneben hatten die Unfreien immer ihre eigenen Vorstellungen und Gebräuche, und je mehr die Freien sich verchristeten, um so mehr blieb nur deren „Glaube" noch übrig. Da kam der Name „Heide" auf, weil die noch nicht christlich gewordenen in der Heide wohnten, außerhalb der Kultur. (Das lateinische paganus bedeutet ähnliches; es kommt von pagus her, das den „Gau", das außer den Städten liegende Gelände, bezeichnet.) Wo jedoch noch bis in späte Zeit eine geschlossene nordische Gruppe erhalten blieb, führte diese den ursprünglichen Glauben der germanischen Freien noch fort. Das geschah auf Island, das erst im Jahre 1000 das Christentum annahm. Daher hat die Edda ihre einzigartige Bedeutung für die Kenntnis des wirklichen germanischen Glaubens.

Die ältesten Nachrichten

Die Germanen treten um 200 v. Chr. in die geschriebene Geschichte ein, noch dreihundert Jahre später, um 100 n. Chr., nennt Tacitus sie „ein durch keine Blutmischung verfälschtes, eigenartiges, reines, nur sich selbst gleiches Volk; daher sei auch die Leibesbeschaffenheit bei allen trotz ihrer großen Zahl dieselbe: trutzige blaue Augen, rötliche Haare, mächtige Gestalten". Tacitus hatte genug Gelegenheit, Germanen zu sehen und näher kennen zu lernen. Vielleicht war er selbst in den vier Jahren seiner Abwesenheit von Rom in einer der mit Germanen durchsetzten Provinzen tätig, jedenfalls lebten schon damals viele Germanen in Rom, als Bildungbeflissene oder Heeresangehörige, und sein Schwiegervater Agricola, der freilich seine ruhmreichste Zeit in Britannien verbrachte, wird die Germanen in ihren engeren Sitzen in Gallien, das er durchziehen mußte, beobachtet haben. Außerdem standen Tacitus die jetzt verlorenen Nachrichten des Livius und des Plinius über die Germanen zur Verfügung und dazu die Berichte zahlloser Augenzeugen. Er konnte nichts Erfabeltes schreiben, ohne daß man ihm sofort seine Irrtümer nachgewiesen hätte.

Tacitus berichtet auch über die drei Stände bei den Germanen, die Edeln, Gemeinfreien und Unfreien, die aber doch nicht mehr klar voneinander geschieden waren. Denn der Gemeinfreie konnte in Unfreiheit geraten, der Unfreie freigelassen werden. „Die Freigelassenen stehn nicht viel über den Unfreien: selten haben sie einige Geltung im Hause, nie in der Volksgemeinde. Mit einziger Ausnahme der Stämme, die unter Königen stehn; denn dort steigen sie bisweilen selbst über die Freien und die Edeln auf. Bei den andern bezeugt sich gerade in der Geringachtung der Freigelassenen ihr Freientum." Man erkennt die Einbruchstelle fremden Blutes: die geistig regen Mischlinge. Da kam im Mittelalter durch die geadelten Ministerialen, die nicht selten zweifelhafter Herkunft waren, am Ende so viel Mischblut

in den Adel, daß das Rittertum zum Raubrittertum entartete, wie man ganz richtig sagt.

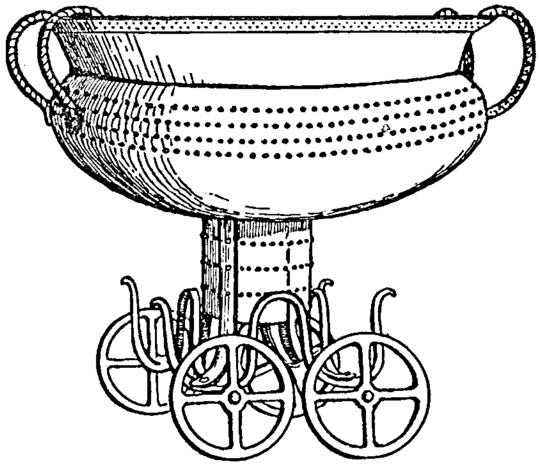
Die Germanen nun, deren Art und Leben Tacitus schildert, waren zum weitaus überwiegenden Teile Edle und Freie. Denn nur die konnten ihr Land freizügig verlassen; die Unfreien waren an die Scholle oder die Person gebunden. Nur die Vornehmsten werden sich da mit Unfreien als Dienern beschwert haben; Leute zu dem Dienste, den sie brauchten, fanden sich ja überall zur Genüge. Darum betrifft, was Tacitus berichtet, die Schichte der Edeln und Freien. Und das ist ebenso bei Julius Cäsar, der hundertfünfzig Jahre früher mit den ersten größeren Schwärmen der Germanen zusammentraf und über sie schrieb. Bei Cäsars Bericht ist freilich zu berücksichtigen, daß die Germanen, die er kennen lernte, in höherem Maße Wikingerauslese waren als die spätern. Sie waren auch „während vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen", wie ihr Anführer Ariovist bei Cäsar selbst sagt. Da mußte manches Unwesentliche abgestreift worden sein.

Cäsars Worte über die Religion der Germanen sind (Gallischer Krieg VI, 21): „Die Germanen weichen sehr von dem Brauche der Gallier ab: sie haben weder Druiden (Priester), die dem Gottesdienste vorstehn, noch legen sie Wert auf Opfer. Unter die Götter rechnen sie nur jene Mächte, die sie mit Augen sehen und durch deren Wirkung sie offenbarlich gefördert werden: Sonne, Feuer und Mond (Sol, Vulcanus, Luna); die übrigen kennen sie nicht einmal vom Hörensagen." Die Verehrung des Mondes (Diana) bei den Germanen erwähnte auch Plinius in seinen verlorenen „Germanenkriegen". An andrer Stelle (Gall. Krieg I 50) berichtet Cäsar von weissagenden Frauen: er habe nach einem Teilangriff die Gefangenen gefragt, warum Ariovist es zu keiner Schlacht kommen lasse, und daraufhin erfahren: „Der Grund wäre der, daß bei den Germanen die Sitte herrsche, daß ihre Hausfrauen durch Loos und Weissagung erklären, ob es rätlich sei, eine Schlacht zu liefern, oder nicht; diese hätten also geredet: nicht sei es

der Götter Wille, daß die Germanen Sieger blieben, wenn sie vor dem Neumond eine Schlacht schlügen." Plutarch gibt an (Cäsar, 19), die germanischen Weiber hätten da aus den Wirbeln und Strudeln der Flüsse geweissagt, Cassius Dio aber zeigt uns Ariovist als über der Sache stehend (Röm. Geschichte, XXXVIII, 48). Erst habe er — „denn er achtete auf die weissagenden Weiber" — nur einen Teil seines Heeres gegen die Römer ausrücken lassen, „als aber die Römer gegen Abend sich wieder zurückzogen, stürzte er sich plötzlich auf sie, und wenig fehlte, so hätte er ihr Lager erobert. Da ihm alles so glückte, kümmerte er sich wenig mehr um die Weiber und ließ, als die Römer sich am folgenden Tage, wie sie es Tag für Tag taten, in Schlachtordnung stellten, auch seinerseit antreten". Die nun folgende Schlacht verlor Ariovist, vermochte aber noch sich selbst zu retten.

Das zeigt, daß die germanischen Edeln wie auf Opfer so auch auf die Weissagungen wenig Wert legten. Beide waren aber da, waren durch Überlieferung geheiligt. Sie bestanden noch bis in die Spätzeit der Edda und haben dort dieselbe Wertung bei den Edeln und Freien, wie noch zu belegen sein wird. Wer sie außer acht ließ, galt darum doch nicht als Ketzer, ward nicht verfolgt und ausgestoßen. Daß die geistig nicht so hoch Stehenden Opfer und Weissagungen anders betrachteten, ist natürlich sicher. Außer den bereits erwähnten findet sich die Weissagung aus Opferblut in einer grausen Weihehandlung, die Strabo (um 10 v. Chr.) in seiner Erdbeschreibung (VII, 2) von den Cimbern erzählt: „Unter den Weibern, die die Cimbern auf der Heerfahrt begleiteten, waren weissagende Priesterinnen, grau vor Alter, in weißen Gewändern, darüber Mäntel aus feinstem Flachs und einen ehernen Gürtel, unbeschuht; die traten den Kriegsgefangenen mit Schwertern in der Hand im Lager entgegen, bekränzten sie und führten sie an einen ehernen Kessel, der etwa zwanzig Maß faßte. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem Gefangenen, der

über den Rand emporgehoben wurde, die Gurgel; aus dem Blute, das in den Kessel strömte, weissagten sie. Andere schnitten ihm den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide und verkündeten den Ihrigen den Sieg. Während der Schlachten trommelten sie auf Fellen, die über die geflochtenen Wagendecken gespannt waren, und machten einen fürchterlichen Lärm." Die in der Heimat gebliebenen Cimbern schickten später einen ihrer heiligen Kessel, den heiligsten, an Kaiser Augustus, um mit den Römern wieder Beziehungen anzuknüpfen (Strabo, ebenda). Solch ein silberner Opferkessel wurde bei Gundestrup in Jütland gefunden; unter seinen Darstellungen ist auch ein **Menschenopfer**. Er gehört noch in die ältere Eisenzeit. Die blutigen Opfer erwähnt auch Ovid in einem Gedicht aus der Verbannung (Tristia IV, 2):



Kesselwagen von Peckatel bei Schwerin
Nach K. H. Wels, „Germanische Vorzeit" (Leipzig 1923)

Treulos umschloß an Stätte, der Rettung barer, die Unsern
Dieser, dem wallendes Haar fällt auf das rohe Gesicht;
Der ihm folgt, die Gefangenen hat er zu Ehren des Gottes,
Heißt es, ermordet, der oft selbst sich vom Opfer gekehrt.

Noch der späte Prokopios, der den Gotenkrieg bis 553 beschrieb, erwähnt Menschenopfer bei den Herulern (II, 14), den schon verchristeten Franken, die gotische Kinder schlachteten und als Erstlingopfer des Krieges in den Fluß stürzten (II, 25), und erzählt von den Bewohnern Thules, den Nordgermanen: „Sie beten viele Götter und Dämonen an: Götter des Himmels, der Luft, der Erde und des Wassers und alle möglichen Dämonen, wie sie im Wasser der Quellen und Flüsse leben sollen. Sie bringen eifrig Opfer dar, auch von Tieren; das herrlichste Opfer aber ist der Mensch, und zwar der erste Kriegsgefangene. Diese opfern sie dem Ares (Ziu), der ihr oberster Gott ist. Solche Menschenopfer bringen sie nicht nur blutig dar, sondern sie hängen den Kriegsgefangenen auch an ein Holz oder werfen ihn in die Dornen oder bringen ihn auf andre höchst martervolle Weise um." Die Dornen und das folgende scheint der Phantasie Prokops entsprungen zu sein. Nur das Hängen ist neben der blutigen Opferung kultischer Tod, wie sich noch erweisen wird.

Die wichtigsten Nachrichten über den Glauben und die Kultbräuche der Germanen verdanken wir Tacitus und namentlich seiner „Germania", die um 100 n. Chr. entstanden ist. Einzelnes findet sich auch in den „Geschichten" (Historien) und in den „Jahrbüchern" (Annalen), die er in den nächsten zwei Jahrzehnten verfaßte.

In seiner „Germania" schreibt Tacitus an der Hauptstelle (9) über die Germanen: „Von den Göttern ehren sie am meisten Wode (Mercurius); dem werden an bestimmten Tagen sogar Menschenopfer dargebracht. Dem Donner (Hercules) und dem Ziu (Mars) bluten dagegen angängigerweise nur gewisse Tiere. Ein Teil der Sueben opfert auch der Itis (Isis). Welchen Grund und welchen Ursprung dieser fremde Dienst hat — Tacitus ward hier durch den Namensanklang irregeführt — habe ich nicht ermitteln

können; doch läßt ihr Bild als Schiff die Einführung aus der Fremde annehmen. Übrigens die Götter in Tempelwände einzuschließen oder in Menschengestalt darzustellen, ist nach ihrer Ansicht unvereinbar mit der Hoheit der Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie ihnen und nennen Götter überhaupt nur jenes Geheimnisvolle, das sie allein in ehrfürchtiger Ahnung schauen."

Mit Itis (Göttin) ist die Jungfrau und Mutter gemeint, die später als Frowa (Freya) und Fria (Frigg), als Holda und noch unter vielen andern Namen erscheint, Jungfrau am Himmel, Erde und Mond in einem, wie noch besonders erörtert werden wird. Im späteren Althochdeutsch lautet der Name Idis: eiriz sâzun Idisi, „einst saßen Idisen", in den Merseburger Zaubersprüchen. Im Altnordischen lautet er Dise (dis). Die Wurzel ist wohl div, „leuchten", wie bei Ziu und Zeus, lateinischem deus, altindischem deva. Das Schiff wird der Göttin beigegeben oder gilt als ihr Gleichbild, weil am Himmel das Schiff (Argo) zugleich mit dem Haupte der Jungfrau aufgeht. (Siehe die Sternkarte S. 78/79.)

Daß unter Mercurius Wode zu verstehn ist, bezeugt namentlich der Langobarde Paulus Warnefrids Sohn: „Wodan, den sie mit Zusetzung eines Buchstabens auch Gwodan nannten, ist derselbe, der bei den Römern Mercurius heißt; er wird als Gott von allen Stämmen angebetet." Bei der Gleichsetzung von Herkules mit Donner und von Mars mit Ziu gibt es ebensowenig Zweifel.

In dieser zusammenfassenden Stelle gibt Tacitus offenbar den Glauben der höchsten Schichte der Germanen wieder, und man hört durch, daß es auch sein Glaube war. Besonders, daß es edler sei, das Göttliche in der freien schöpferisch webenden Natur zu verehren als in steinernen toten Tempeln, findet man auch von Seneca und von Plinius gesagt. Die gehörten ja noch einer Zeit an, die das von Horaz überlieferte Sprichwort hatte: „Der ist schwarz, vor dem hüte dich, Römer" und deren bedeutendste Persönlichkeiten, vor allem Kaiser Augustus und die schönsten Frauen, ausdrück-

lich als blond geschildert werden. Seneca sagt (Brief 41): „Betritt einen Hain dicht voll alter Bäume von ungewöhnlicher Höhe: ein Zweig bedeckt den andern, und das dichte Laub wehrt den Aufblick zum Himmel: dieser hohe Wuchs des Waldes, die geheimnisvolle Stille, das Staunen über den dichten, nirgends unterbrochenen Schatten weckt in dir den Glauben an die Gottheit." Und Plinius (Naturgeschichte XII, 1): „Nicht größer ist die Andacht, mit der wir zu den von Gold und Elfenbein schimmernden Götterbildern flehen, als die, mit der wir die Haine und darin das tiefe Schweigen selbst verehren." Ganz so auch hatten die Griechen neben den Tempeln ihre heiligen Haine.

Hierher gehört ferner die Stelle über die Verehrung der Zwillinge bei den Naharvalen (Germ. 43): „In deren Lande liegt ein Hain mit uraltem Gottesdienst, dem ein Priester in Weiberkleidung vorsteht. Die Gottheiten aber, nach römischer Auslegung Kastor und Pollux, denen sie auch im Wesen gleichen, tragen den einheimischen Namen Alken. Kein Bild, keine Spur fremden Einflusses, doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt."

An andern Stellen wieder sagt Tacitus von Glaubensvorstellungen und Bräuchen, die man in den tieferen Schichten und in örtlicher Begrenzung vorfand. So berichtet er (Germ. 10): „Auf Weissagung und Loswerfen geben sie so viel wie andere Völker. Dies geschieht in sehr einfacher Weise: einen von einem fruchttragenden Baum geschnittenen Zweig zerschneiden sie in kleine Reiser, märken die mit bestimmten Zeichen und streuen sie aufs Geratewohl auf ein weißes Gewand. Drauf nimmt, wenn von Gemeinde wegen das Los befragt werden soll, ein (der?) Priester der Gemeinde, sonst das Sippenhaupt nach Anrufung der Götter, den Blick gen Himmel gewandt, dreimal je ein Reis auf und deutet deren Sinn nach den eingeritzten Zeichen. Sind diese ungünstig, so findet an dem Tage keine weitere Befragung in derselben Sache statt; sind sie günstig, bedarf es der Bestätigung noch durch andere Vorzeichen. Von solchen ist auch hier die Sitte bekannt, auf

Schrei und Flug der Vögel zu achten. Eigentümlich dagegen sind diesem Volke die Anzeichen und Warnungen durch Pferde. Auf Gemeindekosten werden in jenen Hainen schneeweiße, durch keine irdische Arbeit entweihte Rosse gehalten. Ziehen diese den heiligen Wagen, so begleitet sie der Priester mit dem Könige oder dem Fürsten der Gemeinde, um ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten. Keinem andern Vorzeichen wird mehr Glauben geschenkt, nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Vornehmen und den Priestern. Denn sich halten diese nur für Diener der Götter, jene (die Pferde) aber für Mitwisser. Noch eine dritte Art von Weissagung gibt es, wodurch man den Ausgang schwerer Kriege zu erkunden sucht: einen Gefangenen des Volkes, mit dem sie Krieg haben, lassen sie mit einem aus der Mitte des eigenen Erwählten kämpfen, jeden mit seinen heimischen Waffen. Der Sieg des einen oder des andern gilt als Vorhersage der Entscheidung."

Hervorheben möchte ich hier, daß Tacitus selbst den Unterschied zwischen dem „Volke" und den „Vornehmen und Priestern" macht und den Priestern eine klare Selbstbescheidung zuschreibt, die im Gegensatz zu der Lehre Roms von der magischen, sakralen Art der Priesterschaft im Protestantismus wieder zum Ausdruck kam: der Geistliche ist nur Diener am Worte. Priester als Stand gab es wie zu Cäsars auch zu Tacitus' Zeit noch nicht, und es kam bei den „heidnischen" Germanen zunächst überhaupt nicht dazu; erst in der Spätzeit und auch nur in einem Lande, in Schweden, scheint man auf dem Wege dahin gewesen zu sein. Immer verrichtete nur der einzelne Priester die altgeheiligten Bräuche, und jeder Hausvater konnte sein eigner Priester sein. Auch hier greift der Protestantismus mit seinem „allgemeinen Priestertum" und damit, daß er den Geistlichen „verordneten Diener der Gemeinde" sein läßt, auf das Alte zurück, ohne daß er davon Kunde hatte, einzig und allein aus dem gleichen Geiste heraus. Gleichwohl aber sind dem Priester gewisse Rechte gegeben und trägt er gelegentlich besondere Tracht: „Die Todesstrafe zu verhängen oder jemand zu

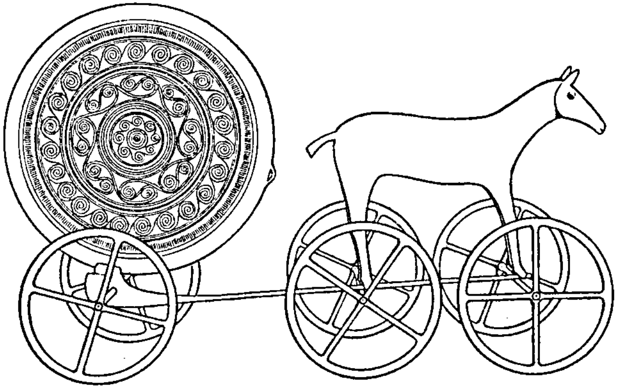
binden oder auch nur zu schlagen, ist lediglich den Priestern anheimgegeben: nicht wie zur Strafe, oder auf des Feldherrn Geheiß, sondern gleichsam auf Weisung der Gottheit, die sie in den Schlachten gegenwärtig glauben" (Germ. 7); bei den Naharvalen versah, wie erwähnt, ein Priester in Weiberkleidern den Dienst im Hain der Zwillinge, der „Alken".

Von den heiligen Wäldern, worin die Germanen die Götter verehrten, nennt Tacitus einige mit Namen, so den eben erwähnten Hain der Zwillinge bei den Naharvalen, den der Semnonen, den man nur gefesselt betreten durfte (Germ. 39), den der Nerthus (Germ. 40), den, wohin Claudius Civilis unter der Vorgabe eines „Gelages" — einer Festfeier — die vornehmsten Bataver beruft, um sie wider die Römer aufzureizen (Hist. IV, 14), den Donnershain Ann. II, 12) — Tacitus sagt „Herkules" —, den Baduhennahain (IV, 73). Ein einziges Mal spricht Tacitus von einem Tempel, dem der Tanfana (Ann. I, 51): Im Jahre 14 n. Chr. wurde im Gebiete der Marser, etwa in der Gegend von Osnabrück, von Germanicus zur Herbstzeit eine germanische Kultversammlung überfallen und in Schlaf und Betrunkenheit niedergemetzelt und „auch der Tempel, der das höchste Ansehen bei jenen Stämmen hatte — sie nannten ihn Tempel der Tanfana —, dem Boden gleich gemacht". Dieser Tempel war gewiß noch Ausnahme, vereinzelter Vorläufer. Sonst gab es wohl nur umhegte Stätten in den heiligen Hainen, wo die „Bilder und Feldzeichen" sich befanden, mit denen sie in den Krieg zogen (Germ. 7), wo man auch, wie Arminius tat, die eroberten Feldzeichen der Feinde den Göttern zu Ehren aufhing (Ann. I, 59). Außer Hainen waren da und dort auch Wässer heilig. Im Nerthushain befand sich ein See; die Chatten glaubten, ihrem Flusse (der Werra?), aus dem sie Salz gewannen, während andere Stämme das Meerwasser verdampfen lassen mußten, „sei der Himmel vorzüglich nahe und nirgendwo werde das Gebet der Sterblichen von den Göttern so aus der Nähe vernommen" (Ann. XIII, 57).

☞ Die Bilder der Götter waren nach Tacitus nur Gleichbilder, so für Isis das Schiff. Die Gleichbilder der Zwillinge, die als Jünglinge verehrt wurden, aber ein — menschliches — Abbild nicht hatten, werden — wie bei den Spartanern — Pfähle gewesen sein, und solche zwei Pfähle nebeneinander meint Tacitus wohl mit den „Säulen des Herkules" im Lande der Friesen an der Nordsee (Germ. 34). Sonst freilich stellen die Säulen des Herkules das Tor der Milchstraße vor, woran Orion-Herkules-Donner steht. Die Aestier (Esthen), die Tacitus nach Lebensweise und Aussehen den Sueben gleichstellt, aber nach ihrer Sprache — sie ähnle der britannischen — von ihnen unterscheidet, verehrten die Göttermutter und trugen als äußere Zeichen ihres Glaubens Eberbilder; diese schützten besser als Waffen und jedes andere Mittel den Diener der Göttin mitten unter den Feinden (Germ. 45). Es handelt sich hier um eine von Germanen überlagerte finnische Völkerschaft — die finnischen Sprachen sind voll ältester germanischer Worte —, ihre Herren waren Germanen, und die Eberbilder, die übrigens auch die Angelsachsen hatten, sind darum als germanisch anzusehen. Die Hauptsterne des Stiers, die Hyaden (von hys = Eber) um den Aldebaran, wurden von den Germanen als „Eberhaufe" betrachtet. Bei der Besprechung des Julebers wird darauf zurückzukommen sein. Die „Göttermutter" ist die Jungfrau, die die Sonne „gebar" und mit dem Eber-Stier im Geviert steht. Eber- und Stierbilder wird man sich auch unter den „Bildern wilder Tiere" zu denken haben, die zur Kriegsfahrt aus den Wäldern und Hainen geholt wurden (Hist. IV, 22). Schon die Cimbern müssen bei ihrem Zuge nach Italien ein Stierbild mitgeführt haben. In Plutarchs „Marius" (23) liest man, wie die Barbaren die Schanze jenseit der Etsch erstürmten, den darin weilenden Römern jedoch, „die sich als treffliche Männer gezeigt und würdig für das Vaterland die Gefahr bestanden hätten", freien Abzug gewährten und dies bei einem ehernen Stier beschworen, der später, nach der Schlacht, in des siegreichen römischen Feldherrn

Haus gebracht wurde. Die Quaden schworen nach Ammianus Marcellinus, der am Ende des 4. Jahrhunderts schrieb, bei ihren wie Götter verehrten Schwertern, wonach man das Schwert als Gleichbild des Schwert- und Kriegsgottes Ziu anzunehmen hat.

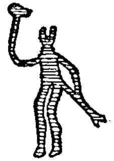
Näheres über die Göttergleichbilder dieser Zeit fehlt in den Nachrichten, aber der Sonnenwagen von Trundholm, der über ein Jahrtausend älter ist, gibt uns eine Vorstellung davon. Wahrscheinlich stellten sich die Krieger



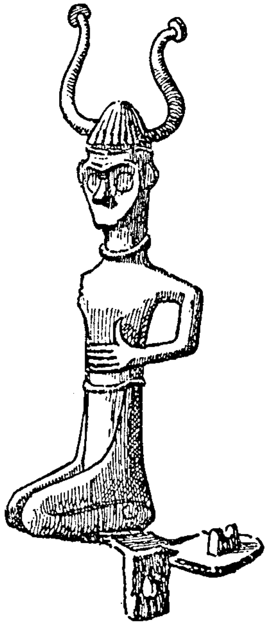
Der Sonnenwagen von Trundholm, Schonen, um 1500 v. Chr.

durch Zeichen, die der einzelne trug, noch besonders unter den Schutz eines Gottes, wie von den Aestiern berichtet ist, namentlich der Helm wird gelegentlich ähnlich wie bei den Galliern solche getragen haben. Ein gallischer Helm mit Stierhörnern und dem Sonnenrad dazwischen — Gleichbild der Sonne des Stierzeitalters —, ein andrer mit Widderhörnern, die dem auf die Stierzeit folgenden Widderzeitalter gelten, sind Beispiele. Ob man sich an die menschliche Gestalt mit der Nachbildung auch schon heranwagte, wird nicht gesagt. Das entging wohl Tacitus' Gewährs-

männern. Ein kleines Bronzebild Donners mit Stierhörnern, das man in Jütland auffand, mag jünger sein, wird aber auf uralter Überlieferung beruhen und ingleichen die Schnitzbilder, die noch Adam von Bremen (um 1070) im Tempel von Upsala sah. Das Donner-Stierbild vereint Orion und Stier. Der fehlende Arm war gewiß erhoben und trug wahrscheinlich den Hammer. Das Knien ist vom Stier genommen, dessen Beine eingeknickt sind. Diese Vereinigung zweier Sternbilder findet sich gerade bei Donner-Orion mehrfach auf den Felsbildern von Bohuslän, und die zeigen dann, daß man schon lange ganz bestimmte Bilder von den „Göttern“ hatte. Man findet sie hauptsächlich an der Ostküste von Schonen. Sie werden um 1500 v. Chr. anzusetzen sein, sind aber künstlerisch geringwertige, rein handwerkmäßige Arbeiten.



Felsbild von Tanum: Donner-Orion mit Stierhörnern, Hammer und Schwert. Nach „Schwedische Felsbilder“ (Folkwang-Verlag, Hagen i. W. 1919)



Bronzefigur aus Jütland: Donner-Orion mit Stierhörnern. Nach Wels, Germ. Vorzeit

Zwei Kultbräuche schildert uns Tacitus eingehender. Die Semnonen (Germ. 39), die sich für die älteste und edelste Volkschaft der Sueben hielten, versammelten in ihrem heiligen Hain zu festgesetzten Zeiten die Abgesandten

aller blutverwandten Stämme, opferten da einen Menschen und begingen dann wilde Festfeiern. „Noch in andrer Weise bezeugt man dem Haine Ehrfurcht: niemand darf ihn anders als gefesselt betreten, ein Zeichen der Unterwerfung unter die Macht der Gottheit. Fällt er dabei zu Boden, so darf er sich nicht erheben oder aufhelfen lassen; an der Erde muß er weiterkriechen. Aus dem ganzen sonderbaren Brauch geht hervor, daß man hier den Ursprung des Stammes vermeint, ingleichen den Sitz des allwaltenden Gottes (regnator omnium deus), dem alles andere unterworfen und dienstpflichtig sei." Der „allwaltende" Gott ist hier noch nicht Wode, dessen Beiwort „allwaltend" später häufig ist, sondern Ziu, der Tageshimmel, wie denn die Sueben seinen Dienst noch lange beibehielten, als er bei andern Stämmen schon zurückgetreten war. Daß Ziu Menschenopfer erhielt, liest man auch in den Annalen (XIII, 57), Wode jedoch, der zugleich genannt wird, bekam wohl die Rosse geopfert: es gebe nämlich Gelübde, wonach man Mars und Merkur Rosse, Menschen, alles, was sich bei den Besiegten finde, der Vernichtung weiht.

Des weitern berichtet Tacitus (Germ. 40) über den Nerthuskult bei sieben meeranwohnenden Stämmen, wovon allein die Angeln sicher feststellbar sind: „Diese verehren gemeinschaftlich die Nerthus, d. i. die Mutter Erde, die nach ihrem Glauben leibhaft unter die Menschen trete und von Volk zu Volk umfahre. Auf einer Insel im Meer ist ein heiliger Hain und darin ein ihr geweihter, mit Decken verhüllter Wagen. Nur der Priester darf diesen anrühren, und er auch erkennt, wann die Gottheit im Innern anwesend ist, und führt dann das mit Kühen bespannte Gefährt mit viel Ehrfurchtbezeugungen umher. Dann sind frohe Tage, und Freude herrscht überall, wo die Göttin einzuziehen und zu rasten geruht. Da ziehen sie nicht in den Krieg, greifen auch sonst nicht zu den Waffen, alles Eisen ist verschlossen, Friede und Ruhe kennt und genießt man einmal, bis der Priester die Göttin, die des Verkehrs mit den Sterblichen überdrüssig ward, in ihr Heiligtum zurückführt.

Nun werden die Wagen, die Decken und, wenn man recht berichtet, die Göttin selbst in einem geheimen See gewaschen; die Unfreien aber, die dabei Dienste leisten, verschlingt sogleich dieser See. Geheimes Grauen und heiliges Dunkel umgibt, was nur Todgeweihte schauen." Der Nerthusumzug stimmt mit dem des Schiffwagens, des carrus navalis, bei den Römern überein, woher unser Karneval der Sache und dem Namen nach stammt. Gebadet hinwieder wurde die Mutter Erde, die Demeter, bei den Griechen; sie wurde dadurch von neuem Jungfrau.

In die religiösen Vorstellungen gehört auch die Sage von der Abkunft der Germanen. Wie die Griechen und andere nordische Stämme hielten auch sie ihre Edeln und Freien für götterentsprossen. Tacitus schreibt darüber (Germ. 2): „In alten Liedern, bei ihnen die einzige Art der Überlieferung und Geschichtschreibung, feiern sie den erdgeborenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus als Ahnherrn und Gründer des Stammes. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die dem Meere zunächst Wohnenden Ingävonen, die in der Mitte Herminonen, die übrigen Istävonen heißen. Manche versichern, was bei dem Alter der Sage begreiflich ist, es gebe mehr Söhne des Gottes und daher mehr Volksnamen: Marser, Gambrivier, Sueben, Vandilier, und das seien die echten und alten Namen."

Diese Sage wird sonst nirgends überliefert, aber auch durch keine andere widerlegt. Die Namen allein schon bezeugen die Echtheit. Ihre Deutung freilich schwankte bisher; man wollte sogar Tuisko statt Tuisto lesen, um gleich den Namen der Deutschen bis in die Urzeit zurückzuführen oder die Germanen für Ziusöhne (Tiuisko) zu erklären. Tuisto jedoch bedeutet einfach Zwilling (Zwist in Wiebelzwist), und da hat man an die an der Ekliptik liegenden, darum aus der Erde auftauchenden, „erdgeborenen" Zwillinge am Himmel zu denken, die zwischen 13012 und 10856 v. Chr. die Sonne am kürzesten Tage und zwischen 6544 und 4388 v. Chr. zur Frühlinggleiche (21. März)

heraufführten. Deren Sohn ist Orion, der „Mann", weil dessen Weltzeit (Orion-Stier) auf die der Zwillinge folgt. Der Orion stand im Winterpunkt (21. Dez.) um 10000 v. Chr., im Frühlingpunkt um 4300 v. Chr. Als Söhne welches der beiden Orione, des Winters- oder des Frühlingsorions die Germanen die Gründer ihrer Stämme betrachten, bleibt zweifelhaft, der Wahrheit kommt der zweite näher. Denn um 4300 v. Chr. können wir sehr wohl die Germanen — mit den ihnen nächstverwandten Kelten, Illyrern und Slaven — als bereits von den andern nordischen Stämmen unterschieden betrachten. Ingvi, Irmin und Istvi, die als die Gründer der drei großen Stämme gelten, sind aber anscheinend nur Beinamen des Himmelsgottes Ziu, und nicht um Stämme handelt es sich, sondern um Kultverbände. *Ingvi* und Ing bildete namentlich im Norden noch lange beliebte Namen; das Geschlecht der Ynglinger wollte von Ing abstammen. Die Zusammensetzung Yngvifreyr deutet auf Gleichsetzung mit Freyr-Fro, dem „Herrn", der Sonne und Himmel zugleich vertritt. Ingleichen führt *Irmin* auf Ziu. Die Irminsäulen werden ausdrücklich als dem Mars (= Ziu) geweiht bezeichnet. *Istvi* kommt sonst nicht vor. Ist die Erklärung des Namens mit „der Brennende" oder „der Entbrannte" richtig — vgl. lat. aestus, „Hitze" —, so wird man auch hier auf die Sonne und den von ihr durchglühten Tageshimmel geführt. Irmin wird „der Große, der Hohe" bedeuten, Ingvi vielleicht „der Freund."

Neben der Stammsage gab es schon zu Tacitus' Zeit natürlich auch eine besondere *Göttersage*. Über deren Ursprung wird in dem Abschnitt „Der Tierkreis" ausführlich zu handeln sein. Hier zunächst der Bericht der „Germania" (3): „Auch *Herkules* soll, wie sie erzählen, bei ihnen gewesen sein; sie besingen ihn als ersten aller tapfern Männer, wenn sie in die Schlacht ziehen. Ebenso soll nach der Meinung mancher *Ulixes* auf jener langen sagenhaften Irrfahrt in diesen Ozean geraten sein und Germaniens Gaue besucht haben. Asciburgium, das am Rhein-

ufer liegt und noch heute bewohnt ist, soll von ihm gegründet und benannt worden sein. Ja, sogar ein von Ulixes geweihter und den Namen seines Vaters Laertes tragender Altar soll sich einstmals an der Stelle befunden haben." Unter Herkules ist wie zumeist *Donner* zu verstehn, unter Ulixes der Wanderer *Wode*. Ulixes-Odysseus bedeutet wohl selbst „Wanderer" (ula, udha im Albanischen „Weg"); sein weites Umherschweifen konnte mit Recht dem Wodes verglichen werden, unter dessen Beinamen mehrere gerade diesen Teil seines Wesens hervorheben (Gangleri, Vegtamr, d. i. „Gangner", „Weggewohn" in der Edda). Asciburgium mag das heutige Asberg bei Mörs am Rheine sein. Aber der Stein mit den Namen des Ulixes und des Laertes, die vielleicht ihre Lesung auch nur einem gelehrten Römer verdanken, wird schwerlich den Germanen zugehören, zumal die Inschriften solcher Steine, deren es damals noch verschiedene in den Grenzgebieten von Germanien und Rhätien gab, griechisch gewesen sein sollen. So können wir aus der Nachricht nur auf Donners- und Wodeslieder denken, wie deren in der Edda noch mehrere erhalten sind, Lieder, die wohl nicht in die Zeit Tacitus' zurückgehn, aber in gerader Überlieferung von den damaligen und noch viel älteren herkommen.

In der bereits mit unfreiem Blute leicht durchsetzten untern Freienschichte mag schon um 100 n. Chr. ein gewisser *Unsterblichkeitglaube* geherrscht haben, der sonst den rein nordischen Völkern ursprünglich fehlt und der auch in der Edda nur erst stellenweise aufschimmert. Tacitus selbst berichtet von dem Totenheer oder *wütenden Heer* (Wodes Heer), worin ein vornordischer Seelenglaube fortlebt. Die Harier, sagt er (Germ. 43), „kämen ihrer angeborenen Wildheit noch durch Kunst zu Hilfe, indem sie schwarze Schilder führten und die Leiber grausig bemalten; dazu wählten sie die Nacht zum Angriff und ahmten das Totenheer nach: kein Feind ertrüge den ungewohnten und wahrhaft unterweltlichen Anblick". Bei höherer Rasse wird dieser Gespensterglaube zu dem an die persönliche Unsterb-

lichkeit oder an die Wiedergeburt. So berichtet denn Appian (Röm. Geschichte I 4, 3), allerdings ein bloßer Sammler zerstreuter und nicht immer zuverlässiger Nachrichten aus der Mitte des 2. Jahrhunderts, von der Hoffnung auf Wiederbelebung nach dem Tode bei den Germanen.

Nicht eben ganz zu Recht hat man beklagt, daß die Nachrichten über den Glauben der Germanen so spärlich und so karg sind. Im Grunde genommen haben wir doch über alles Wesentliche Kunde, und schon aus den ältesten Nachrichten geht die Schichtung nach den Rassegruppen deutlich hervor, vor allem die Freiheit der Edelinge den Überlieferungen gegenüber.

Himmel und Erde

Die Vorstellung vom „Vater" Himmel und der „Mutter" Erde taucht in die ältesten Zeiten zurück und findet sich bei den verschiedensten Völkern. Gleichwohl ist es irrig, sie als eine Art „Völkergedanken" im Sinne Bastians zu nehmen, der von selbst an alle den Orten entstanden sei, vielmehr geht sie auf einen ganz engen Kreis zurück. Das macht schon dies eine klar: der Zusammenhang von geschlechtlicher Vereinigung und Mutterschaft ist eine verhältnismäßig späte Erkenntnis der Menschheit und an jenen Teil davon gebunden, der von Anfang die Ehe als Verbindung je eines Mannes mit je einem oder auch mehreren Weibern hatte, dazu aber auch so spät reif wurde, daß es bei ihm vor der Ehe zu keinem Geschlechtverkehr kam. Noch bis in unsere Zeit gab es schwarze Stämme, die jenen Zusammenhang nicht kannten. Das ist das Ursprüngliche. Denn der Geschlechtverkehr wird einzig und allein als Genuß betrachtet und so früh und so viel wie möglich geübt. Bei den Schwarzen und Gelben üben ihn bereits ganz unreife Kinder, und da hat er dann naturgemäß keine Befruchtung zur Folge. Aber zunächst besteht unter den Farbigen auch überall Promiskuität, Vermischung aller mit allen, der nur geringe Schranken gesetzt sind, keine solchen jedoch, daß sie auf den Zusammenhang von Beischlaf und Zeugung führen müßten. Denn die Weiber haben stets zahlreiche Männer und bei größerer gesellschaftlicher Ordnung doch eine ganze Gruppe davon, alle Sippengenossen oder auch nur alle Brüder, womit das höchste Maß gesellschaftlicher Ordnung bei den Farbigen in bezug auf die Geschlechtlichkeit erreicht zu sein scheint. Auch da ist es unmöglich, den Begriff Vater überhaupt zu fassen. Es gibt immer nur die Mutter. Das wirkt selbst im römischen Rechte noch nach, wo es heißt: pater semper incertus est — „Der Vater ist immer ungewiß" — und sogar noch im napoleonischen Gesetze, das die Vaterschaft zu erforschen untersagt (la récherche de la paternité est interdite). Man spricht

für diese Völker von Mutterrecht (Matriarchat), das auch bei den dunkeln Vorstufen der Weißen geherrscht haben muß; jene Nachwirkungen, die noch um andere vermehrt werden können, erklären sich daher.

Der Begriff Vater stammt allein aus dem Kreise der schon weißen, erst ums zwanzigste Jahr herum geschlechtreif werdenden Menschheit, die wir etwa um 20000 v. Chr. in allem Wesentlichen vorgebildet und vielleicht schon ausgebildet zu denken haben. Da erst, wo gewöhnlich nur ein Mann und ein Weib sich verbanden, mußte man alsbald dazu kommen, den Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Vereinigung und Mutterschaft zu erkennen, in dem Manne und insbesondere in seinem Samen den Erwecker des neuen Lebens zu sehen und alsbald auch die Frist der Schwangerschaft näher zu bestimmen. Aber doch scheint es dazu geraume Zeit gebraucht zu haben. Denn für die Messung der Zeit gab es um 20000 v. Chr. nur erst die Sonne mit Nacht und Tag und den Jahreszeiten. Der Mond wurde, wenn man der Theorie Hörbigers beipflichtet, erst um 13000 v. Chr. von der Erde eingefangen und teilte fortan das Jahr in zwölf Teile — die durch seine Beschleunigung mit der Zeit schon zu zwölfeinhalb wurden —, so daß die Rechnung mit den „Monaten" jetzt leichter war als mit den vielen Tagen. Auch da jedoch brauchte es zur Erkenntnis noch einige Zeit.

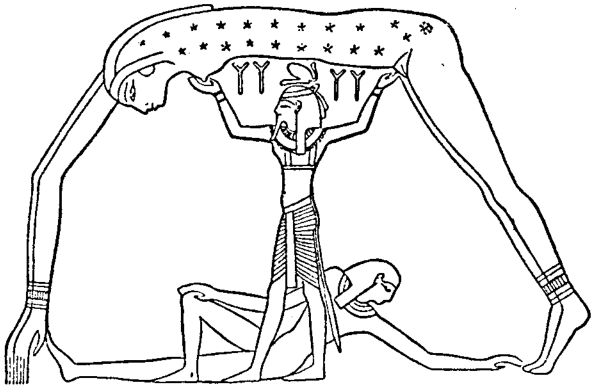
Die „himmlische Geschichtschreibung", die ich mit einer vorläufigen Bemerkung in den „Blauen" begründete, in „Rasse und Kultur" dann bereits wiederholt heranzog, gibt uns den gewünschten Aufschluß. Die drei Gürtelsterne des Orions gelten in verschiedenen Mythen, auch in den germanischen, als Zeugeglied des Mannes, als was der Orion allgemein erscheint. Da wurde eine neue Erkenntnis ganz ebenso versternt wie etwa, als man ein Sternbild Fernrohr, ein anderes Kompaß benannte. Die Errungenschaft mußte vorausgehn, mußte aber noch neuartig genug sein. Doch war die Auffassung der Gürtelsterne als Zeugeglied (Phallus) nur möglich, wenn sie zu der Zeit in einem wichtigen Jahrespunkte standen. Der ist ursprünglich nur

der Winterpunkt, die Zeit des kürzesten Tages. Die Sonne ging nun mit den Gürtelsternen des Orions in den kürzesten Tagen um 10000 v. Chr. auf. Nicht weiter zurück wird man die Erkenntnis setzen dürfen, daß der Mann durch seinen Samen das Kind zeuge. Eben jetzt auch ward die Milch der Kuh als Ersatz für den Samen des Stiers, der zugleich mit dem Orion die Sonne heraufführte, Sonnentrank. Geboren ward jenes Kind nach neun Monaten, also zu Herbstanfang (21. September), womit noch bis in späte Zeiten tatsächlich das neue Jahr begonnen wurde. Das fiel übrigens ungefähr mit der urtümlichen Brunstgezeit der weißen Rasse zusammen. Die muß, wie sich noch aus dem Gebrauch der Germanen ergibt, im Frühwinter ihre Hochzeiten zu schließen, bald danach, etwa im Oktober und November, gewesen sein. Da handelt es sich nur um die Befristung der Schwangerschaft.

Der Begriff „Vater" kann natürlich schon mehrere Jahrtausende früher geprägt worden sein, so daß schon die ersten Nordlingscharen ihn mit bis in die fernsten Fernen nahmen und ihn dort an die dunkeln Völker abgaben. Urtümlich ist er bei den Farbigen nirgends, kann es nicht sein. Dies ward bisher noch nicht berücksichtigt. Alle Worte für „Vater" sind darum auf indogermanische Wurzeln zurückzuführen. Diese sind ab und ba, at und ta. Die Indogermanen selbst, die eine nicht vor 5000 v. Chr. auftretende nordische Welle darstellen, haben zunächst eine besondere Bildeform, die ähnlich zusammengesetzt ist wie die anderer Verwandtschaftbezeichnungen: deutsches Vater, griechisches patēr, lateinisches pater, altindisches padar, womit Mutter (mater), Bruder (frater), Schwester (slavisch sestra) zu vergleichen sind. Daneben jedoch kommen als Koseformen noch Pappa, Atta, Tata überall vor. Semitisches ab, magyarisches atya (vgl. gotisches atta, slavisches otac), chinesisches fu schließen sich an, um nur ein paar Beispiele zu geben.

Erst jetzt konnten Erde und Himmel als Mutter und Vater aufgefaßt werden. Die Verteilung der Rollen war jedoch nicht überall die gleiche. War etwa schon vorher das

Wort dafür mit einem bestimmten grammatischen Geschlecht versehen worden, so war es nicht leicht, dies zu verkehren. Man wird als Deutscher, weil wir die Sonne und der Mond sagen, nur schwer die Sonne als Mann, den Mond als Frau sich vorstellen können, während bei den Griechen und Römern die Sonne männlich (helios, sol), der Mond weiblich (selene, luna) ist und daher diese Verteilung der Rollen natürlich ist. Bei den Ägyptern sind auf diese Weise die weibliche Nut und der männliche Keb in das umgekehrte



Die Himmelsgöttin Nut vom Luftgott Schu gestützt.
Zwischen seinen Armen die vier Himmelsstützen. Unten der Erdgott Keb. Nach Bilderatlas zur Religionsgeschichte von Haas (Leipzig 1924)

Verhältnis gebracht worden: der Himmel ist Mutter, die Erde Vater. Bei den Indern ist djaus, „Himmel", auch ursprünglich weiblich, ist aber für den Sonderfall vermännlicht worden; das Wort hat als männliches sogar eine besondere Fallbildung erhalten, die von der weiblichen, hier regelmäßigen, stark abweicht. Das griechische Wort, das ihm entspricht, „Zeus", hat ganz dieselben Unregelmäßigkeiten, und das führt darauf, daß die Vermännlichung des ursprünglich weiblichen Wortes für Himmel — im Ur-

indogermanischen djeus — schon vor der Trennung der Griechen und Inder stattgefunden hat, um etwa 5000 v. Chr.

Der bloßen Lagerung nach ist es natürlich, den Himmel oben als Vater, die Erde unten als Mutter aufzufassen, allerdings auch nur für den weißen Menschen; denn die Stellung der Farbigen bei der geschlechtlichen Vereinigung ist eine andere. So führt schon dies darauf, daß diese Vorstellung nur bei der weißen Menschheit ihren Ursprung haben kann. Sehr früh auch muß der Regen als Samen aufgefaßt worden sein. Auch wir sprechen noch von dem „befruchtenden Regen". „Es regnet, es segnet", ist Sprichwort. Die Beobachtung, daß auf die Frühlingregen alsbald die Erde zu grünen und zu blühen beginnt, kann leicht genug darauf geführt haben, namentlich im flachen Steppenlande, als das wir uns das Entstehgebiet und die Urheimat der Nordlinge, das Lathamgebiet zwischen England und Norwegen, vorzustellen haben. Aber auch die Sonne gilt gelegentlich als Phallus und ihre Strahlen danach als Samen.

Zwischen Himmel und Erde befindet sich der winddurchwehte Luftraum. Der Himmel in seiner Wölbung erscheint wie von einer Macht emporgehoben. Das stellen die Ägypter so dar, daß der Luftgott Schu mit seinen Armen den Himmel, die Nut, über sich emporstemmt, die Griechen so, daß sie ihren Atlas den Himmel tragen lassen. Von hier aus erklärt es sich, daß gelegentlich der winddurchwehte Luftraum für den Himmel eintreten kann, er als Gott an dessen Stelle tritt, wie wir es beim germanischen Wode beobachten.

Der Himmel selbst zerfällt in zwei klar geschiedene Wesenheiten: den Taghimmel und den Nachthimmel. Die ägyptische Nut ist mit Sternen übersät, stellt demnach den Nachthimmel dar und hat ihren Namen wohl vom Indogermanischen: lateinisch nox, griechisch nyx, albanisch nâta, slavisch noć, deutsch „Nacht". Am Nachthimmel aber fesselte die Beobachter am meisten der Gürtel, die Ekliptik,

worin die Wandelsterne ihre Bahn ziehen, auch der Mond und am Tag die Sonne, wie schon früh erkannt worden sein muß. Auch dieser die Erde umfassende Ring konnte für den Himmel eintreten, zumal er zur Erde geneigt steht und sie an zwei entgegengesetzten Punkten überschneidet, sie gleichsam wie mit Armen umfaßt. Das ist der griechische Uranos (Himmel), der indische Varuna, deren Wurzel var = bedecken, umfassen dieser Vorstellung entspricht. Uranos-Varuna ist der „Umfasser", doch ward das Wort im Griechischen auf den ganzen Himmel ausgedehnt und verdrängte da sogar das ursprüngliche Wort (djeus), das nur in etlichen Redensarten noch erhalten blieb — eu-dios, „bei heiterm Himmel", en-dios, „in der freien Luft" (unterm Himmel) —, im Indischen dagegen beschränkte es sich auf das „Wasserreich" unter der Ekliptik, den die Erde „umfassenden" Himmelsozean, wodurch Waruna in späterer Zeit geradezu als Gott der Gewässer erscheint.

Der Himmel als Vater und die Erde als Mutter sind anfänglich durchaus keine „Götter", sondern nur Erscheinungen, die geheimnisvolle Mächte offenbaren und dadurch zur Ehrfurcht zwingen. Denn Ehrfurcht zu hegen, ist eines der wesenhaftesten Kennzeichen des nordischen Menschen und nur seiner. Die Vergottung solcher Mächte, die nach und nach zu ihrer Verfetischung führt, bezeugt stets fremden Bluteinschlag. Da wird dann ein nicht mehr verstandenes Wort beibehalten und mit einem dem Maße der Verbastardung genau entsprechenden neuen Begriffe erfüllt; der zuerst, darauf das Gleichbild, zuletzt das bloße Wort werden für das Wesen genommen. Das ist die Geschichte jedes einzelnen „Gottes", wie eine erst noch zu schreibende Geschichte der Religionen darzutun hätte. Wir haben nicht im Anfang „das Wort", sondern am Ende.

Die Bezeichnung des Himmels ist bei den verschiedenen Völkern verschieden. Wie die Griechen zu ihrem ouranos kamen, habe ich eben erörtert; das lateinische coelum kennzeichnet ihn als den „hohlen", das altpersische açman als den „festen" — auch wir sprechen von einer „Himmelsfeste" —, das slavische nebo als den „dunstigen", das germanische himmel, himins, heaven als den „umhüllenden". Eine der urtümlichsten Bezeichnungen muß djeus gewesen sein, denn davon kommen das indische djaus, das griechische Zeus, das germanische Ziu, das lateinische Ju (aus Diu) in Jupiter. Sachlich den Himmel bedeutet das Wort nur noch im Indischen, im Griechischen und Lateinischen bezeugen Spuren den ehemaligen Gebrauch, im Germanischen bezeichnet es allein den Gott. Djeus kommt von der Wurzel div, „leuchten", so gilt es vor allem dem Tageshimmel. Lateinisches dies, „Tag", ist denn auch mit ihm wurzelverwandt. Früheste Nordlinge brachten das Wort zu den Chinesen, bei denen tien „Himmel", „Tag" und „Gott" zugleich bedeutet, zu den Mongolen, die in tengri die Entsprechung haben.

Mit Vater ist djeus gewiß schon in urindogermanischer Zeit verschmolzen worden, und das ergibt das indische Djauspitar, das griechische Zeus patēr, das lateinische Jupiter. Wir selbst haben wohl keine Verbindung mit „Ziu", wohl aber das bis heute erhaltene „Himmelvater" im ganzen alpenländischen Südosten. Als Vater bezeichnen den Himmel auch die Ausdrücke Zeus Papaios bei den Skythen, Zeus Papas bei den Bithyniern und Zeus Pappôos in einer Inschrift von Brussa, Deipatyros bei den Tymphäern in Epirus, der Beiname Dschanitar bei den Indern, Genitor bei den Römern, was beides „Erzeuger" besagt. Ganz natürlich erweiterte sich dieser Vaterbegriff von den Pflanzen, die der befruchtende Himmelsregen hervorsprießen und ergrünen und erblühen ließ, auf alles Lebendige auf Erden und am Himmel, auf die Menschen und die kreisenden Sterne, so daß Zeus bei Homer patēr andrôn te theôn te, „Vater der Menschen und Götter", heißt. Da Djeus zunächst der Taghimmel ist, wird der Begriff des Lichten, Reinen auch sittlich genommen: der Himmel ist Gleichbild für die Art der Lichten; was die für rein und für recht halten, wird ihm zugeschrieben: Ordnung, Reinlichkeit, Reinheit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit. Das mag

schon frühe geschehn sein, ohne daß es irgendwelcher dogmatischer Festsetzungen bedurfte.

Die Verehrung des Himmelvaters war ursprünglich keine andere als der Gottesdienst bei den Germanen Cäsars. Noch bei den älteren Römern wurde, wie Varro berichtet, Jupiter nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen und auf freien Höhen angebetet, und ein schlichter Stein genügte als Zeichen. Erst ein Künstler namens Vulca soll ein Bild Jupiters mit Mantel und Blitz aus Ton gefertigt haben, das um 300 v. Chr. durch eines aus Bronze ersetzt wurde. Besondere Priester des Himmelvaters soll schon Numa eingesetzt haben. Der Name flamen dialis für den Jupiterpriester weist in seiner Sprachform auf sehr alte Zeit. Kennzeichnenderweise war zur Erlangung der Würde die Herkunft aus dem höchsten Adel Bedingung und blieb es bis in die Spätzeit. Weil der Himmel die Erde durch den Regen befruchtete — Jupiter pluvius ist redensartlich —, dem Pflanzenwuchs Gedeihen gab, wurde ihm bei Beginn der Aussaat — der Winter- wie der Sommeraussaat — und bei der Einbringung der Ernte geopfert, da zugleich auch der Ceres-Erde, aber auch die Ehe seinem Schutze empfohlen. Gerade die feierlichste Art der Eheschließung, die Confarreatio, die unter der Beiwirkung des Pontifex maximus und des Flamen dialis stattfand, hatte zum Mittelpunkt die Opferung von Speltbrot (farreus panis) durch die beiden Gatten. Schon das altertümliche Brot deutet auf das hohe Alter dieses Brauches. Es war Gleichbild für die aus der Vereinigung von Himmel und Erde entstandene Frucht, Gleichbild für die Vereinigung selbst.

Für die Mutter Erde haben wir keinen urindogermanischen gemeinsamen Namen, nicht für Erde allein und schon gar nicht für Mutter Erde. Zu einem Wort verbunden zeigt die beiden Begriffe nur das Griechische: Demeter = Gēmēter, wie schon die Alten erkannten. (Ob im Griechischen selbst gē jemals zu dē werden konnte, scheint mir fraglich. Ich halte diese Lautung für vorgriechisch und verweise auf das albanische dhē, „Erde".) So haben auch

die Skandinavier die Verbindung Jordmoder (Erdmutter), doch heißt so die Hebamme. Frühzeitig muß das Wort hierzu übergegangen sein; die Edda und das Altnordische überhaupt kennen es jedenfalls als Bezeichnung der Mutter Erde selbst nicht mehr. Die alten Inder dagegen haben die stehende Verbindung prthivi mâtar, die Römer terra mater, die Litauer semmes mâte, die Slaven nennen die Erde gerne „Mütterchen", bei den Deutschen findet sich „Mutter Grün". Die deutsche Nerthus, die Tacitus als terra mater bezeichnet, hat ihren Namen von einem Beinamen der Erde, der sie als „die tüchtige" bezeichnet, die römische Ceres heißt so als die „schaffende" (von crescere, creare).

Tacitus erwähnt den Umzug der Nerthus und das Bad der Göttin; denselben Kult finden wir, wie ich bereits erwähnte, bei der griechischen Demeter. Gleichwohl ist nicht dies als das Urtümliche zu betrachten oder doch nur als ein Teil davon. Das Bad, dem Frühlingregen entsprechend, der die Erde vom Winterschmutze rein spült, ging nur der Hochzeit voran, und die war die eigentliche Feier. Zweifellos wurde zum Gleichbild der Vereinigung von Himmel und Erde zu Anfang die Vereinigung von einem menschlichen Paare im Freien, doch gewiß an kultischer Stätte und unter kultischen Formen, vollzogen. Nahe an die Urzeit führt der später als „alt, abgekommen, nicht zu vollziehen" bezeichnete Brauch der Inder heran, wonach ein Brahmatscharin, ein zur Keuschheit verpflichteter Brahmanenschüler, und eine Dirne, er im umhegten heiligen Raum, sie außerhalb, miteinander streiten und einander aufs unzüchtigste beschimpfen, während, ebenfalls außerhalb, ein anderes, dazu erwähltes Paar die Vereinigung vollzieht.

Diese Feier war bei den Indern auf die Sonnwende verlegt, auf die Zeit, da die Sonne ihre Hoch-Zeit am Himmel hat; ähnliche Feiern finden an andern Orten zu andern bestimmten Zeiten statt, am 1. Mai, zu Ostern, zu Pfingsten, auch noch je nach dem Gegebenen zur Aussaat, zur Ernte. Dies wird das Ursprüngliche gewesen sein, die Festlegung auf bestimmte Fristen das Spätere.

Die älteste Form des Kultus scheint bei den Slaven, namentlich bei den Südslaven, erhalten zu sein: da vollziehen Hausvater und Hausmutter auf dem Ackerfelde die Vereinigung; das soll die Saat fruchtbar machen. Es handelt sich da um Verheiratete und um die Vorsteher der Sippengemeinschaft (Zadruga), die ja in Kroatien selbst noch in meiner Kindheit bestand und erst in den 1890er Jahren völlig aufgehoben wurde. Ebensogut konnte aber auch ein anderes, jetzt von der Gemeinschaft ausgewähltes Paar zu dem heiligen Beilager bestimmt werden, zumal wenn das Vorsteherpaar zu alt oder krank war, und da mochte man besonders gerne ein neues wählen, das noch jungfräulich war. Das Bad, das vor der Hochzeit bis heute üblich blieb, ging da auf jeden Fall voraus.

Von diesem urtümlichen Brauche führen zwei Wege nach verschiedenen Richtungen: der eine zur Entstofflichung, der andere zur Vergröberung. Das Beilager wird entweder abseit im Walde oder in einer Feldmulde und nur sinnbildlich vollzogen, oder aber es wird verallgemeinert, so daß eine ganze Orgie daraus wird, und mit unzüchtigen Liedern, Scherzen, Tänzen verbrämt. Gelegentlich tritt auch beides zusammen, sei es, daß die Vereinigung allgemeiner ist, die unzüchtigen Zutaten jedoch fehlen, sei es, daß diese wohl da sind, die Vereinigung aber sinnbildlich bleibt. Kennzeichnend für das Ineinandergreifen beider Arten ist der erwähnte altindische Sonnwendbrauch: die unzüchtigen Reden führt das Paar, das sich nicht geschlechtlich vereinigt, wovon der Mann sogar unberührt ist, das andere jedoch vereinigt sich ohne das Schimpfspiel. Bei den Südslaven war das Beilager von Hausvater und Hausmutter auf dem Frühlingacker ein durchaus ehrbarer und von jeder Unzüchtigkeit freier Brauch, während es eben in Kroatien zu andern Zeiten — im Herbst, der urnordischen Brunstgezeit — toll genug herging. Wir können uns auch sehr wohl denken, daß ursprünglich die Zuschauer fehlten, als die aber hinzukamen, das Beilager ebenso wie etwa das

der fürstlichen Persönlichkeiten auf öffentlichem Paradebett nur noch sinnbildlich vollzogen ward.

Bei den Germanen haben wir einerseit eine tiefe Verehrung des Himmels, die in Ausdrücken wie „Beim Himmel!", „Ums Himmels willen!", „Hilf, Himmel!" und in dem bereits erwähnten alpenländischen „Himmelvater" bis heute nachwirkt, anderseit das Fehlen eines besondern Kultes. Nur die Sueben scheinen Ziu noch als Himmelsgott verehrt zu haben, worauf die angeführte Tacitusstelle weist — regnator omnium deus, „allwaltender Gott" —, und sie werden noch kurz vor der Verchristung „Cyuvari" (Ziuverehrer) genannt. Ihre Hauptstadt hieß Ziesburg (das heutige Augsburg). Aber das Menschenopfer, das die Sueben nach Tacitus ihrem Allwalter brachten, zeigt Verquickung mit einem andern Dienste an — dem der Zwillinge, also eines Teiles der Ekliptik, eines Einzelgottes, wie noch ausgeführt werden wird —, ebenso wie die übliche Bezeichnung Zius als Mars ihn als Schwertgott, als verquickt mit dem schwerttragenden Orion dartut. In der ganzen Zeit nach Tacitus ist Ziu überhaupt nicht mehr der Himmel, sondern der engere Orionteil des Himmels und damit eine Gleichlaufgestalt Donners, an seine Stelle ist Wode, der winddurchwehte Luftraum zwischen der Erde und der Himmelsfeste, getreten, der Schu der Ägypter, Mercurius in der römischen Wiedergabe, weil dieser Wode-Himmel ebenso wie Mercurius ein rastloser Wanderer ist und das Totenheer führt, auch ähnlich wie der stets mit Hut und fliegendem Mantel dargestellt wird. Der Wodedienst hat allenthalben in Ortnamen und in Bräuchen Zeugnisse von sich zurückgelassen, aber er gehört schon einer spätern Stufe des germanischen Glaubens an. Urtümlich kann nur die Verehrung des Himmels in heiligen Hainen und auf Hügeln ohne Opfer und ohne anderes Zeichen als etwa einen Merkstein sein, wie ihn die ältesten Römer hatten.

Über den Dienst für die Mutter Erde haben wir außer Tacitus' Bericht über den Nerthus-Umzug über-

haupt nichts. Auch da jedoch ist eine Verquickung mit einem andern Dienste eingetreten, mit dem der *Jungfrau und Mutter der Sonne* am Himmel, wie man ihn ähnlich bei der griechischen Demeter feststellen kann. Selbst der Name Nerthus wird ursprünglich kein Beiname der Erde gewesen sein, sondern einer der Jungfrau am Himmel. Denn dort steht Nerd (altnordisch Njǫrþr), der Zentaur unserer griechisch-römischen Sternbilderbenennungen, knapp unter der Jungfrau, die darum seine Tochter oder seine Schwester und Gattin ist. Was die Jungfrau am Himmel und die Erde verband, war das Muttertum: die Jungfrau gebar die neue Sonne, die Erde das neue Grün. Die Gleichsetzung kann aber nur zu einer Zeit erfolgt sein, da die Jungfrau in einem dafür geeigneten Jahrespunkte stand, im Frühlingpunkte (21. März), womit der über das Mittel längere Tag und alles Sprossen und Blühen begann. Das war zwischen 13012 und 10856 v. Chr. der Fall. Seit damals sind gewisse Vorstellungen für die Jungfrau-Mutter am Himmel und die Mutter Erde gemeinsam und gehn, als beide Gestalten sich wieder voneinander scheiden (was nach 10856 v. Chr. natürlich war, weil da schon der Löwe die Frühlingsonne heraufführte), vielfach wechselweise auf die und jene über, so daß wir einzelne Züge bei der Mutter Erde finden, die nur zur Jungfrau-Mutter am Himmel passen, und umgekehrt bei dieser solche, die nur zur Mutter Erde passen.

Zu einem „Dienst" für die Mutter Erde kam es gewiß erst hierdurch, aber er blieb im Grunde künstlich und auch auf engere Kreise beschränkt. Allgemein jedoch ist die Verehrung der *Erde als Mutter alles Lebens und Zuflucht alles Toten.* Griechen und Römer haben in Gebeten zur Gaia, zur Terra mater, in Gedichten auf sie dies immer wieder in schöne, auch uns noch ergreifende Worte gefaßt. „Du teilst in steter Treue die Lebensnährde zu, und, wenn die Seele entweicht, bergen wir uns in dir: alles, was du verleihst, empfängst du also wieder," heißt es in einem solchen Stück.

Nicht einen eigentlichen Dienst hatte die Mutter Erde aber allenthalben besondere Bräuche, wovon der des heiligen Beilagers auf dem besäten Frühlingfelde anscheinend besonders alt war und daher am weitesten verbreitet blieb. Auch der aber mußte eine Grundlage in besondern Vorgängen am Himmel haben, in einer *Hochzeit.* Als solche konnte es gelten, wenn die Sonne, als Mann gedacht, zur Frühlinggleiche mit der himmlischen Jungfrau aus der Erde aufstieg (13012—10856 v. Chr.), insbesondere aber, wenn sie mit ihr die Hoch-Zeit des Jahres (21. Juni bis 21. Juli) innehatte, was im Zwillingzeitalter (6544—4388 v. Chr.) der Fall war. Sowohl auf jene als auf diese Frist weisen die Zeiten des heiligen Beilagers zurück: die Inder hielten es zur Sonnenwende, bei europäischen Völkern, zumal bei Germanen und Slaven, wird es häufiger zu Ostern oder sonst zu Festtagen im Frühling gehalten. Damit ist übrigens zugleich auch die Erstbefristung eines gewissen Ackerbaus gegeben. Denn nur wenn er schon da war, hatte das Beilager, das den Acker fruchtbar machen sollte, einen Sinn.

Die Erde galt als *Schöpferin alles pflanzlichen,* aber auch *alles tierischen Lebens,* den *Menschen* mit einbegriffen. Mehrere Sagen lassen den Menschen unmittelbar aus der Erde entstehn oder daraus gebildet werden: die griechischen von Deukalion und Pyrrha (der „Blonden"), denen die neuen Menschen aus hinter sich geworfenen Steinen entstehn, von Kekrops („Lehmmann?" Vgl. alb. kakër, „Lehm"), der sich seine Krieger aus einer Saat von Drachenzähnen schafft, von Prometheus, der sie aus Ton bildet, die biblische von Jahve, der den Menschen ebenfalls daraus knetet. Die Germanen lassen (in der Edda) nur die Zwerge unmittelbar aus der Erde entstehn, die Menschen jedoch aus zwei Laubbäumen.

Kein Brauch der Erdeverehrung ist tiefer als der der Nordgermanen beim Schließen der *Blutbrüderschaft.* Da wurde eine Grube in die Erde gegraben, ein Rasenstreifen jedoch heil gelassen; die den heiligen Bund schließen-

den traten in die Grube, vermischten dort ihr Blut und gingen unter dem mit Speeren hoch gehaltenen Rasenstreifen hindurch: so erschienen sie als von der Erde selbst geboren und waren in diesem Sinne Brüder.



Afrikanischer Feuerbohrer.
Aus Weule, „Die Kultur der Kulturlosen"

Die drei Feuer

Der Mensch hat das Feuer lange Zeit zu benützen und zu bewahren verstanden, ehe er es bereiten lernte. Noch in unserer Zeit gab es Negerstämme, die das Feuer nicht zu bereiten wußten, es durch Tausch von einem benachbarten Stamme erlangten, wenn es bei ihnen erloschen war. Das ist das Urtümliche. Aber schon der vornordische Mensch besaß das Feuer, wie zahlreiche Feuerstätten in den Ausgrabungen zeigen.

Die Möglichkeit, das Feuer zu erlangen, war gegeben. Die häufigste war wohl die, daß der Blitz einen verdorrenden Stamm getroffen und entzündet hatte. Dann brannte der Stamm noch Tage, ja Wochen fort, zumal, wenn man die Glutstelle sorgfältig mit Asche bedeckte, wie es bei solchen brennenden Bäumen in Afrika noch heute geschieht. Eine zweite Möglichkeit war die, daß das Feuer aus der Erde hervorbrach. Da erhielten sich die glühenden Lavamassen noch viel länger, und immer wieder konnte davon Feuer geholt werden. Diese Möglichkeit jedoch war auf die vulkanischen Gebiete beschränkt. Die dritte Möglichkeit ist die, daß sich zur Hochsommerzeit das Gras oder Buschwerk selbst entzündet. So entstehn Präriebrände.

Das Feuer erschreckte gewiß zuerst den Menschen, aber zog auch seine Neugier an, die ja auch das Tier und zumal sein nächster Verwandter, der Affe, hat, und sowie er sich mit dem Feuer vertrauter gemacht hatte, benützte er es zweifellos zu allererst, um die gefährlichen Tiere damit von seinem Nachtlager zu scheuchen. Aller Abwehrzauber durch Feuer kommt daher, und dessen so weite Verbreitung bezeugt zugleich den frühen Ursprung. Sowie der Mensch das brennende Holzstück in die Hand zu nehmen und zu schwingen wagte, ward das Feuer ein noch größeres Machtmittel für ihn: er konnte damit die Tiere scheuchen. Und es ist wohl richtig erschaut, wenn man die starken oder schnellen Urwelttiere, das Mammut, das Wildpferd, deren Gebeine man zu Tausenden an Felsabstürzen — in Südfrankreich,

in Mähren — lagern findet, sonst unjagbar von dem unbewehrten Urmenschen, mit solchen geschwungenen Fackeln dem Rande des Abgrundes zugetrieben meint. Ob man schon damals dem Feuer zum Danke einen Teil der Beute zu weihen begann und dadurch zum Anrösten des Fleisches kam, wird sich wohl kaum erschließen lassen. Übrigens gab auch das im Präriebrand umgekommene Getier angeröstetes Fleisch und konnte so auf den Gebrauch des Feuers zum Nahrungbereiten, zum Herde, führen.

Vorstellungen konnten schon damals mit dem Feuer verknüpft werden. Der Blitz flog wie ein Vogel vom Himmel herab oder auch nur zwischen den Wolken umher, war demnach Vogel. Da er so oft von Regengüssen gefolgt war, kam er aus dem himmlischen Wasserreich, war demnach Sohn des Wassers. Vielleicht reicht auch die Vorstellung, ein Hammer schlage den Blitzfunken aus den Wolkenfelsen, in ganz frühe Zeit zurück. Den Steinhammer hatte ja schon der einigermaßen aus der Tierwelt emporgetauchte Urmensch. So war dann das Feuer Sohn des Felsens. Kam das Feuer jedoch aus der Erde, so war es deren Sohn. Sah man, wie es von selbst entstand, wie Feuer am Feuer entzündet wurde, so war es gar Sohn seiner selbst, wenn damals die Denkschlüsse des Menschen schon so weit gingen.

Wirklich in die Gewalt des Menschen kam das Feuer aber erst, da er es mit eigner Hand bereiten lernte. Alles führt darauf, daß er es zunächst bohrte, quirlte. Das ist die „heilige“ Feuerbereitung noch bei den Indern, Griechen, Römern, Germanen, obwohl diese Völker längst auf leichtere Art Feuer zu erzeugen vermochten. Da wird ein harter Holzstab in einer weicheren Unterlage mit den Händen gequirlt; der Funke entspringt, entzündet den feinen Malm, der als Zunder dient, und muß nun sorglich beschützt und großgenährt werden. Durch irgendwelche Erwägungen kam der Mensch sicher nicht dazu, sondern durch den „Zufall“. Er mochte damit beschäftigt sein, mit einem Holzstabe, woran ein scharfer Flint befestigt war, ein Loch in ein Brett zu bohren — denn schon längst schuf er sich

verschiedene Gerätschaften aus zubehauenem Holze —, da zersplitterte der Flint, ohne daß er's gleich merkte, und kurz danach, da er noch weiterdrehte, zuckte das Flämmchen auf. Das geschah wohl hunderte Male, ehe er den Funken zu bannen und zu verwenden vermochte, dann aber war es leicht, ihn auch willkürlich zu erwecken. Immer größere Vollkommenheit und Sicherheit darin erlangte sich leicht. Und nicht nur einer wird so die Feuerbereitung „erfunden“ haben, sondern gar manche in dem ganzen Gebiete, das schon zum Löcherbohren mit flintbesetzten Holzstäben vorgeschritten war. Die Mutter des Feuers war in diesem Falle das Holz.

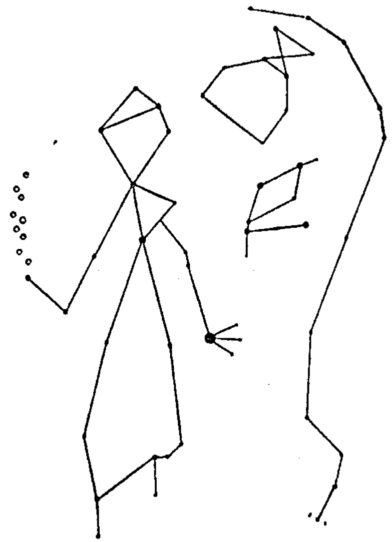
Nicht jedoch nur von der Mutter wird bei dieser Art der Feuererzeugung gesprochen, sondern auch vom Vater, und der Feuerfunke ist ein kleines goldenes Kind. Das führt zu einer Menschengruppe, die schon den Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Vereinigung und Geburt kannte und die zudem Kinder hatte, deren goldenes Haar den notwendigen Vergleichspunkt mit dem Feuer abgab, zu der frühesten nordischen Menschheit. Ob da auch die Erwachsenen schon blond waren, ist nicht sicher. Der Farbstoffmangel wird ja gewiß zuerst nur an den Kindern sich gezeigt haben.

Bohrstab und Bohrbrett gelten bei vielen Völkern als Vater und Mutter, die Edda jedoch überliefert uns in deren Namen, Fárbauti und Laufey, noch eine besonders wichtige Nachricht. Laufey (Laubei) ist die „Laubinsel“. Als Insel kann das Brett ohne weiteres betrachtet werden, aber die Vorstellung kommt wohl von der Wolkeninsel am Himmel her, daraus der Blitz entspringt; darum war die nähere Bezeichnung Laubinsel nötig, um ein Mißverständnis auszuschließen. Fárbauti (Snorri Edda I, 33) bedeutet „Zu Gefahr stoßender“ („boßen“ in „Amboß“) und meint das männliche Zeugeglied, welcher Vergleich sich von selbst ergibt. Von „Gefahr“ — fár hat im Altnordischen einen weiteren Sinn, begreift allerlei Leidbringendes, Haß, Feindschaft, Unheil, Verderben mit ein — kann bei der geschlecht-

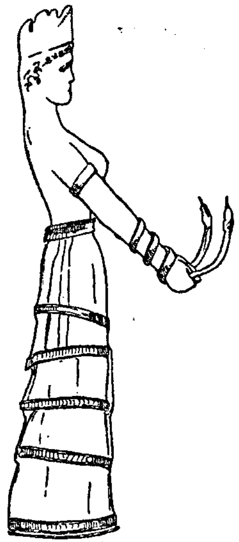
lichen Vereinigung nur dann die Rede sein, wenn das Weib noch Jungfrau ist. Die Erzeugung des Feuers geschieht sonach mit einer Jungfrau. Das setzt voraus, daß von der unmannbaren Jugend der Geschlechtverkehr noch nicht geübt wurde, während er bei Schwarzen und Gelben von frühester Kindheit an besteht; nur dann war es eben möglich, daß der zur Zeugung des Kindes führende Beischlaf der mannbaren Menschen schmerzhaft war, das Zeugeglied als Fárbauti bezeichnet werden konnte.

Die nordische Menschheit ist im hohen Norden, in dem versunkenen Lathamgebiet zwischen England und Norwegen nach der letzten Eiszeit, die um 25 000 v. Chr. zu Ende war, entstanden. Dort wurde zuerst das Feuer „erzeugt"; von dort nahmen die blonden Wikingerscharen schon auf ihren frühesten Zügen die Kunst der Feuerbereitung in alle Lande mit, dahin sie kamen. Wohin sie nicht kamen, blieben die Dunkeln ihrer unkundig bis an unsere Zeit. Die Art der Feuerbereitung änderte sich je nach den Mitteln, die man zur Verfügung hatte, und machte alle Fortschritte durch bis zum Reibholz und zum elektrischen Zigarrenanzünder. Die ältesten Vorstellungen aber erhielten sich und bilden noch heute, von den Gotteskundlern zumeist nicht verstanden oder geflissentlich übersehen, die Grundlage der wichtigsten Glaubenssätze.

Bis in die Urzeit selbst muß die Erkenntnis zurückgehn, daß die Sonne am Himmel Feuer ist; ihr Glanz, ihre Glut ließen das ohne weiteres voraussetzen. Damit gab es drei Feuer: das am Himmel ziehende, die Sonne, das vom Himmel zur Erde herabfliegende, den Blitz, das auf der Erde von den beiden Hölzern erzeugte. Dieses Feuer war um nichts weniger heilig als das durch den Blitz oder die Sonnenkraft vom Himmel oder durch einen Vulkanausbruch aus der Erde gewonnene, denn seine Kraft war ganz dieselbe. Die Erkenntnis der Gleichheit aller drei Feuer ergab die Gleichsetzung von Sonne, Blitz und Reibefeuer und in der Folge die Übertragung der bereits vorhandenen Vorstellungen von einem aufs andere.



Jungfrau mit Helm, Spica (Ähre) und Sternennebel, Wasserschlange (Teil), Becher und Rabe



Kretisches Figürchen aus Elfenbein und Gold: Jungfrau mit Helm und Schlange

Wie der irdische Feuerfunke von Vater und Mutter, die Jungfrau war, erzeugt wurde, dachte man sich auch den himmlischen, die Sonne erzeugt. So wird in der Edda (Webdrutssprüche 89, 90) die Sonne — und neben ihr der Mond, der auch Licht ist — Kind Mindelführs (Mundelferes), des Hebstangenhandhabers, genannt, dessen, der mit der Stange das Feuer reibt, was gerade bei den Germanen noch bis in späte Zeit — bei dem alsbald zu besprechenden „Notfeuer" — oftmals so geschah, daß man eine Stange in der Öse eines eingerammten Pfahles hin und her bewegte, bis das Feuer entsprang. Aber nicht nur als Art von des Feuers Art konnte man die Sonne geboren werden lassen. Am nahen Polarkreis, den man auf Einbäumen an der Küste Norwegens entlang leicht erreichen

konnte, sah man die Sonne tatsächlich an einem Tag gar nicht auftauchen, am nächsten dann als kleinen Funken, als goldenes Rind, von neuem geboren werden. Man gab ihr den Himmel zum Vater, die Erde zur Mutter, die beide ja alles Lebendige — und auch das Feuer „lebte" — er-



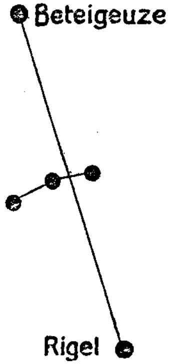
Ischtar als Muttergöttin. Gefunden in Babylon. Nach Jeremias, D. Alte Testament im Lichte des Alten Orients (2. Aufl., Leipzig 1906)



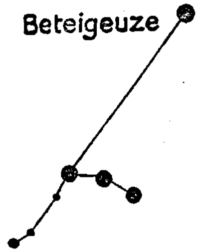
Indische Himmelskönigin, umgeben vom Tierkreis; darunter Löwe und Adler, dieser für den „Raben" eingetreten. Das Rind ist als Feuer gekennzeichnet. Das Original ist ein Schnitzwerk. Die offenkundigen europäischen Einflüsse betreffen nur die Form, nicht den Gehalt. Nach Jeremias

zeugten. Aber man muß auch damals schon den Teil am Horizonte, worin die neugeborene Sonne aufging, das Sternbild, das in ihrem Glanze verblich, worin sie in der nächsten Zeit täglich wieder erschien, als sitze sie darin wie ein Rind auf dem Schoße der Mutter, wie der Feuerfunke auf dem mütterlichen Bohrbrett, Mutter und Jungfrau genannt haben. Denn nie wieder seither hatte es einen

Sinn, jenes Sternbild, das diesen Namen hat, so zu benennen. Von der Mutter und Jungfrau nun wurde die Sonne „geboren" zwischen 19480 und 17324 v. Chr., eigentlich aber, da das Sternbild einen weit größeren Teil der Ekliptik einnimmt als nur ein Zwölftel, von etwa 20000 bis 17000 v. Chr. Der Name des Sternbildes ward von den nordischen Scharen überall hin mitgenommen und ist derselbe darum auch in Babylon, Ägypten und China, wo die Sonne, wie ich bereits erwähnte, überhaupt



Die Hauptsterne des Orions als (kurzstieliger) Steinhammer



Die Hauptsterne des Orions als Hahnenfuß (Hähner) und Mistelzweig

nicht „geboren" wird, wo der kürzeste Tag nur etwa zwei Stunden kürzer ist als der längste.

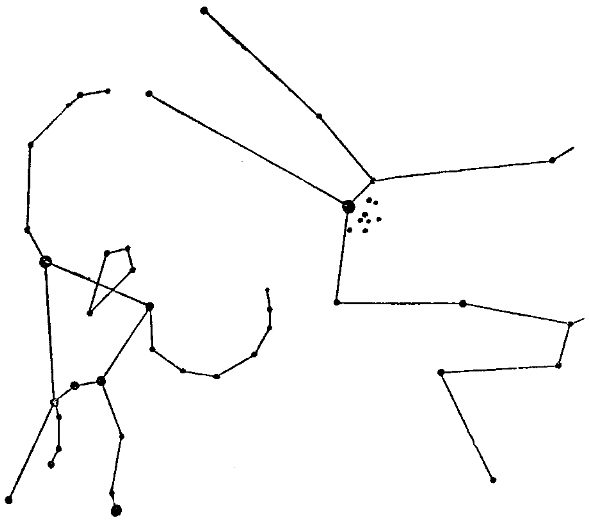
Eine weitere Erwägung lag nahe: der irdische Feuerfunke, der aus zwei Hölzern entsprang, war nicht Art von der Art der Eltern und war das um so weniger, wenn die Menschen nicht nur als Kinder, sondern auch als Erwachsene noch blond waren. Das muß im Laufe der Befestigung und Verstärkung der Farbstoffarmut eingetreten sein. Nicht von Art der irdischen Erzeuger und zumal des Vaters, der beim nordischen Menschen ja schon von Anfang an Träger der Sippe war, erschien das Funkenkind, sondern von Art der

Sonne am Himmel, die ebenso Feuer war. So konnte die Sonne als sein Vater angesehen werden; das irdische Feuer war ihr Sohn, aber auch mit ihr gleich. Das besagt noch das Wort des christlichen Heilands: „Ich und der Vater im Himmel sind eins.“ Damit war aber die Erzeugung des Feuers nicht nur mit einer Jungfrau, sondern überhaupt jungfräulich, ohne Zutun des Mannes geschehn. Der Name Jungfrau erhielt eine noch schärfer umrissene Bedeutung, die zugleich auch das Geheimnisvolle der Geburt des Feuerfunkens glücklich wiedergab. Jungfrau in diesem Sinne ist in der Folge die Mutter der meisten Heilande, auch die Madonna.



Vorderasiatischer Blitz- und Donnergott (hetthitisch Teschup, babylonisch Adad-Ramman). Nach Jeremias

Stärker als je vorher muß die jetzt schon blonde Menschengruppe im Norden dieser ganze Gedankenkreis beschäftigt haben. Nur in dieser Zeit nämlich können dort im Norden, wo der August der Gewittermonat ist — in Süddeutschland ist der Juli, noch weiter der Juni der Monat der häufigsten Gewitter, im tieferen Süden gibt es keine besondere Gewitterzeit mehr —, der Orion als Gleichbild des Blitzes und der neben ihm stehende Stier als das des Donners ihre Namen erhalten haben. Denn dieser Teil der Ekliptik stand zwischen 20000 und 17000 v. Chr. im August, führte da die Sonne herauf; in ihm zog sie während der Gewitterzeit ihre tägliche Bahn. Für den Blitz hatte man verschiedene Vorstellungen. Er konnte ein Vogel sein, dann waren die Hauptsterne des Orions dessen gespornter



Orion mit Gürtel und Schwert als Hammerschwinger, der das Haupt des Stieres zerschmettert

Fuß. Ebenso konnte er ein Hammer sein, der den Funken aus dem Wolkenfelsen schlug, natürlich ein Steinhammer mit doppeltem Bleuel, wie man sie damals schon ganz hübsch zurechtzuschlagen verstand, doch mit etwas zu kurz geratenem Stiel (die Gürtelsterne), der noch im Altnordischen gelegentlich hervorgehoben wird. Erst viel später faßte man den Orion als Mann und gab ihm dann den Hammer in die Hand, manchmal den Blitz, wie ihn Zeus führt, manchmal auch beide. So werden der hetthitische Teschup und der babylonische Adad-Ramman dargestellt. Die Form des Blitzbündels gab die Vorstellung des „Donnerbesens“, die im deutschen Volke noch heute lebt.

Schon von hier aus erklären sich einige Züge, die auf das irdische Feuer und auf die Sonne, das Heilandkind des neuen Jahres, übertragen worden sind. Der Jungfrau am Himmel wurde ein Vogel beigegeben — der „Rabe“ —,

und der „heilige Geist" kommt auf die Madonna als Taube herab, die Axt dagegen findet man dem „Nährvater" Josef, dem Zimmermann, in die Hand gelegt. Diese Züge stammen aus der Blitz-Legende. Namentlich bei den Germanen blieb der Vogel das Gleichbild des Blitzes: man spricht vom „roten Hahn", der jemand aufs Dach gesetzt werden solle, und setzt zur Abwehr des Blitzes ein Hahnenbild auf das Dach, insbesondere auf das der Kirche.

Aber von der Vorstellung der irdischen Feuererzeugung ging ein Hauptzug auch auf das Blitzsternbild, den Orion, über: dessen Gürtelsterne wurden als Phallus aufgefaßt, und damit war das Urbild aller ithyphallischen Göttergestalten gegeben. Es brauchte dieser phallische Orion nur in einen bedeutsamen Jahrespunkt, den der Sonnengeburt oder den der Frühlinggleiche, zu treten, und die besondere Verehrung des Zeugung- und Lebensprinzips unter der Gestalt des männlichen Zeugegliedes mußte die Folge sein. Die beiden Zeiten waren das Jahrtausend von 10800 bis 9800 v. Chr., wo die Sonne im Orion „geboren" wurde, und das von 4400 bis 3400 v. Chr., wo der Orion Frühlingsternbild war. Damit kamen Orionzüge in verschiedene Schöpfersagen und zumal in die über die Erschaffung des Menschen. Prometheus, der bei den Griechen die Menschen bildet, ist mehrfach als Orion gekennzeichnet: er raubt das Feuer aus dem Himmel und bringt es zur Erde, was der Blitz tut, er steht als Titane außerhalb der Götter wie Orion unter der Ekliptik, gegen die er mit den erhobenen Armen zu stürmen scheint, er wird an den Felsen geschmiedet, wo ein Adler ihm die Leber aushackt, was darauf geht, daß die Orion-Frühlingsonne mit der Herbstgleiche (21. Sept.) in die Gewalt des entgegengesetzten Himmelsteils mit Schütze und Skorpion unter dem Adler kommt; der Skorpion mit seinen Scheren gilt da als zackiger Fels. Auch Jahve, der in der Bibel die Menschen schafft, blitzt und donnert und „brüllt" von Zion, was auf den Stier neben dem Orion geht. In der Edda schaffen alle drei Feuer zusammen das erste Menschenpaar: Wode, Hähner und Loder.

Wode vertritt darin die Sonne, Hähner ist der Orion als Blitzvogel und Hahnenfuß, Loder das irdische Feuer.

Die Erzeugung gerade des einen Menschenpaars in der Bibel — Adam und Eva — und in der Edda — Ask und Embla — durch die Orion-Schöpfer hat ihren Grund darin, daß knapp über dem Orion die Zwillinge stehn, die häufig als Mann und Weib gelten und so dargestellt sind. Die drei führten zwischen 13000 und 10000 v. Chr. die Sonne am Tage ihrer Geburt herauf. Die Geburt des Sonnenkindes wurde auf sie selbst übertragen.

Aus diesen Darlegungen schon ist es klar, daß wir in den drei Feuern die wahre „heilige Dreieinigkeit" vor uns haben. Das Christentum mit Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist in Taubengestalt zeigt es noch immer deutlich genug. Gott Vater, der „Vater im Himmel", ist die Sonne, hat aber manche Züge vom Himmel angenommen, ganz so wie Wode-Himmel bei der eddischen Menschenschöpfung für die Sonne eingetreten ist, Gott Sohn als Kind der Jungfrau, auf deren Schoße er sitzt, ist das irdische Feuer, die Taube der Vogel des Blitzes, zugleich Vermittler zwischen Himmel und Erde, Träger der Befruchtung.

Am deutlichsten haben sich die urtümlichen Züge bei den Indern erhalten. Bei ihnen heißt der Feuergott so wie das Feuer selbst: Agni, was mit lateinischem ignis, slavischem oganj, litauischem ugnis, alle das Feuer als Sache bezeichnend, zusammengehört. Keinem Inder konnte es zweifelhaft sein, was Agni war, wenn er Gebete oder Lobpreisungen an ihn richten hörte, wie ebensowenig dem Griechen bei der Anrufung des Helios (Sonne), dem Germanen bei Anrufung Donners (Thors, Thonars). Die Inder sprechen von einem dreifachen Agni-Feuer: in allen drei Reichen der Welt hat er seine Stätte, im Himmel — als Sonne —, im Luftraum — als Blitz —, auf Erden — als künstlich erzeugtes Feuer —; dreifach ist darum seine Geburt; dreifach deren Stätte. Als Sonne wird er am Himmel geboren und heißt darum dividschâ, divijoni (Himmelgeborener), als Blitz ist er Sohn der Wasser (apâm napât),

und im Rigweda liest man von ihm: „Von der Wolkeninsel kommst du herab auf steiler Bahn," als irdisches Feuer ist er der Sproß der beiden Reibhölzer, womit man noch bis in die Spätzeit das kultische Feuer entzündete.

Die Inder auch haben schon eine ganze Dogmatik ausgebildet. Zweifellos stand schon bei den Urindogermanen das Feuer im Mittelpunkt aller religiösen Vorstellungen und in der Folge aller religiösen Handlungen. Daß man ihm einen Teil der Beute gab, führte zum Opfer. Der zum Opfer Befugte, zunächst jeder Hausvater als Herr des Herdes seines Hauses, nahm alsbald eine besondere Stellung ein; das Priestertum konnte sich ausbilden. Der älteste Priestername, noch Indern und Persern gemeinsam, ist Atravan, „Feuerwart". Das Opferfeuer galt immer mehr als das heiligste von allen. Auf dieses wurde die Vorstellung vom Blitze, daß er zwischen Himmel und Erde vermittle, übertragen: Agni war der Bote zwischen Menschen und Göttern, trägt zu diesen das Opfer empor. Der Priester, der das Opferfeuer in seiner Hut hat, vergleicht sich mit ihm, und hinwieder wird das Feuer mit dem Priester verglichen, heißt selbst „Priester". Daneben aber ist es auch König und Held. Wieder von den Blitzen her kommt die Vorstellung, daß er mit seinen Geschossen die bösen Dämonen vernichte. Derselbe Zug kam in die griechische Apollongestalt, die ursprünglich auch das irdische Feuer bedeutete, wie Leopold v. Schröder in seiner hier vielfach angezogenen „Arischen Religion" überzeugend dartat, von da weiter in das Sternbild des Schützen, der den Sonnenspeer oder Apollons fernhintreffenden Bogen führt.

Beim Opferfeuer tritt das Paradoxon ein, daß das Feuer zugleich Sache und Gegenstand der Verehrung, des Dienstes ist: mit dem Feuer wird dem Feuer geopfert oder, anders ausgedrückt: das Feuer opfert sich selbst. Die rassisch bedingte Freude an solcher Kniffligkeit, die den Schein eines tiefsttiefen Geheimnisses erweckte, brachte dieses Selbstopfer des Gottes in die spätere Dogmatik nicht nur der Inder, sondern auch der Germanen, deren Wode

sich Wode opfert (Edda, Hohssprüche 89 ff.), und machte sie zum Erzgeheimnis des Christentums, woran die Gotteskundler noch lange ihren Scharfsinn erproben können.

Daß die Germanen, wie nicht anders zu erwarten, das Feuer in allen drei Gestalten verehrten, bezeugen die alten Nachrichten: Cäsar nennt Sonne und Feuer, Tacitus fügt auch noch Herkules-Donner hinzu, den Orion, der den Blitz vertritt. Die Edda nennt, wie vermerkt, Wode (Sonne), Hähner (Blitz) und Loder (Feuer) nebeneinander als Erschaffer und Beleber der Menschen. Loge, die Lohe des irdischen Feuers, wird in der spätern Sage durch die Verquickung mit Loke, dem „Schließer", dem Schützen des Tierkreises, eine widerspruchvolle, verworrene Gestalt. Zugleich ist er mehrfach mit dem Orion in eins verflossen und zeigt darum Züge der Blitzlegende. So lebt er auch im Volksglauben der Skandinavier fort. Da wirft man den Pelz der abgekochten Milch ins Herdfeuer als Spende für „Lokje", sagt, wenn das Feuer stark knistert, Lokje prügle seine Kinder, nennt aber auch — auf Island — den Hundsstern unter dem Orion Lokabrenna, „Loges Brand", hat die Redensart für die Dünste an schwülen Sommertagen: „Loge treibt seine Geißen aus", was ebenfalls den mit Häbern (Ziegenböcken) ausfahrenden Donner-Orion und zumal die Capella (Ziege) im Fuhrmann über ihm meint, und geht von da selbst zur Sonne über, indem man, wenn die Sonne Wasser zieht, sagt: Lokke drikker vand, „Loge trinkt Wasser".

Der Verehrung der Sonne gelten alle die Sonnenfeuer, die bis in unsere Zeit in weltabgeschiedenen Gegenden fortlebten und seit dem Erstarken der Deutschbewegung von den 1880er Jahren an wieder allgemeiner geworden sind. Winter- und Sommersonnwendfeuer lodern jetzt allenthalben in deutschen Gauen zu den altheiligen Zeiten. Als Person gedacht ward die Sonne sehr selten. In der Edda und in den Merseburger Zaubersprüchen finden sich Spuren davon. In der Edda (Grimnerssprüche 61 ff.) ziehen die Rosse Frühwach und Allklug die Sonne herauf, der Schild

Sänfter aber steht „vor der glänzenden Göttin", damit Berg und Brandung nicht entbrennen; die Merseburger Sprüche nennen sie neben Wode, Balder und Fria als Schwester der Sintgunt, worin man einen Beinamen des Mondes zu sehen hat. Die Verehrung der Sonne verbieten angelsächsische Gesetze ausdrücklich neben der eigentlicher Göttergestalten. Die Verpersönlichung der Sonne ist jedenfalls erst spät eingetreten und hauptsächlich dadurch hervorgerufen worden, daß man sie dem Sternbilde gleichsetzte, worin sie geboren wurde oder zu Frühlinganfang aufging, dieses als Gleichbild für sie nahm.

Die **Verehrung des Blitzes** blieb im Grunde dauernd an das Sternbild des Gewittermonats der Erstzeit, an den Orion in seinen verschiedenen Auffassungen gebunden. Noch heute, wo Orion-Donner die Sonne im Mai heraufführt, spricht man im Volke von „Donnersteinen", „Donnerkeilen" — es sind die geschmolzenen Kieselröhren, die von eingeschlagenen Blitzen herrühren —, obwohl es im Mai nur ganz ausnahmweise schon Gewitter gibt. Der Katholik schlägt, wenn es blitzt, das Zeichen des Kreuzes, das in dieser Form auf die Zeit zurückgeht, da Donner-Orion im Jahrespunkt der Frühlinggleiche stand; es wird hier mit Recht auf den Blitz bezogen. Im übrigen jedoch tritt die Verehrung des Blitzfeuers als solches bei den Germanen ebenso zurück wie die des heiligen Geistes bei den Christen. Donner hat sich fast ganz verselbständigt, obwohl er durch alle Zeiten Herr des Blitzes blieb. Ihm wird darum noch ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Ein überaus merksames Überbleibsel aus ältester Zeit ist das **Notfeuer** der Germanen, das zur Abwendung verschiedener Nöte noch bis ins 19. Jahrhundert hinein da und dort entzündet ward. Nicht jedoch von diesen „Nöten" kommt sein Name, sondern von einer Wurzel die „reiben" bedeutet, weshalb auch älter deutsches nodfyr mit ignis fricatus, „geriebenes Feuer", übersetzt wird. Ursprünglich lautete das Wort Nuotfiur, und dem entspricht das schwedische gnideld (Reibefeuer), von gnida, „reiben"; schwe-

disches vrideld besagt dasselbe. Denn dieses Feuer muß, wenn es Kraft haben soll, durch Reibung gewonnen werden. Aus den erhaltenen Bräuchen ist zu erschließen, daß es ursprünglich von zwei noch unberührten Jünglingen in kultischer Nacktheit und in heiligem Schweigen erzeugt wurde. Vorher mußte alles Feuer in der Umgebung verlöscht werden.

Der Brauch, das Feuer des neuen Jahres — für die ganze Gemeinde, später fürs Haus, zuletzt für den Tempel allein — durch Reibung zu erzeugen, findet sich, wie erwähnt, bei den Indern, bei den Griechen auf Lemnos und bei den Römern im Vestatempel. Zuerst galt er der neuen Sonne, man rieb darum das neue Feuer zur Zeit der kürzesten Tage; als der Süden dann zur Rechnung des Jahres nach der Frühlinggleiche überging, entzündete man das Feuer zu dieser Frist. Dies muß zu einer Zeit geschehn sein, da das Blitzsternbild Orion die Frühlingsonne heraufführte. Hierauf weist die Verquickung des Notfeuers mit dem Phallos — Orion wird ja auch ithyphallisch gedacht — in einem Ostergebrauch der Engländer von Inverchetin und einem andern an einem andern Orte, worüber Kemble berichtet, und im Schweizer Knabenspiel: da wird das Feuer mit einem Seil auf einem Holze gerieben und das „de Tüfel häla", „den Teufel entmannen", genannt. Wie so oft, hat sich hier uraltes Gut im Kinderspiele erhalten. Zur Frühlinggleiche gibt es noch vielfach geschwungene Feuerbrände, die ursprünglich gewiß alle durch „Notfeuer" entzündet waren, aber auch die Sommersonnwendfeuer, deren Einführung erst später erfolgt sein wird, als man auch den vierten Jahrespunkt festgesetzt hatte, wurden an manchen Orten noch bis ins 17. Jahrhundert durch Reibung erzeugt. Vor allem dient das Notfeuer in neuerer Zeit zur Abwendung von Seuche unterm Vieh oder unter den Menschen und wird entweder alljährlich entzündet oder nur im Bedarfsfalle, das zweite offenkundig das spätere. In Bulgarien, dessen einstige Herrenschichte Germanen waren, entzündeten noch um 1850 nackte Jünglinge und

Mädchen ein solches Notfeuer zur Abwendung einer Epidemie. Das Feuer selbst und die angekohlten Brände dienen außerdem zu allerlei abergläubischen Bräuchen, machen die Obstbäume, die Viehställe, die Fischnetze ertragreich, dienen auch zur Hexerei und ebenso gegen diese.

Die gelegentlich berichtete Aufstellung zweier Pfähle nebeneinander, die entzündet werden, die zwei Jünglinge, die es entzünden, deuten doch wohl noch auf die Zwillingzeit (6544—4388 v. Chr.), da die Zwillinge die Frühlingsonne heraufführten, vielleicht sogar noch auf die, da sie die Sonne „gebaren" (13012—10856 v. Chr.). Ihre engere Beziehung zum Orion, die schon oben berührt war, ergibt das.

Für das Zusammenklingen verwandter Vorstellungen, das Übergehen einzelner Züge auf das verwandte Wesen ist gerade der Sonne-Blitz-Feuerdienst kennzeichnend. Er steht zudem im Mittelpunkt des germanischen und alles nordischen Glaubens. In Nebel und Düsternis ist die Farbstoffarmut des weißen Menschen entstanden und verbeständigt worden. Aus jenen Tagen, da die Sonne nur selten in vollem Goldglanze das ewige Wolkig durchbrach, hat er seine Freude am Licht, seine Sehnsucht danach, seine Ehrfurcht vor ihm. Es ist ihm Gleichbild für alles Leben, alle Schöpferkraft, alles Lichte und Strahlende seiner Seele und seines Geistes. Auf seine einfachste Formel gebracht, ist sein Glaube nur Lichtglaube; alles weitere ist Beiwerk.

Der Mond

Zwei Gelehrte, Georg Hüsing und Wolfgang Schulz, suchten und suchen in ihren Schriften darzutun, daß geradezu alle Mythen vom Monde ausgehn. Ihre Mondmonomanie hat zwar kein geringerer als Rudolf Much, unser jetzt bedeutendster Forscher auf dem Gebiete der indogermanischen und germanischen Vorzeit, in seinem Vortrag „Mondmythologie und Wissenschaft" eindeutig zurückgewiesen, trotzdem ist ihre krause Umdeuterei ganz danach, einer großen Zahl jener, die bei unserer Rassemischung noch lange nicht alle werden, baß zu behagen.

Dies eine ist natürlich zuzugeben: Der Mond bietet mit seinen Phasen, seinem allmonatlichen Verschwinden und Wiederkehren ein so stark wirkendes Schauspiel, daß sich die mythenbildende Phantasie jedenfalls mit ihm beschäftigen mußte. Wichtig ist dabei, daß er auf der ganzen Erde in gleicher Weise gesehen werden kann, während die Sonne, wie ich dartat, wohl am Polarkreis „geboren" wird, in tieferm Süden aber nicht. Danach sind die Mondlegenden zunächst an keinen Ort gebunden. Überall konnten sie entstehn, mußten überall die gleichen Grundzüge enthalten. Nicht wie bei der Sonne vermag man hier ein Ausstrahlgebiet der Mythen festzustellen. Findet man eine Mondlegende bei den Schwarzen und bei den Weißen, so konnte sie ebensogut von diesen zu jenen, wir von jenen zu diesen gewandert sein. Erst Nebenzüge gestatten vielleicht im Einzelfalle die Bestimmung der Herkunft.

Wir haben uns hier, da dieses Buch ja nicht für die Mondphantasmisten geschrieben ist, nicht weiter damit zu beschäftigen, wie Georg Hüsing und Wolfgang Schulz alle möglichen noch so offenkundigen Sonnenmythen und sonstigen Sagen auf den Mond umdeuten. All ihre Aufstellungen würden überdies sofort zuschanden, wenn man mit Hans Hörbiger und seinen astronomischen Gewährsmännern den Mond als erst um 13000 v. Chr. von der Erde „eingefangen" betrachten müßte. Auch hier haben sich,

der Rassemischung der Deutschen entsprechend, geschwinde verschiedene Okkultisten der nüchternen Theorie des zünftigen Technikers bemächtigt, um sie für ihre Geschäfte auszunützen; davon muß man völlig absehen. Goethe ist auch an den Faust-Erklärungen nur so weit schuldig, als er den Faust schrieb. Ebenso gleichgültig ist es, daß die Fachgelehrten Hans Hörbiger heute noch ablehnen. Die Vererbunglehre Gregor Mendels hat auch ihre vierzig Jahre gebraucht, bis sie an den Universitäten aufgenommen ward. Im allgemeinen sind ja die Mauern der Universitäten dick, die Schädel der Fachgelehrten aber noch dicker.

Nach genauesten Beobachtungen beschleunigt sich der Umlauf des Mondes im Laufe der Jahrhunderte um ein Geringes, um 10 Sekunden in einem Jahrhundert. Daraus folgt, daß der Mond auch der Erde sich nähert. Das kann nicht anders sein. Denn nirgends im Weltall kann es einen starren Punkt, eine starre Linie, eine sich völlig gleichbleibende Bewegung geben. Deren erste wäre der Tod. Es gibt keine gerade Linie, keinen Kreis, keine Ellipse, keine Parabel usw. Es gibt nur Spiralen, die sich auseinander- oder zusammendrehen. Aber auch diese Spiralen können nicht in einer Ebene bleiben. Denn auch Ebene, Kugel, Ellipsoid usw. gibt es nicht. Sie können auch nicht um einen Kegel oder um ein Paraboloid sich auf- oder abwinden. Nur nähern kann sich jede Bewegung der Geraden, dem Kreis, der Ellipse, der Ebene, dem Kegel, dem Paraboloid. Die Spirale der Bewegung windet sich auf oder ab in der Annäherung an eines dieser Gebilde. Von einer Spirale kann man dabei natürlich nur in bezug auf einen andern Körper sprechen, der seinerseit freilich auch nicht feststeht. Ein Baum steht fest nur in bezug auf uns, die wir uns um ihn bewegen, macht aber mit der Erde deren eigene Umdrehung mit und zieht mit ihr um die Sonne und mit der Sonne durch den Weltraum auf einen Punkt im Herkules zu, der selbst nur wieder in bezug auf die Sonne und das Sonnensystem festzustehn scheint.

Der Mond nähert sich der Erde in einer Spirale, die

nahezu in einer Ebene liegt — bei dem Ausgleich der Einwirkungen kam es im ganzen Sonnensystem dazu, daß alle Planeten nahezu in einer Ebene laufen und zwar in derselben wie unser Mond —, er muß demnach einstmals ferner von ihr und zugleich langsamer um sie gelaufen sein. Denn bei jeder sich verengernden Spiralbewegung tritt Beschleunigung ein wie bei der umgekehrten Verlangsamung. Nicht Aussendling der Erde ist nach diesen Erwägungen der Mond, sondern ein fremder Körper, nicht leiblicher, sondern Adoptivsohn. Er wurde, der ehedem in Marsferne seine Bahn um die Sonne gezogen war, bei einer schon zu großen Annäherung an die Erde, die einmal eintreten mußte, von dieser an sich gerissen und aus dieser Kraft und der seiner Eigenbewegung ergab sich als Resultante das spiralige Kreisen um die Erde.

Schon mehrere Monde hat sich die Erde nach Hörbiger so eingefangen. Jeder kam ihr am Ende so nahe, daß die Erdanziehung Stücke von ihm losriß, die dann in einem ganzen Saturnring um sie kreisten und schließlich mit ihr sich vereinigten. Auch unser Mond muß einst dieses Schicksal haben und der Erde schwere Katastrophen bereiten. Nach ihm wird der Mars der nächste Mond der Erde. Jeder Mond verursacht eine neue Eiszeit auf der Erde. Er zieht, je näher er der Erde kommt, um so mehr die Wasser und das Luftmeer vom Pole an sich, zu der Stelle, darüber er sich befindet. Wenn er einmal in genau 24 Stunden um die Erde sich dreht, wandert er mit ihrer eigenen Umdrehung und steht darum immer über einer einzigen Stelle. Dorthin muß dann alles Wasser und alle Luft streben. Der Luftzug allein schon bewirkt Abkühlung, anderes kommt hinzu. Über dieser Stelle muß ein ungeheurer Wellengipfel entstehn und im Norden und Süden davon die Vereisung alles Wassers: Eiszeit. Der Umlauf des Mondes wird dann noch schneller als die Umdrehung der Erde; die Wasser schwappen zurück, alles gerät in ein Wirbeln, die Massen des zerbröckelnden Mondes stürzen ein, und noch lange, nachdem der Mond schon völlig gelöst und von der Erde

aufgenommen ist, kommt die Bewegung nicht zur Ruhe. Hat sie sich endlich doch ausgeglichen, dann ist paradiesische Zeit ohne Ebbe und Flut im Wassermeer, ohne Stürme im Luftmeer, reiche und gleichmäßige Sonnenbestrahlung und üppiger Pflanzen- und Tierwuchs.

Die letzte Eiszeit war nach den schon ziemlich sicheren Berechnungen um 25000 v. Chr. zu Ende. Um 13000 v. Chr. kam unser jetziger Mond, der bis dahin ein schöner, strahlender Planet gewesen war, aber in sehr verschiedener Größe erschien, in Erdnähe sehr groß, in Erdferne nicht größer als etwa ein vierfacher Mars, dazu, von der Erde eingefangen zu werden. Bis dahin war er gelegentlich vom Erdschatten bedeckt worden, war darin verschwunden und wieder daraus aufgetaucht, jetzt erst wurden seine Phasen regelmäßig. Große Umwälzungen waren die Folge dieser neuen Begleitung. Der Untergang eines ganzen Weltteils, der Brücke zwischen Europa-Afrika und Amerika, der sagenhaften Atlantis, wird damals stattgefunden haben.

Der Mond kann zuerst nur erheblich langsamer um die Erde gelaufen sein. Jetzt erneuen sich seine Phasen $12\frac{1}{2}$ mal im Jahre, genau nach 29 Tagen 12 Stunden 14 Minuten 2,8 Sekunden. Daß die Bewegung des Mondes sich beschleunigte, hatte schon Halley zu Ende des 17. Jahrhunderts bemerkt, aber erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts bestätigte das Dunthorne, der hierzu zweitausend Jahre zurückliegende Mondfinsternisse berechnete; er fand die Beschleunigung des Mondumlaufs von 10 Sekunden innerhalb eines Jahrhunderts. Das ergibt in 600 Jahren eine Minute, um die der Mond täglich später als nachher am Himmel erschien, aber in 1200 Jahren nicht nur eine weitere Minute, sondern etwas mehr, weil ja zugleich der Spiralkreis, der jetzt immer enger wird, in umgekehrter Richtung sich stetig vergrößert, der Mond daher im Umlauf um die Erde eine längere Bahn als heute durchmaß. Im ersten Falle würde der Mondumlauf erst in $60 \times 600 = 36000$ Jahren um eine Stunde beschleunigt worden sein, vor 36000 Jahren wäre demnach der Mond täglich um eine Stunde später als

heute aufgegangen, was im Jahre 365 Stunden = 15 Tage 5 Stunden = $\frac{1}{2}$ Monat ergab. Damit erneute der Mond dann seine Phasen genau 12 mal im Jahre. Dies trat jedoch aus den dargelegten Gründen zweifellos viel später ein. So kann man annehmen, daß schon um 13000 v. Chr., als der Mond eingefangen wurde, die Phasen sich ziemlich genau 12 mal erneuerten, so annähernd jedenfalls, daß der Mond damals wirklich zum „Messer" der Zeit geeignet war, was sein Name, der vielen indogermanischen Völkern gemein ist, bedeutet. Während jetzt in dem einen Jahr bei Jahresbeginn der Mond etwa im Vollmond steht, steht er beim nächsten in der gerade entgegengesetzten Phase, im Neumond. Dieses Auseinanderfallen der beiden Zeiten, der Mondzeit und der Sonnenzeit, war leicht genug zu beobachten. Lief er aber damals gerade 12 mal innerhalb des Jahres um die Erde, so zeigte er durch lange Jahre jedesmal an den kürzesten Tagen dieselbe Phase. Nach ihm wurde dann das Sonnenjahr in zwölf „Monde" geteilt; die genauere Festsetzung der andern drei Jahrespunkte, des Frühling- und Herbstpunktes zuerst, dann auch des Sommerpunktes, war jetzt erheblich erleichtert.

Die Griechen kennen eine Zeit, da es noch keinen Mond gab: Die Arkader, ihr ältester Stamm, nannten sich Proselenen, Leute, die „vor dem Monde" dagewesen seien. Die Edda weiß noch von einer Zeit, da der Mond der Sonne gesellt war — mit ihr zugleich am Himmel stand — und noch keine Phasen hatte. In der „Wala Schau" (Völospô) heißt es (33 ff.) von den Urzeiten:

Die Sonne schlang südher, gesellt dem Monde,
Ihren rechten Arm um den Himmelsrand.
Die Sonne wußt' nicht, wo sie Wohnung habe,
Der Mond nicht wußte, welche Mächte.
Gingen alle Rater zum Richtstuhle,
Die hochheil'gen Götter, und hielten Rat:
Nacht und Neumond gaben sie Namen,
Benannten Morgen und Mitteltag,
Raste und Abend, nach Jahren zu rechnen ...

Allerdings haben die Schilderungen der Mondverhältnisse hier auf die Sonne abgefärbt. Aber die Erinnerung an die Tatsächlichkeit, die nur beim Monde überhaupt möglich war, mußte zugrunde liegen. Denn Nacht und Tag, Morgen, Mittag, Raste und Abend gab es natürlich auch schon, als der Mond noch Planet der Sonne war.

Ob man nun wirklich noch eine Erinnerung an die Zeit hatte, da Sonne und Mond gesellt am Himmel geleuchtet hatten, oder nur eine solche annahm, jedenfalls waren sie jetzt getrennt, das eine Gestirn gehörte dem Tag an, das andre der Nacht, das eine dem Tagreich über der Ekliptik, das andre dem Nachtreich unter der Ekliptik. Wie dieses dahin kam, konnte die Phantasie verschieden ausmalen, gebunden war sie nur an die sternlichen Verhältnisse. Die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes, die überhaupt jetzt erst möglich waren, konnten sehr wohl mit der Art verglichen werden, wie ein Tier einen Brocken verschlang. Die seltenen Sonnenfinsternisse erregten naturgemäß großen Schrecken, die allmähliche Verfinsterung des Mondes mußte alsbald als natürlich angenommen werden. Die Vorstellung von diesem Verschlingen nun ward auf die eine Märe von der Trennung der beiden Gestirne übertragen, auf die von Ziu, dem Himmel, dem der Fehnerwolf die eine Hand abbeißt. Die Hände flach mit ihren Fingern emporgestreckt galten zweifellos als Gleichbilder von strahlenden Sternen. Eos heißt daher die „rosenfingrige". Die Felszeichnungen von Bohuslän zeigen immer wieder die Gestalt mit den erhobenen beiden übermäßig großen Fingerhänden. Damit sind in diesem Falle die Zwillingsterne Kastor und Pollux gemeint. Ein solcher Gott war auch Ziu, der Taghimmel, gewesen; aber er hatte die eine Hand verloren. Schon dies führt darauf, daß dies zur Zeit der Zwillinge als Geburtsonnensterne geschehn sein muß, daß deren Bild damals das des Sonnenhimmels gewesen sein muß. Und eben darauf führt auch die zweite Märe, wonach Wode, der Luftraumhimmel, sein eines Auge Mimen unten an der Wurzel der Weltesche zum Pfand gab. Das ist die Stelle,

die damals im Winterjahrespunkt stand, als die Zwillinge knapp darüber die neue Jahressonne heraufführten. Dort unten aber stehn großer und kleiner Hund, und einer von diesen, die in der Edda auch als Wölfe gelten, der große Hund, wird Ziu die Hand abgebissen haben. Erst später, als die sternliche Beziehung dafür bereits fehlte, wurde der viel berufenere Fehnerwolf-Löwe an seine Stelle gesetzt. Das ist auch in Snorris „Gylfaginning" (51) noch ausdrücklich gesagt: Am Ende des Weltjahrs kommt Garm (der große Hund) los, der vor Hohlfelsen gefesselt lag: das gibt das größte Unheil, da er mit Ziu kämpft und einer den andern zu Falle bringt.

Auch sonst noch führt die himmlische Geschichtschreibung auf dieselbe Zeit. Sonne und Mond sind in der Sage Zwillinggeschwister, meist die Sonne der Bruder (altindisches surja, griechisches hēlios, lateinisches sol sind männlich), der Mond die Schwester (griechisches selēne, lateinisches luna, weiblich), in den Merseburger Zaubersprüchen Schwestern: Sintgunt (= Sinnahtgunt, „die stets in der Nacht wandelnde") und Sunna, „ihre Schwester". Sie haben ihr Gleichbild in den Zwillingen Kastor und Pollux, die mit am frühesten benamt worden sein müssen, da ihre Gleichheit und ihre Stellung zueinander selbst schon dazu Anlaß gab. Die Sonne nun wurde, wie eben erwähnt, von den Zwillingen geboren zwischen 13012 und 10856 v. Chr., konnte da selbst Zwilling genannt werden, wie sie im Widderzeitalter Widder war, jetzt, im Fischzeitalter, Fisch ist. Dazu mußte sie jedoch das Paar haben. Die Sage, daß Sonne und Mond Zwillinggeschwister seien, hatte sternlich nur damals eine Grundlage, sie konnte aber kaum so weit greifen, wenn der Mond schon früher dagewesen war; denn da mußten sich so viele andere Mären bereits an ihn geheftet haben, daß die eine neue darin ganz untergetaucht wäre. Sie waren ja eigentlich weit mehr Gegensätze und Feinde, wie es Peter Hebel volkstümlich ausdrückt:

> Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut,
> Kommt sie nach Haus, nimmt er den Hut.

Aber nicht das, vielmehr läßt der Mythus der Indogermanen vielfach Sonne und Mond Hochzeit feiern und vermischt zum Gleichbild davon den Sonnentrank — die Milch — mit dem Mondtrank, der immer ein Rauschgetränk war, Met, Soma, Wein. Das stammt wohl noch nicht aus der Zwillingzeit, da dieses Weltalter lang die Sonne in der Jungfrau ihre Hoch-Zeit (21. Juni bis 21. Juli) gehabt hatte, sondern aus der Zeit danach, als es keine himmlische Entsprechung mehr dafür gab (weil jetzt die Hoch-Zeit der Sonne im Löwen, später im Krebs stattfand, heute in den Zwillingen), da wurde die andere Himmelsjungfrau, der Mond dafür eingesetzt. Trotzdem war es unmöglich, Sonne und Mond bräutlich zu verbinden, wenn sie etwa im sonstigen Mythus Gegner waren. Sonne und Mond wurden nach diesen Erwägungen Brautpaar erst in dem auf die Zwillingzeit folgenden Stierzeitalter (4388 bis 2232 v. Chr.). Die Vermischung von Sonnen- und Mondtrank findet man bei den Indern und den Römern, und das weist in die gemeinarische Zeit (um 4000 v. Chr.) zurück.

Vielleicht darf man dafür, daß der Mond und die Sonne der Weltzeit, da er eingefangen ward, als Zwillinggeschwister angesehen wurden, auch die bereits beregte Eddastelle heranziehen, wonach *Sonne und Mond Kinder Mindelführs* sind, des Hebstangenhandhabers. Das spielt zunächst freilich nur auf die Feuererzeugung an. Aber Pfahl und durchgesteckte Stange sind vielfach das Gleichbild für die Zwillinge, die nicht nur nebeneinander stehend, sondern auch quer übereinander liegend gedacht werden. (Darum bedeutet Jakob seinem Bruder Esau gegenüber den mit der Ferse voran geborenen, von ʿaqêbh, „Ferse".) Dann lebt hier eine uralte Erinnerung noch fort. Denn Feuer im Sinne der Sonne, des Blitzes und des irdischen Feuers war der Mond ja nicht, er gab nur Licht, aber nicht Wärme, konnte nicht zünden, er konnte darum das Kind eines himmlischen Mindelführs nur dann heißen, wenn der selbst nicht mehr Person, sondern nur Sternbild war. Der Handhaber des Werkzeugs war

dann für dieses eingetreten, weil er ohnedies vorausgesetzt war.

Der Untergang der Atlantis war nur einer der großen Landeinbrüche im Gebiete der weißen Menschheit.



Nordwesteuropa in der letzten Eiszeit. Die gestrichelten Gebiete waren eisfrei (Lathamgebiet)

Diese allein hatte genug hohe geistige Begabung, ein solches Ereignis dauernd im Gedächtnis zu bewahren. Die Weißen, die über die Atlantis bis nach Amerika gelangt waren, verloren jetzt die Verbindung mit der Heimat, schufen, erst reiner rassig, späterhin immer stärker mit der farbigen Vor-

bevölkerung sich vermischend, ihre eigenen Kulturen, von denen die von Tihuanaca vielleicht soweit zurückreicht. Erst nach Jahrtausenden kamen, nun über Asien, neue weiße Scharen dahin; 1001 setzten von Grönland aus Nordländer über, und 1492 entdeckte Kolumbus Amerika von neuem.

In der Urheimat der weißen Rasse selbst, im Cathamgebiet, das ja flach hingedehnt zwischen England und Norwegen lag, müssen die größten und verderbendsten Einbrüche zu der Zeit stattgefunden haben, da die Sonne von den Fischen geboren wurde, da sie als deren Sohn selbst Fisch war. Denn ebenso die Inder wie die Sumerer lassen ihren Noah von dem Gotte, der Sonne, in Fischgestalt retten. Das hatte nur damals Sinn. Von den Fischen geboren wurde die Sonne zwischen 6544 und 4388; Sternbild der Frühlingsonne waren damals die Zwillinge, und darauf weisen die bei den Griechen aus der Flut geretteten Deukalion und Pyrrha. Die Zwillinge (Kastor und Pollux) werden ja oft als Mann und Weib aufgefaßt. Wenn Deukalion als Sohn des Prometheus, d. i. des Orions, gilt, so ist dies eine nähere Bezeichnung Deukalions als Zwillingstern, denn die Zwillinge beherrschen stets den auf den Orion folgenden Monat, jetzt, wo Orion im Mai steht, den Juni, sind demnach seine Söhne. Das Schiff, worin sich die verschiedenen Überlebenden retten, ist das Schiff Argo knapp unter den Zwillingen, das mit seinem Bug in dieselbe Flut der Milchstraße reicht, worin die Zwillinge stehn. Natürlich ist es sehr wohl möglich, daß sich beim Einbruch großer Stücken Landes da und dort eine Gruppe in „Archen" gerettet hat. Häufiger jedoch wird es gewesen sein, daß sich die Menschen aus dem gefährdeten Gebiet landeinwärts zurückzogen. Wie eben jetzt dadurch, daß das Wohngebiet enger wurde, Seßhaftigkeit und Besitz entstanden, wie diese Notzeit durch den Zwang, alle geistigen Kräfte anzuspannen, erst den blonden Menschen zur Vollendung führte, habe ich in der „Menschwerdung" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) näher ausgeführt.

Daß auch die Germanen eine Erinnerung an die Sintflut hatten, bezeugt das urtümliche Wort, das zur Übersetzung der in der Bibel berichteten Flut gewählt wurde, zweifellos schon vorher da war (Sintflut = große Flut). Aber eine Nachricht fehlt. Denn die Edda-Stelle (Webdrutssprüche 137 ff.), die gewöhnlich, und so schon von dem christlichen Snorri in der Gylfaginning, auf die Sintflut bezogen wird, besagt gar nichts dergleichen. Webdrut sagt Wode nur von seiner eignen frühesten Erinnerung:

Endlose Winter vor der Erde Erschaffung
 Ward Bergbraus geboren:
Das weiß ich frühstes, daß der findige Freter (Riese)
 In die Lade ward gelegt.

»Es enn fróþe jǫtonn á vas lúþr of lageþr«, heißt es in der Urschrift. Lúþr ist erst im übertragenen Sinne „Boot", ursprünglich ein Baumstumpf und der daraus durch Aushöhlen gefertigte Gegenstand, insbesondere der Mahlkasten in der Mühle, dann eine Truhe. „In den Luthr gelegt" kann schwerlich bedeuten: „In der Arche geborgen." Snorri faßte es schon so: „Die Söhne Sohns töteten Brauser (Ymer), da lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß sie darin das ganze Geschlecht der Reifdürsen ertränkten, bis auf einen, der mit den Seinen davonkam: den nennen die Riesen Bergbraus. Er bestieg mit seinem Weib ein Boot (Wiege) und rettete sich so, und von ihm kommt das (neue) Reifdürsengeschlecht." Darauf führt er jenes Gesätz an. Offenkundig verquickt Snorri da die biblische Überlieferung mit einem letzten Nachdämmern der germanischen. So viel jedoch scheint aus verschiedenen Volkssagen hervorzugehn: daß die Sintflutsage bei den Germanen von einem Baume erzählte, von dessen Holz die Wiege für den Retter gemacht werden mußte. Man hat da an die Weltesche zu denken, als was die Germanen die Milchstraße vor allem sich vorstellten, an die Zwillinge, die in ihrem Stamme wie in einer Wiege sitzen, und bei der weißen Frau, die jener Retter zu erlösen hat, an die Jungfrau, in deren Sternbild die Sonne der Zwillingzeit zu ihrer Hoch-Zeit (21. Juni bis 21. Juli) stand. So führt auch die germanische Überlieferung, die

llerdings sehr blaß ist, auf die Zwillingzeit. In einer Sage heißt das Kind „Dold", und das bedeutet selbst „Baumwipfel", kann für die als Pfähle dargestellten Zwillinge — hier in einen verschmolzen — genommen werden.

Daß die *Germanen den Mond verehrten*, bezeugt Cäsar. Mehr als tausend Jahre später verbietet Knut der Große die Verehrung der „heidnischen Götter, der Sonne, des Mondes, des Feuers, des Wassers, der Quellen, der Steine, der Bäume", aber noch im 15. Jahrhundert klagten die Geistlichen, daß manche den Neumond mit gebeugten Knien anbeteten und Hut und Kappe vor ihm abnahmen, und das blieb ortweise noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein Sitte, ja, die rechtgläubigen Juden Polens, die den Brauch entweder aus der palästinischen Urheimat oder aus der späteren am Rhein mitbrachten, gehn noch heute in der Neumondnacht „Liwone benschen", d. i. „den Mond begrüßen". Nur dieser Art scheint der urtümliche Kult des Mondes bei den nordischen Völkern gewesen zu sein. Bei den Griechen und Römern entwickelte er sich nur wenig weiter, bei den Germanen anscheinend gar nicht.

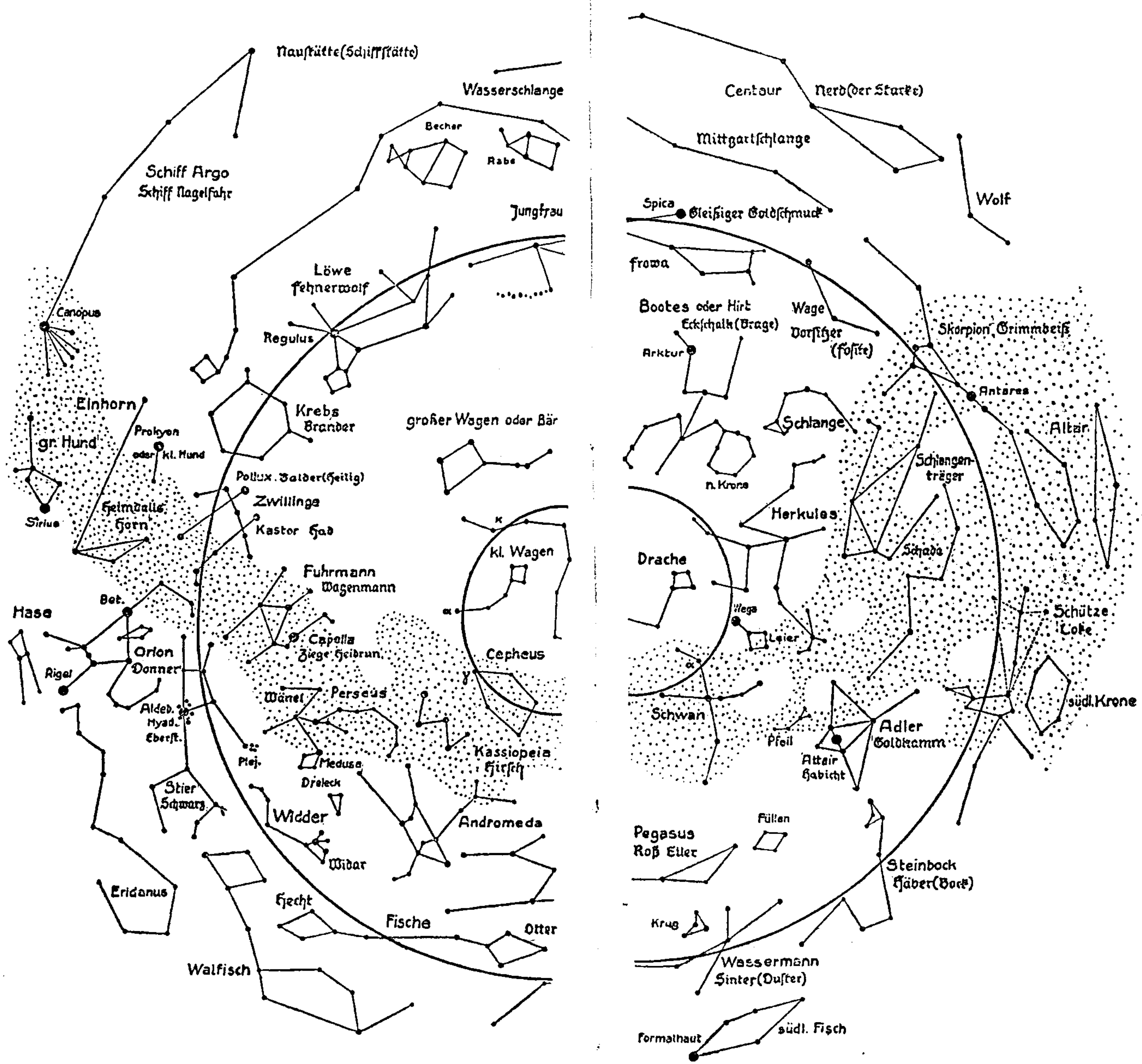
Natürlich bildeten sich um den Mond allerlei Sagen. Seine Verfinsterung ward einem „Mondhunde" zugeschrieben, der ihn verschlang und wieder herausgab, auch einem Mondwolfe — so in Snorris Edda —, weshalb das Volk glaubte, es müsse ihm durch das Geschrei: „Siege, Mond!" zu Hilfe kommen; Karl der Große ließ diesen Aberglauben ausdrücklich verbieten. Die Flecken des Mondes werden als „Mann im Monde" oder als zwei Kinder gedeutet, die der Mond von der Erde entführte, als sie mit einem Eimer an der Stange Wasser holten, das erste bei den Deutschen, das zweite bei den Nordgermanen. Die zwei Kinder und der Brunnen deuten auf die Zwillinge, der Mann auf den Orion. Bei den Indern und bei den Chinesen sitzt ein Hase im Mond; das bezieht sich auf den Hasen unterm Orion. Erinnerung an die Zeit der Einfangung des Mondes dämmert auch hier noch nach. Irgendwie religiöse Bedeutung haben diese und ähnliche Mären aber nicht.

Der Tierkreis

Schon die bisherigen Ausführungen mußten immer wieder auf den Tierkreis, auf die Jahrespunkte, auf die Weltzeiten Bezug nehmen. Denn im Laufe der Entwicklung, die bereits in dem und jenem Punkte verfolgt werden mußte, waren außer den zwei Sternbildern der Erstzeit, der Jungfrau und dem Hammer mit dem Stier an seiner Seite, auch nach und nach die übrigen benamt worden.

Um die Bedeutung der Tierkreisbilder für die religiösen Vorstellungen und die Mythengestaltung voll zu erfassen, ist es nötig, das Grundzügliche darüber darzulegen. Denn leider beschäftigen wir uns mit dem Sternenhimmel viel zu wenig. Das Irdische-Allzuirdische lenkt uns nur zu sehr ab, und wer doch den Sternenlauf beobachtet, sucht nur zu oft darin eine Vorhersage seiner kleinen Einzelgeschicke, ohne vor den ungeheuern Geschehnissen in den unmeßbaren, unergründlichen Welträumen da droben in Ehrfurcht zu erkennen, daß er selbst in seinem Eintagsfliegenleben doch nur das Atom eines Atomes sei. Schiller, der in seinem Gedichte die Größe der Welt so erschütternd darstellte, prägte auch das Wort: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Nichts mit dieser Astrologie des ägyptischen Traumbuches hat das Beobachten und Erkennen unserer fernsten nordischen Vorfahren zu tun. Es war rein sachlich und blieb das so lange, bis fremdes Blut einfloß, und sank in demselben Maße, wie dieses sich verstärkte, von seiner Höhe herab.

Die erste Beobachtung muß die gewesen sein, daß die *Sonne* Jahr für Jahr an dem kürzesten Tage mit einer ganz bestimmten Sterngruppe aufging und von da an eine Zeitlang Tag für Tag wieder in ihm erschien. Zu der Zeit, da man das Feuer bereiten gelernt hatte, versetzte man, wie ich dartat, diese neue Errungenschaft in die Sterne und nannte jene Sternengruppe nach dem irdischen Vorgang der Feuererzeugung Mutter und Jungfrau. Aber der Punkt



Der nördliche Sternhimmel und die Ekliptik

des Frühaufgangs der Sonne am kürzesten Tage rückte weiter, und es kam eine Zeit, da man durchaus nicht mehr die Sonne von der Jungfrau konnte geboren werden lassen, und so muß schon frühe die Tatsache der „Präzession" erkannt worden sein, und man empfand zweifellos schon damals ein Walten, das unabhängig war von allen irgend bekannten Mächten.

Die Sonne macht tatsächlich im Laufe von ungefähr 26000 Jahren in ihren Frühaufgängen an einem bestimmten Tage die Runde durch den ganzen Tierkreis. Man nennt die scheinbare Bahn der Sonne, des Mondes und aller Wandelsterne am Himmel bekanntlich die Ekliptik und weiß auch, daß diese den Horizont an zwei entgegengesetzten Punkten überschneidet, über ihn als Halbring gewissermaßen auftaucht, und daß dieser Halbring sich um so höher wölbt, je näher wir dem Gleicher kommen, um so flacher, je mehr wir uns dem Pole nähern. Am Gleicher zieht die Sonne in einem ziemlich schmalen Gürtel über den Zenith ihre Bahn, am Pole erhebt sie sich nur wenig über den Horizont. In Deutschland erreicht sie auch in ihrem Höchststand (am 21. Juni) den Zenith nicht mehr und noch viel weniger weiter nördlich. Die Punkte jedoch, wo die beiden Kreise, der der Ekliptik und der des Horizontes, sich schneiden, sind für alle Punkte desselben Meridians selbstverständlich die selben und ebenso das Sternbild, worin die Sonne an einem bestimmten Tage läuft, überhaupt für die ganze Erde.

Seit man das Jahr in zwölf Monate geteilt hat — nach dem Monde, der sich ja anfänglich fast genau zwölfmal im Jahr in seinen Phasen vollständig erneut haben wird —, hat man auch die Ekliptik in zwölf Teile geteilt, so daß die Sonne immer ein Monat lang in einem Zwölftel davon mit seinen bestimmten Sternen steht. Die Benennung der Sterngruppen jedoch muß zum Teil älter sein, denn wie das Zeichen der Jungfrau nehmen auch noch mehrere andere mehr Raum ein, als ihnen eigentlich zukäme, nämlich $360^0 : 12 = 30^0$, so außer der Jungfrau noch Schütze, Wassermann, Fische und Stier-Orion je 45^0. Eine Reihe

der Namen geht wohl bis in die Erstzeit zurück, da die Sonne von der Jungfrau geboren ward (19480—17324 v. Chr. nach der ausgeglichenen Berechnung). Damals verteilten sich die heutigen Tierkreiszeichen auf die heutigen Monate folgendermaßen:

Jungfrau	21. Dez.—21. Jan.
Wage	21. Jan.—21. Feb.
Skorpion	21. Feb.—21. März
Schütze	21. März—21. Apr.
Steinbock	21. Apr.—21. Mai
Wassermann . . .	21. Mai—21. Juni
Fische	21. Juni—21. Juli
Widder	21. Juli—21. Aug.
Stier	21. Aug.—21. Sept.
Zwillinge	21. Sept.—21. Okt.
Krebs	21. Okt.—21. Nov.
Löwe	21. Nov.—21. Dez.

Die Benamung der Zwillinge ist außerzeitlich, denn sie geschah, wie vermerkt, nach der Gleichheit und der Stellung der beiden Sterne. Jedenfalls ist sie uralt und kann sehr wohl schon in der Erstzeit erfolgt sein. Geht man die übrigen Namen durch, so haben Wage und Skorpion für diese Zeit keinen Sinn, aber März-April konnte sehr wohl die Zeit sein, da die Jagd wieder eifriger gepflegt ward, und die erneute Sonne, die eben jetzt nach der Tag- und Nachtgleiche wieder täglich länger am Himmel blieb — im Norden weit auffälliger als im Süden —, konnte sehr wohl selbst als „Schütze" gelten, der seine Pfeile, seine Strahlen — Strahl und Pfeil sind ursprünglich dasselbe — fernhintreffend durch die Räume sendete. Apollon ist bei den Griechen ein solcher Schütze, aber auch bei den Germanen ist Leok-Loge zugleich Feuergott und Sternbild des Schützen. Jetzt lammte die Ziege, die zweifellos das erste Nutztier des Menschen war und damals schon einigermaßen gezähmt gewesen sein wird, und man nannte das dem Schützen folgende Sternbild danach „Bock". Darauf fiel unend-

licher Regen ein. In Süddeutschland beginnt die Regenzeit zumeist schon im Mai, im Norden, in Hamburg, Amsterdam, die dem Ursprunggebiet der weißen Menschheit am nächsten liegen, erst im Juni. So mochte man das Sternbild, das nach dem „Steinbock" täglich die Sonne heraufführte, den „Wassermann" nennen; man gab ihm ein stetig strömendes Gefäß in die Hand, nannte das Sternbild auch wohl kurzweg „Wasserkrug". Bald darauf begann „der Fisch zu ziehen". Das war der Hering, dessen reichste Züge Ende Juni zu erscheinen pflegen. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein sendeten die Holländer pünktlich am 24. Juni ihre Heringsflotte ab. Dadurch kam das Sternbild der Fische zu seinem Namen.

Für den Widder fehlt in der Erstzeit der Grund zur Benamung. Über Stier und Orion habe ich schon das nötige gesagt. Sie standen in der Erstzeit für den hohen Norden eben in dem Jahresteil, da es dort die meisten Gewitter gibt. Beim Stier dachte man natürlich an den gewaltigen Wildstier, dessen Gebrüll und Kraft die noch schlecht bewehrten Menschen erschreckte; gezähmt wurde das Rind erst viel später. Die auf den Stier folgenden Zwillinge berührte ich schon oben. Dann, im späten Oktober, kamen die rasch und rascher zurückgehenden Tage, und für die war der Krebs, der ja rückwärts geht, das sehr glücklich gewählte Gleichbild. Der Löwe, der in der Erstzeit den November und Dezember inne hatte, kommt natürlich nicht in Betracht, selbst dann nicht, wenn es dort hoch im Norden etwa noch Höhlenlöwen gab. Er gilt jedoch den Nordgermanen noch in der Edda nicht als Löwe, sondern als Wolf und zwar als Fehnerwolf, als dem Meer (Fehn) entsteigender Wolf. Der Winter aber, in dem damals der Löwe stand, war gewiß „Windzeit, Wolfszeit", wie es in der Edda von dem großen Weltwinter heißt, dessen herrschendes Sternbild eben der Fehnerwolf-Löwe ist (der Wala Schau, 213 ff.). Für die nordischen Scharen, die nach dem Süden zogen, wurde dann der Wolf zum Löwen, zu dem dort gefährlichsten Tier. Und Löwen gab es zur Zeit

des Persereinfalls noch in Mazedonien: des Xerxes Kamele wurden da von den Löwen überfallen.

Daß die hier behandelten Tierkreisbilder im Norden und in der Zeit um 18000 v. Chr. ihre Namen bekommen haben müssen, wird klar, vor allem, wenn man die heutigen Verhältnisse dagegenstellt:

Jungfrau als Mutter der Sonne — im September, wo die Sonne nicht „geboren" wird, sondern ihrem Tode zugeht;

Schütze — im Dezember, wo kaum irgendein Tier jagbar ist;

Bock — im Januar, wo weder Bock noch Ziege etwas Bemerkenswertes zeigen, nicht springen, nicht lammen;

Wassermann — im Februar, wo das Wasser noch als Schnee vom Himmel fällt;

Fische — im März, wo man nur im warmen Süden Fische fängt;

Stier — im Mai, wo es nur ganz ausnahmweise Gewitter gibt;

Krebs — im Juli, wo die Tage noch immer weit über das Mittel lang sind.

Von den andern Tierkreiszeichen kann die Wage ihren Namen nur erhalten haben, da sie in der Tag- und Nachtgleiche stand, wo Tag und Nacht einander die Wage halten; der Skorpion ist ein offenkundiges Gegenstück zum Krebs, der Widder eines zum Bock. Die Wage stand in der Frühlingtagundnachtgleiche zwischen 15168 und 13012 v. Chr., in der Herbsttagundnachtgleiche zwischen 2232 und 76 v. Chr. Nur die zweite Frist kommt in Betracht, denn zur ersten gab es noch keine Wage und war auch kaum noch der Gleichenpunkt gefunden. Tatsächlich muß die Wage erst sehr spät ihren Namen bekommen haben. Noch bei den Griechen wird sie vielfach übersehen. Sie nimmt auch nur einen sehr kleinen Raum ein und erweist sich so als spät eingefügt. Für den Skorpion kommt nur das Stierzeitalter (4388—2232 v. Chr.) in Betracht, da er im Herbstpunkt stand, den Rückgang der Tage begann. Seine Bedeutung

erkennt man namentlich beim Mithrasstier, auf dessen Darstellungen er stets dem Stier die Keimdrüsen zerkneift, um anzudeuten, daß er die Stiersonne ihrer Kraft beraube. Der *Widder*, ein Sternbild auch mit sehr kleinem Raum und darum als spät eingefügt zu betrachten, hatte zum erstenmal zwischen 15168 und 13012 v. Chr. einen Sonnenpunkt inne — die damals kaum noch festgesetzte Herbstgleiche —, dann zwischen 8700 und 6544 v. Chr. zum zweiten, da den Winterpunkt. Es mag sein, daß er da den Namen erhielt. Zu Bedeutung kam er erst in seinem eigenen Zeitalter (2232—76 v. Chr.), wo er die Frühlingsonne heraufführte: da trägt Mithras als guter Hirte das Lamm auf den Schultern, schlachten es die Juden zu Passah, bekommen Jupiter Ammon und Dionysos Widderhörner; und noch im Neuen Testament wird der Heiland gelegentlich als Lamm dargestellt. Die Kirche kennt das „Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt", und der volkstümliche Kultus hat bis heute sein Osterlamm mit der roten Sonnenfahne.

Die Sonne macht im Laufe von ungefähr 26000 (genau 25870) Jahren die Runde durch den ganzen Tierkreis. Diese Zeit nennt man ein großes Jahr, ein *Weltenjahr*, auch wohl ein platonisches Jahr, weil Plato es erwähnt (im Phaidros). Plato mit 10000 Jahren, Herakleitos von Ephesos mit 10800, Cicero mit 12954 scheinen allerdings nur die Hälfte des Weltenjahrs gemeint zu haben; andere Zahlen sind bloße Spielereien oder Spekulationen, so anscheinend sogar Platos „Großes Jahr". Für die Reihenfolge der Weltzeiten und die Vollendung des Umlaufs der Zeichen haben diese Zahlen übrigens keine Bedeutung. Ein Zwölftel des Weltjahrs ist eine „*Weltzeit*"; diese umfaßt immer ein Zeichen und wird jetzt allgemein nach dem Zeichen der Frühlinggleiche genannt, obwohl die Benennung nach dem der Sonnengeburt gemäßer wäre. Im Süden jedoch, wo die Sternkunde eine Zeit der höchsten Blüte erlebte, unter Sumerern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen, muß das Zeichen der Frühlinggleiche festgesetzt

worden sein, weil dort ja der kürzeste Tag sich nicht so scharf aus den kürzeren Tagen heraushob, die Sonne überhaupt nicht wirklich neu „geboren" ward. Der Norden übernahm mit verschiedenen anderen Forschergebnissen auch diese Benennung der Weltzeit, setzte aber seinerseit die Frist des Jahresanfangs durch, so daß die Weltzeit jetzt nach südlicher Art benamt wird, hingegen das Jahr in den kürzesten Tagen anfängt nach nordischer Art.

Eine Weltzeit dauert nach unsern genauen Berechnungen 25870 : 12 = 2156 Erdenjahre; die alten Inder berechneten sie mit $2152^1/_2$ Erdenjahren schon erstaunlich nahe. Die Stierzeit wurde mit der Zeit von 4388 bis 2232 v. Chr. errechnet; danach ergeben sich für die übrigen:

Name der Weltzeit Sternbild der Frühlinggleiche			Sternbild der Sonnengeburt
Schütze . .	19480—17324	v. Chr.	Jungfrau
Skorpion .	17324—15168	„	Löwe
Wage . . .	15168—13012	„	Krebs
Jungfrau .	13012—10856	„	Zwillinge
Löwe . . .	10856— 8700	„	Stier
Krebs . . .	8700— 6544	„	Widder
Zwillinge .	6544— 4388	„	Fische
Stier . . .	4388— 2232	„	Wassermann
Widder . .	2232— 76	„	Steinbock
Fische . . .	76 v. Chr.—2080 n. Chr.		Schütze

Das Weltenjahr schließt sich natürlich erst wieder mit dem Zeitalter des Schützen, das 6392 n. Chr. beginnt. Nimmt man nun jede Weltzeit vergleichweise für einen Weltmonat, so war der Dezember mit dem Jahresanfang das Zeitalter des Schützen, der März mit dem Frühlinganfang das der Jungfrau, der Juni mit dem Höchststand der Weltjahrssonne das der Zwillinge, der Herbst aber begann mit dem Weltmond September der Fische 76 v. Chr. Bedeutung haben für die Mythen der nordischen Völker und aller andern, die je von ihnen überlagert wurden, nur die vier letzten Weltzeiten, die der Zwillinge, des Stiers,



Der Tierkreis

des Widders und die der Fische, worin wir selbst noch leben.

Diese Erörterungen verbildliche der Tierkreis mit den üblichen Zeichen, zu deren römisch-griechischen Namen auch schon die deutschen hinzugefügt sind, die sich aus der Edda ergaben. Die Weltjahr-Hoch-Zeit, da die Zwillinge die Frühlingsonne heraufführten, steht oben am Kreise. Von da geht es zur Fischzeit und zum Tiefstand der neuen Schützenzeit hinab, vom Schützen zur Jungfrau und zur neuen Hoch-Zeit in den Zwillingen wieder hinauf. Man folge demnach in bezug auf die Weltzeiten dem äußern Pfeil. Die Reihen-

folge der Monatzeichen in jedem einzelnen Erdenjahr ist aber die umgekehrte: da folgt auf unsern Fischmonat, den März, der Widdermonat April, dann der Stiermonat Mai und als Monat der Sonnen-Hoch-Zeit der der Zwillinge. Will man für jedes Weltjahr die Monatfolge wissen, so muß man den innern Kreis benützen. Diese ist darum wichtig, weil es stets die **vier Jahrespunkte**, die Monate der beiden Gleichen und der beiden Sonnenwenden, zu bestimmen gilt, die in allen Mythen einer gewissen Weltzeit die Hauptrollen spielen. Der Frühlingpunkt ist stets in dem Zeichen, wonach die Weltzeit genannt ist; der Herbstpunkt liegt im Zeichen gerade gegenüber, der Sommerpunkt dem innern Pfeile folgend in der Mitte davon, der Winterpunkt diesem gegenüber; die vier Punkte liegen naturgemäß im Geviert.

Ich gebe hier noch im besondern die vier Jahrespunkte der für dieses Buch wichtigen Weltzeiten:

Frühlingpunkt	Sommerpunkt
Zwillinge	Jungfrau
Stier	Löwe
Widder	Krebs
Fische	Zwillinge
Herbstpunkt	**Winterpunkt**
Schütze	Fische
Skorpion	Wassermann
Wage	Steinbock
Jungfrau	Schütze

Die Ausdeutung der Vorgänge im Weltenjahr und im Erdenjahr ist ganz einfach. Jede Weltzeit ist das Kind der vorigen, die Zwillinge Kinder des Krebses, der Stier Kind der Zwillinge, der Widder Kind des Stiers, die Fische Kinder des Widders, und die Fische wieder werden den Wassermann zum Sohn haben. Das Geschlecht wechselt je nach Bedarf. Wo die Sonne als Vater der neuen Weltzeit angesehen wird, werden die Zwillinge zu Weibern (zu einem

Weib), der Stier zur Kuh, der Widder zum Mutterschaf, statt der Fische aber nimmt man lieber das darüber stehende Roß, den Pegasus, der jetzt Stute wird, denn mit der Fortpflanzungweise der Fische ist man noch nicht recht vertraut.

Im Erdenjahr jedoch ist jedes Zeichen Kind des Zeichens des ihm vorangehenden Monats: die Zwillinge Kinder des Stiers (auch des beim Stier stehenden Orions), der Stier (auch der Orion) Kind des Widders, der Widder Kind der Fische (oder des Rosses darüber), die Fische Kinder des Wassermanns.

Noch eine dritte Kindschaft ist möglich: jedes Sternbild kann als Sproß des Sternbildes unter ihm, woraus es entsprossen scheint, betrachtet werden. Da wäre z. B. der Orion der Sproß des Eridanus, die Jungfrau Sprossin des Zentauren, Perseus der Sproß des Widders.

Je mehr sich ein Mythus vom Ursprung entfernt, um so leichter kommt es zu solchen Überkreuzungen, die große Verwirrung mit sich bringen können, zumeist aber sich doch nicht allzu schwer klären lassen, weil es sich doch höchstens um drei Vorstellungen handelt, die sich miteinander vermischt haben oder von denen eine die andern verdrängt hat.

Die Sonne einer bestimmten Weltzeit trägt den Namen ihres Frühlingzeichens (ursprünglich ihres Geburtzeichens) durch das ganze Erdenjahr. Die Stiersonne ist Stier, die Fischsonne ist Fisch. In dieser Gestalt erlebt sie das Jahresgeschick: sie hat ihre Hoch-Zeit mit dem Zeichen des Sommerhöchststandes (21. Juni bis 21. Juli), hält Hochzeit damit oder überwindet es nach anderer Auffassung, sie hat ihren Feind, der sie gefangen nimmt, ja tötet, in dem Zeichen der Herbstgleiche, womit sie in die winterliche, die dunkle Hälfte des Jahres eintritt; in dieser hat sie eine zweite Hoch-Zeit, nämlich die des Dunkels, in dem Zeichen der Wintersonnenwende, das sie aus dem Dunkel wieder dem neuen Lichte, der Befreiung entgegenführt. Der Mythus unsrer, der Fischzeit, lautete demnach etwa so: die Fische halten ihre Hoch-Zeit mit den Zwillingen, die hier nicht Brüder, sondern Schwestern sein müssen, sie geraten dann

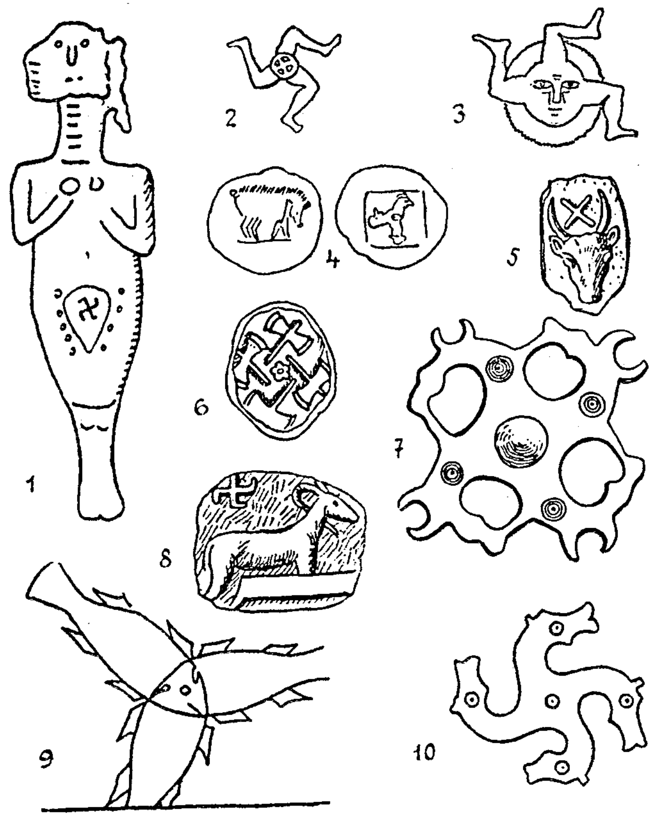
in die Gewalt eines Weibes, der Jungfrau, die hier dunkel und böse dargestellt werden muß, ein Schütze aber nimmt sich in ihrer Gefangenschaft ihrer an und bewirkt ihre endliche Befreiung. Auf solche einfache Grundzüge läßt sich jeder echte Mythus dieser Gattung zurückführen.

Die Jahrespunkte genauer festzusetzen, war erst möglich, als der Mond eingefangen war und das Jahr in zwölf Teile einteilte. Aber zunächst wurden noch nicht vier größere Abschnitte unterschieden, sondern nur drei. Das erhielt sich bei den Germanen bis in Tacitus' Zeit. „Nur Winter, Frühling und Sommer unterscheiden und bezeichnen sie, des Herbstes Name ist ihnen unbekannt", heißt es in der Germania (26). Gerechnet wurde noch lange nach Wintern, woraus man ersieht, daß dort der Einschnitt des Jahres war: Mittwinter, der kürzeste Tag. Das Hakenkreuz nun hat als Darstellung der Jahrespunkte aufgefaßt zu werden, eine Erklärung, die ich nach meinem Wissen erstmalig gebe. Es kommt darum nicht nur als vierteiliges, sondern auch als dreiteiliges vor, und dieses muß das ältere sein, ward darum naturgemäß von dem andern überwuchert. Sein frühestes Vorkommen ist etwa 3000 v. Chr. in Siebenbürgen. Nicht aber von dort wird es ausgegangen sein, sondern dorthin von nordischen Scharen schon mitgebracht worden sein.

Besonders das dreiteilige Hakenkreuz (triskele, triquetrium, „Dreibein") erscheint gerne in der Form dreier geknickter laufender Beine und stellt unzweifelhaft die Sonne dar. Ob damit das Laufen der Sonne über den Himmel gekennzeichnet werden sollte, ist doch zu bezweifeln, da gelegentlich auch drei Hahnenköpfe es bilden. Nach meiner Ansicht handelt es sich um einen Menschen (Teil fürs Ganze), der zu jener Zeit Sonnengleichbild gewesen sein muß, und das können nur die Zwillinge gewesen sein, denn der Orion war in ältester Zeit nicht Mensch, sondern nur Hammer. Und es kann sich nur um die Bezeichnung des Winterpunktes handeln, da bei der Dreiteilung des Jahres Frühling- und Herbstpunkt zunächst noch gar nicht in Betracht

kommen. Dann stammen die Dreibeine aus der Erstzeit des Mondes selbst, da die Sonne von den Zwillingen geboren wurde, Zwilling, Menschengestalt war, als solche über den Himmel lief und darum durch das laufende menschliche Bein dargestellt werden konnte. Dieses Zeichen erhielt sich als besonders ehrwürdig überaus lange. Noch das Wappen Siziliens ist das Dreibein. Nach den Zwillingen gebar der Orion die Sonne, der als Hahn dargestellt werden konnte. Drei solche Hahnenköpfe zeigt eine Lykische Münze und zugleich auf der Rückseite den Sonneneber mit hohen Borsten auf dem Rücken, der die Ebersterne (Hyaden) im Stier neben dem Orion-Hahn bezeichnet. Eine Aspendosmünze stellt den Hahn neben das Dreibein, ein Relief aus Bedjan (Tunis) setzt das Dreibein über einen Stier. Die Inschrift ruft Baal, den „Herrn“, die Sonne, an. Hier und im folgenden beziehe ich mich auf den reichen Stoff, den das Buch „Vom Hakenkreuz“ von Jörg Lechler (Leipzig 1921) bietet. Zu neuer Wirklichkeit kamen diese uralten Zeichen, als die Sonne die Zwillinge und dann den Orion-Hahn zum Frühlinggleichensternbild hatte.

Erst aber die Festsetzung der vier Jahrespunkte ergab das eigentliche Hakenkreuz. Die kann sehr wohl erst im Süden erfolgt sein, wo ja der Winterpunkt seine Bedeutung verlor und darum der Tagundnachtgleichenpunkt um so wichtiger wurde. Dieses vierteilige Hakenkreuz wanderte dann — als Heilszeichen — wie bis nach China und Amerika auch nach dem germanischen Norden, wo jedoch das Jahr noch lange dreigeteilt blieb, das Zeichen darum wohl kaum ganz richtig verstanden wurde. Im übrigen nahmen die vier Arme des Hakenkreuzes je nach der Weltzeit, nun nach dem Frühlingzeichen, besondere Gestalt an. Als laufende Beine findet man sie nicht, wonach das vierteilige Hakenkreuz in die Zwillingzeit nicht mehr zurückreicht. Aber als vier Steinhämmer (Doppeläxte) findet es sich auf Kreta vor, es wird auch neben die Jungfrau und den Löwen gestellt, die in der Orion-Stier-Zeit die Sternbilder der Sommer-Hoch-Zeit waren (auf einer Vase



Hakenkreuze

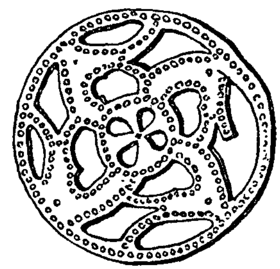
1. Weibliche Figur aus der zweiten Stadt Trojas (2500—2300 v. Chr.). 2. Aspendosmünze, 5. Jahrhundert v. Chr. 3. Keltiberische Münze. 4. Lykische Münze. 5, 6 und 8. Kretische Tonsiegel. 7, 10. Fibeln von Blekinge, 3. Jahrhundert n. Chr. 9. Aus dem Skizzenbuch Villards de Honnecourt. Nach Jörg Lechler, „Vom Hakenkreuz“ (Verlag von Curt Rabitzsch, Leipzig 1921).

von Thera und einem Tonstückchen aus dem böotischen Theben, dem 8. Jahrhundert v. Chr. angehörig, da freilich die Weltzeit schon vorüber war. Bald die einfache Doppelart (Labrys), bald das Kreuz über dem Stierkopf kommt in Kreta mehrfach vor, aber auch in China trägt es ein Büffel auf der Stirn. In Indien märkte man die Ohren der Rinder damit. In Schweden (Blekinge) fand sich ein Hakenkreuz aus vier Stierköpfen. Das alles weist auf die Stierzeit. Ein Tonsiegel von Kreta dagegen zeigt das Hakenkreuz neben dem Widder. Auch die rote Fahne des christlichen Osterlammes trägt immer das Kreuz, gelegentlich das richtige Hakenkreuz. Dies bezieht sich auf die Widderzeit. Diese wurde durch die Fischzeit abgelöst. Das Gleichbild für den christlichen Heiland ist darum der Fisch. In katholischen Ländern werden zu jedem Sonnenpunkttag, zu jedem „Quatember", Fische gegessen, in protestantischen wenigstens zu zweien, zu Weihnachten und zu Ostern. Das Fischkreuz aber findet sich anscheinend selten. Lechler bringt nur ein dreiteiliges Fischkreuz von dem gotischen Baumeister Villard de Honnecourt (gest. um 1220) bei, das aber wohl auf älterer Überlieferung beruht.

Statt des Fisches kann, wie ich bereits dartat, auch das Roß als Sonnengleichbild des Fischsonnenpunktes genommen werden. Die Germanen zogen es seit alters dem Fische vor, wie schon das Roß des Sonnenwagens von Trundholm aus der Bronzezeit beweist. Erstmalig war das Roß Sonnengleichbild, da es die Sonne an ihrem Geburttag heraufführte, im Zwillingzeitalter (6544—4388 v. Chr.), und damals wohl wird man das Roß gezähmt haben, damit es als Opfertier zur nötigen Frist immer bereit war. Es ward alsbald mehr als das und rückte in der Schätzung des nordischen Menschen an die erste Stelle. Die nächste Welle seiner Aussendlinge brachte es nach Asien und mit den Hyksos nach Ägypten. Es blieb Opfertier und Sonnengleichbild fortan durch alle Weltzeiten, kam aber zu neuer Entsprechung am Himmel, seit die Fische wieder das Frühlingsternbild waren, mithin auch das Roß darüber

(nach 76 v. Chr.). Aus dieser Zeit stammen die Hakenkreuze aus Roßköpfen, die man in Schwaben (bei Rottweil) und in Schweden (Blekinge) gefunden hat.

Ganz urtümlich mutet es an, wenn man auf einem Tonfigürchen aus der zweiten Stadt Trojas (2500—2300 v. Chr.) das Hakenkreuz auf den Schoß eingeritzt sieht: das ist die Jungfrau, die die Sonne gebiert. Gefäße in Weibesgestalt aus späteren Städten Trojas zeigen dasselbe. Die Vorstellung, daß die Mutter und Jungfrau die Sonne gebäre, erhielt sich eben durch alle Weltzeiten; auch Buddha und der christliche Heiland werden noch von ihr geboren. Bei ihrer Verdreifachung — nach den drei Jahreszeiten — wurden die drei Moiren der Griechen, die drei Parzen der Römer, die drei Nornen der Nordgermanen und die drei Jungfrauen oder Spinnerinnen der deutschen Märchen und Volkslieder daraus. Auch dies geht in die älteste Vorzeit zurück und klingt noch in allen jenen Darstellungen durch, wo drei weibliche Gestalten mit den Rücken gegeneinander stehn — deutliche Erinnerung an den Dreiarm — und später zu einem Reigen gelöst sind: die Grazien, die drei christlichen Haupttugenden der Gotik und ähnliche.



Hakenkreuz aus Roßköpfen
Sammlung Rottweil

Wurd

Es mag Wunder nehmen, daß der nordische Mensch schon in seiner Frühzeit den Sternhimmel so genau beobachtet und seine Geschehnisse verfolgt haben soll. Wir selbst, die wir es so weit gebracht zu haben meinen, sind da offenkundig weit zurück. Das Wissen um diese Erscheinungen ist auf wenige Fachleute und besondere Liebhaber beschränkt. Die Allgemeinheit kümmert sich nicht um die Sterne, weiß kaum den großen Wagen mit Sicherheit herauszukennen. Wir müssen dabei nicht nur berücksichtigen, daß wir vom Daseinskampfe und von der Genußsucht allzusehr vom Himmel abgelenkt sind, sondern auch, daß wir in unsern Städten kaum die Sterne richtig beobachten können. Zu hoch ragen die Häuserfronten auf, so daß man oft vom Himmel nur eine schmale Bahn sieht, und in den Parken stehn die Baumgruppen zu nahe beisammen; das viele Licht aus den Häusern und von den Straßenlampen erfüllt die Luft mit einem nebeligen Schein, und diese Luft ist zumeist auch von den Dünsten und Rauchschwaden der vielen Fabrikschlote erfüllt. Man legt darum die Sternwarten neuerdings gerne auf freien Berghöhen an, ferne von den großen Städten. Die wunderbaren sternkundlichen Hilfsmittel haben dem Forscher den Sirius ums mehrtausendfache näher gebracht, sie zeichnen den Lauf eines ganz kleinen Planetchens auf die Lichtbildplatte, sie lassen den Umlauf eines Gestirns auf Sekunden berechnen, aber die lebendige Anschauung des Sternenwebens ist uns verloren gegangen, das Persönliche jeder Sterngruppe hat sich aufgelöst. Wir stehn vor dem Gestrahl und Geglitzer des Nachthimmels wie Laien in einem überreichen blühenden Garten: wir sehen die leuchtenden bunten Farben, aber der Gärtner kennt jede einzelne Art und jede einzelne Pflanze, der er seine Mühe und Sorge gewidmet hat.

Der frühe Nordmensch im Lathamgebiet lebte auf einer unendlichen Fläche und hatte an deren Rande vor sich das Weltmeer. Jahrtausende schwerer Vernebelung, innerhalb deren er farbstoffarm geworden war, lagen hinter ihm. Dann — um 20000 v. Chr. — klärte sich die Luft, und tags glühte die goldene Sonne vom Himmel herab, nachts erblühten die Sterne. Er sah den ganzen Himmel bis rings zu der Kimme. Eine Vorstellung von diesem Himmel hat man vielleicht nur in den weiten norddeutschen Heiden und noch besser in der Nordsee in reiner Nacht; eben dort, wo das Lathamgebiet versunken ist. Da war es vor allem auch möglich, die Sterngruppe genau festzustellen, worin die Sonne an den kürzesten Tagen aufging, und auch an den andern Tagen sah man oft genug die Sterne jener Stelle erst in dem Glanz der eben emporgetauchten Sonne verbleichen. Die Luft war durch Jahrtausende, bis zur Einfangung unseres Mondes, weit klarer, weil unbewegter, als jetzt, schied darum auch im höheren Norden Nacht und Tag ohne die lange Frühdämmerung, wie dies noch immer im tiefen Süden geschieht.

Da nun sah der frühe nordische Mensch, dessen Geistigkeit bereits so hoch war, daß er nicht nur beobachtete, sondern seine Beobachtungen durch Geschlechter überlieferte, daß die Sonne in ihren Frühaufgängen an den kürzesten Tagen weiterrückte, daß Zeichen auf Zeichen die bevorzugte Stelle, sie zu dieser Frist emporzuführen, verlor, ein anderes Zeichen darankam, und dieses unabänderliche himmlische Geschehen ward Gleichbild für alles, was auf Erden geschah: die Folge der Geschlechter mit Geburt, Leben, Tod, die Folge der Jahrzeiten, das Entstehn und Vergehn von Pflanzen und Tieren. So wurde der Gedanke der zwingenden Notwendigkeit gefaßt, die den Griechen Moira, Tyche, Ananke, den Römern Parca, den Germanen Wurd hieß. Dieses „Schicksal" beherrscht Götter und Menschen und alles Leben, alles Seiende.

Sowie man den Gedanken verbildlichte, lag es nahe, die Jungfrau, die in der Erstzeit die Sonne gebar, als seine Trägerin zu nehmen, und so finden wir stets diese Schicksalsmacht als Weib vorgestellt. Zu einem Kulte kommt es dabei sogar in den Spätzeiten nur ausnahmweise. Korinth

soll einen Tempel der Ananke und der Bia, des zwingenden Schicksals und des Lebens, gehabt haben, aber ihn zu betreten, sei nicht Sitte gewesen, wie Pausanias berichtet. Selbst in ihrer Verdreifachung als Moiren und Parzen hatten sie nur wenige Kultstätten und da zumeist keine Bilder. Die Ehrfurcht vor dem Schicksal drücken viele Dichterworte aus. Die ganze attische Tragödie ist auf den Schicksalgedanken aufgebaut. Schiller war davon so ergriffen, daß er in der „Braut von Messina“ ein Werk aus ähnlichem Geiste schuf.

Tatsächlich ist die Erkenntnis der unbedingten Notwendigkeit alles Geschehens dem nordischen Menschen eingeboren. Sowie er sich frei macht von den Meinungen, die eine mischrassige Umwelt ihm überliefert, sowie er er selbst ist, kommt er dazu. Freilich ist die Unabänderlichkeit alles Geschehens ein unerträglicher Gedanke für jeden, der wegen seiner rassischen Unstimmigkeiten innerlich schwank ist. Der Mischling hat das Wunschbild: es möchte so sein. Damit schreibt er sich bald glorreich ein Verdienst zu, bald hält er sich entschuldigt, denn Irren sei menschlich. Ich habe in „Rasse und Sittlichkeit“ ausgeführt, wie alles, was geschieht, nur Resultante eines Kräfteparallelogramms ist. Das ist nichts anderes als der Begriff der Ananke, der Wurd. Je mehr einer nordischer Mensch ist, um so mehr wird er diesen Gedanken erfassen und darin keine Härte mehr sehen — was der wehleidige Mischling ihm immer zum Vorwurf macht —, sondern jene ungeheure Erhabenheit, die den blonden Griechen mit Schauern erfüllte und ihn auch dann noch erhob, wenn er selbst zerschmettert wurde.

Der nordische Mensch in seiner Rassereinheit hat keinen „Gott“ über dieses Schicksal. Alle seine „Götter“ sind dem Schicksal ebenso unterworfen wie die Menschen. „Gegen das Schicksal kämpfen selbst die Götter vergebens“ (*Ἀνάγκῃ οὐδὲ θεοὶ μάχονται*), lautet ein griechisches Sprichwort, das dem weisen Pittakos zugeschrieben wird. Die Götterkulte sind hiernach im Grunde überflüssig, schönes Spiel, das

man mitmachen kann oder auch nicht. Als gleichbildliche Handlungen mag sie auch der nordische Mensch pflegen, aber daß er dadurch die Götter sich geneigt und einem andern feindlich machen könne, wird er nicht meinen.

Anders als die „Götter“ ist das Schicksal nie zum Fetisch der Masse geworden. Selbst in der griechischen und römischen Spätzeit stellt man den Gedanken noch rein dar. Das kommt daher, weil ihn eben nur die Höchstrassigen überhaupt erfassen konnten. Das waren im frühen Griechentum viele, geradezu alle Freien, im späten Griechentum ganz wenige, vereinzelte.

In der Weiskunde und in der Gotteskunde ist über den Schicksalbegriff viel geredet und geschrieben worden: hie freier Wille, hie Willensunfreiheit, hie eigene Wahl, hie Prädestination! Von den Reformatoren erfaßten nur die beiden rein blonden Zwingli und Kalvin den Gedanken der Wurd, während Luther ihm wohl kurze Zeit zuneigte, aber dann in die Ansicht von der Willensfreiheit wieder zurückfiel, wie sie die mittelalterliche Kirche lehrte und der nachtridentinische Katholizismus beibehielt. Der Kalvinismus hat darum die Prädestination, die Vorbestimmung, die freilich vor allem religiös genommen und auf Seligkeit oder Verdammnis bezogen wird, Katholizismus und dogmatisches Luthertum verwerfen sie. Bei den Kalvinisten verstärkte die Prädestinationlehre ganz wesentlich die nordische Komponente: Zeugnis dafür die Haltung der französischen Hugenotten bis ins 18. Jahrhundert, die des kalvinistischen magyarischen Adels bis heute.

Ebensowenig wie Ananke bei den Griechen ist Wurd bei den Germanen eine „Göttin“. Man weiß, daß Wurd das „Schicksal“ ist. „Wehwurd geschieht“, sagt der alte Hildebrand im „Hildebrandsliede“, da er gezwungen wird, mit seinem eigenen Sohne zu kämpfen. In der Edda heißt es — in „Schwibtags Fahrt“ (223) —: „Wurds Wort wendet keiner.“ Doch da Wurd als Weib gedacht wurde, kam es zu verschiedenen Gleichsetzungen: sie war die Jungfrau am

Himmel, war aber auch Hel, der Teil unter der Ekliptik, wurde nach den drei, späterhin vier Jahreszeiten verdreifacht, vervierfacht. So spricht die Edda (Hohssprüche, 86) von Wurds Brunnen, wobei an Mimes Brunnen an der Wurzel der Weltesche (Milchstraße) gedacht wird, sie läßt (III. Siegfriedslied, 20) „grimme Wurde" sich „zwischenwerfen", sie schiebt in der „Wala Schau" (nach 82 und 85) Zeilen ein, wovon die ersten von Wurds Quelle am Fuße des Weltbaums sprechen, die zweiten den drei Schicksalschwestern die Namen Urd, Werdandi und Skuld geben. Diese Namen deutet man gewöhnlich auf Vergangenheit, Gegenwart (Sein) und Zukunft (Werden). Von den dreien wird ferner gesagt, „sie kerbten (Loszeichen) in Schindeln". Da ist im übrigen nur noch der Name Wurd verwendet, die ganze Vorstellung ist abgeleitet.

Wie Wurd zu den drei Wurden, den Nornen und Schicksalschwestern und zuletzt zu drei christlichen Heiliginnen — zu reinen Fetischen — wurde, ist ein Beispiel für den Weg, den eine nordische Vorstellung nimmt, wenn sie in immer tiefere Schichten herabsinkt. Die ursprüngliche Wurd war reiner Begriff, wurde nur um der Verbildlichung willen — gerade der nordische Mensch denkt immer in Vorstellungen, in Bildern — als Jungfrau gedacht, ganz so, wie wir Germania oder La France uns als Frauen vorstellen, ohne dabei den Sachverhalt zu vergessen oder außer acht zu lassen, und selbst in ihrer Verdreifachung als Vergangenheit, Sein und Werden, in ihrer Vervielfachung zu „Wurden" war sie noch reiner Begriff. Man konnte unbeschadet darum von ihrem Brunnen sprechen, davon, daß die Schicksalschwestern Loszeichen einkerbten, daß sie als „Walküren" über Leben und Tod der Krieger in den Schlachten walteten. Sie waren dann für jeden Menschen ein besonderes Wesen. So ließ man sie schon an die Wiege des Neugeborenen treten und ihm gute und schlimme Gaben zuteilen und dann ihn — dem jetzt noch üblichen „Schutzengel" gleich — durchs Leben begleiten. An die Wiege kamen auch ihrer mehrere, die guten und bösen Feen

der Märchen. Sie traten besonders hervor bei Geburt, Hochzeit und Tod, was wieder mit den Hauptzeiten des Sonnenjahrs zusammenklingt.

Die Walküren sind die „Totenwählerinnen", die Nornen die „Spinnenden" — die Ableitung des Wortes von norhni, „Verknüpfung", ist die wahrscheinlichste —, daneben kommen noch andere Namen ähnlicher Bedeutung für die Schicksalschwestern vor: sie heißen Metten nach dem althochdeutschen metod, „Schicksal", „Messerinnen", „Zuteilerinnen" (graman mettena, „grimme Messerinnen", bei den Angelsachsen), auch „Schöffinnen" (althochdeutsch scephentun, mittelh. gâchschepfen, „rasche Urteilerinnen") oder einfach die drei Schwestern oder Jungfern, im Christentum die drei oder vier Marien. Sie auch sind die „Mütter", von deren Verehrung eine ganze Reihe von Denksteinen der Germanen in römischem Solde zeugen, dieselben „Mütter", zu denen Faust im zweiten Teile niedersteigt, und ein Hauch des ursprünglichen Schauders vor der ungeheuern Wurd weht noch durch die Verse:

Mephistopheles:
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit.
Die Mütter sind es!

Faust aufgeschreckt:
Mütter!

Mephistopheles:
Schaudert's Dich.

Faust:
Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles:
Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magst ins Tiefste schürfen...

Faust:
Wohin der Weg?

Mephistopheles:

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende . . .
Ein glühnder Dreifuß tut Dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst Du die Mütter sehn,
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Kreatur.

Kennzeichnend ist es bei der Verehrung der „Mütter", die auch ehrwürdige Frauen (matronae) genannt werden, daß einer der Denksteine die Aufschrift trägt: Matribus Italis, Germanis, Gallis, Britannis, wonach die italischen, germanischen, gallischen und britischen „Mütter" als eine Einheit gefaßt wurden. Dargestellt wurden sie als drei sitzende oder stehende Frauengestalten. Der Metzer Stein der drei Deae Matrae wurde noch im 18. Jahrhundert als Stein der drei Marien verehrt. Die Namen der drei Schicksalsfrauen sind bei den Deutschen sehr oft Einbet, Warbet und Wilbet, und so wurden sie für das Volk Heiliginnen. Der römische Stuhl hat sie jedoch noch nicht anerkannt. Eine Kirche der heiligen Einbet ward darum, wie Erich Jung in seinem Buch „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (München 1922) berichtet, erst vor einem Jahrzehnt den Heiligen Anna und Peter (An-Pet) geweiht. Was die Namen Einbet, Warbet und Wilbet bedeuten, ist noch nicht sicher. Bet mag mit „Gebieten" zusammenhängen, Ein könnte Agin („Schrecken") sein, War Werre (guerre, Wirrung, Krieg), Wil der mächtig Wille, wonach die Namen zu erklären wären als schreckliche, als den Krieg bestimmende und als willensmächtige Gebieterin. Die älteren Deutschen hatten eine ganze Reihe von Ehrfurchtnamen: afliae, „Die Mächtigen", alagabiae, gabiae, „Die Allgebenden" oder nur „Gebenden", arvagastis „Die freigebig Begastenden", saitchamae, „Die Zauberischen", suleviae, „Die Hilfreichen", aufaniae, „Die Aufrichtenden", vafthiae, „Die Behütenden".

Das „Volk" hat schon in heidnischer Zeit die drei Schicksalsfrauen vielfach verfetischt. In einer Abschwörung heißt es: „Hast Du geglaubt, daß jene Wesen, die das Volk Parzen nennt, wirklich bestehn und das wirken können, was das Volk glaubt? Hast Du, wie manche Weiber zu gewissen Zeiten zu tun pflegen, zu Hause einen Tisch aufgedeckt mit Speise und Trank und Messer, damit jene drei Schwestern, die man in alten törichten Zeiten Parzen nannte, kämen und davon genössen?" Noch bis ins 18. Jahrhundert wurden die drei Jungfrauen Einbet, Warbet und Wilbet in Bayern viel verehrt, und die Wöchnerinnen reichten ihnen als Votivgaben kleine Wiegen aus Holz, Wachs und Silber. Stellenweise hat die Kirche sie durch Fides, Spes und Caritas (Glaube, Hoffnung, Liebe) oder durch andere lateinische Namen ersetzt, den Brauch aber erhalten.

Die Götter

Nach allem bisher Gesagten hat man in der Frühzeit der nordischen Rasse Götter im Sinne der späteren Fetische nicht anzunehmen. Der Weg ist nicht der, daß aus irgendwelchen Schreck- oder Huldgespenstern, die man irgendwie sich geneigt zu machen suchte, erst Götter wurden und schließlich Gott, sondern der umgekehrte: aus rein sachlichen Beobachtungen über unabänderliche Vorgänge wurde eine Vorstellung von Mächten, die Einfluß auch auf das Einzelgeschick haben und selbst beeinflußt werden können. Die Götter, der Gottesbegriff mit den Folgerungen persönlicher Unsterblichkeit gehören einer Zeit an, da bereits fremdes Blut in die nordische Rasse eingedrungen war. Bräuche aus vornordischer Zeit mögen erhalten geblieben sein und wurden jetzt, neu belebt, wieder zu richtigen Zauberhandlungen, scheinen aber trotzdem sich auf die tiefsten Schichten, die Vermischtesten, beschränkt zu haben.

Das Wort „Gott" selbst ist spät entstanden und auf die Germanen beschränkt. Albanisches zot und persisches chodâ klingen wohl an, gehören aber anscheinend nicht dazu, ebenso germanisches „gut". Der ausgezeichnete Wiener Indogermanist Rudolf Much schreibt mir: „Was die formelle Seite des Wortes Gott betrifft, hat dieses (und das wird allgemein angenommen) als to-Partizip aus einer Verbalwurzel indogerm. ghu (germ. gu) zu gelten. Aus ghutó mit Suffixbetonung ergab sich die germanische Grundform guda. Fast alle verstehn das Wort aus einer Wurzel, die „rufen, anrufen, zaubern" bedeutet, und Falk Torp (im dän.-norweg. etym. Wörterbuch) übersetzt dementsprechend: „Das Angerufene, was man zu sich ruft, durch Zauberwort seinem Willen untertan macht, das Beschworene." Indra hat den Beinamen puru-hutá, „vielgerufener". Kluge erinnert aber noch an eine altindische Wurzel hu (= indogerm. ghu), „opfern", und ein Partizip hutá, „geopfert, dem geopfert wird". Auch das könnte vorliegen. Für mich beginnt das Wort aber von da an erst

interessant zu werden. Es ist im Altgermanischen immer Neutrum; erst in Anwendung auf den Christengott wird es Maskulinum. Warum nannte man Gott oder einen Gott „Das angerufene Wesen"? Offenbar, weil man aus frommer Scheu oder abergläubischer Furcht es vermied, den richtigen Namen außerhalb des Kultaktes auszusprechen. Es ist ein Deckwort an Stelle eines andern Wortes, das tabu geworden war." Und Rudolf Much erinnert weiter an Deckworte wie Bär, „der Braune", für indogermanisches rksos, urgermanisches urhsaz (lat. ursus), slavisches medved, „Honigesser", eben hierfür, altnordisches vargr, „Schuft, Verbrecher", für Wolf. Auch an französisches rénard (= Reinhard) für früheres goupil, „Fuchs", an deutsches „Gottseibeiuns" für „Teufel" kann erinnert werden. Das altdeutsche Wort Kone wurde nacheinander durch Weib (= die Verhüllte) und Frau (= Herrin) ersetzt.

Die Bezeichnung Götter setzt, ob als „Angerufene" oder als „mit Opfern bedachte" gefaßt, schon die Auffassung voraus, daß es sich hier um Einfluß auf den Einzelnen übende und von ihm zu beeinflussende Mächte handelt, aber das Wort ist eben eine späte, eine erst germanische Bildung. Gemeinnordisch hingegen ist ein Wort aus der Wurzel div, „glänzen": altindisch deva, altpersisch daêva, lateinisch deus, litauisch diëwas, altpreußisch deiwas, deiws, lettisch deews, altirisch dia, gallisch deivos, kymrisch dyw oder duw, altnordisch (nur in der Mehrzahl vorkommend) tivar. Es ist dieselbe Wurzel, woraus Djaus-Zeus-Ziu gebildet ist. Das Wort bedeutet in allen Sprachen schon eine bestimmte Macht (in der Mehrzahl bestimmte Mächte) wird nicht auch auf andere Begriffe angewendet. Wie die Form Djaus-Zeus-Ziu sind auch andere (z. B. dies, „Tag") bereits scharf von ihm getrennt. Wir müssen demnach diese Begrenzung des Wortes und den Begriff bestimmter glänzender Mächte schon in die gemein-indogermanische Zeit versetzen, vor 6000 v. Chr. zum mindesten. In der Edda werden die tivar „berufen" (mærer) und „reich" d. i. mächtig (riker) genannt, auch werden die Zusammen-

setzungen sigtivar und valtivar — beide bedeuten „Streitgötter“ — gebraucht. In den übrigen germanischen Sprachen ist das Wort bisher nicht gefunden worden.

Allgemein verbreitet war dagegen bei den Germanen das Wort „Ansen“. Wir kennen es aus Namen wie Ansgar, schwedisch Oskar, Anshelm, Anshild. Jordanes berichtet, die ansis würden als „Halbgötter“ verehrt. Im Altnordischen ist die Lautung ǫss, Mehrzahl æser (weiblich ásynja, Mehrzahl ásynjor), auch friesisch und angelsächsisch ist das Wort bezeugt. Erklärt wird es wohl am besten durch altindisches asu, altpersisches anhu, wovon das bekannte Ahura (Mazda), das indische asura abgeleitet sind, beide Götterbezeichnungen. Von Ahura kommt das magyarische úr, das allgemein „Herr“ bedeutet und den uralten skythisch-arischen Wortbegriff überliefert. Aber ursprünglich bezeichnet indisches asu den Lebenshauch, altpersisches anhu die Welt als Inbegriff der lebenden Wesen, und so mag das urgermanische ansu in ähnlicher Weise nicht schon „Herr“ bedeutet haben, sondern „Welt belebender Hauch“ mit jenem Schillern des Wortes von „Hauch“ zu „Geist“, das das lateinische spiritus hat. Die Ansen (üblicher ist die altnordische Lautung Asen) sind danach die „Herren“ der Welt, die großen Weltmächte, aber sie sind zunächst bewußter Weise nicht körperlich gedachte, sondern hauchartige, rein geistige Wesenheiten.

Mehrfach werden die Götter „Rater“ (regen im Altnordischen, regin, ragin im Altdeutschen) genannt, im Altnordischen auch „Hafte“ und „Bande“, weil sie die Welt wie ein Ring zusammenhalten.

Gerade dieser Ausdruck zeigt, daß auch noch den Germanen der Spätzeit bekannt oder doch dunkel bewußt war, die „Götter“ seien insbesondere die Tierkreiszeichen der Ekliptik, die wie ein Ring sich um den Himmel, um die Welt legen. Daß tatsächlich die Kenntnis der zwölf Himmelszeichen bei den Germanen den Hauptteil der Götterkunde ausmachte, bezeugt für die Goten der ihnen entsprossene Jordanes („Geschichte der Goten“, 3). Diese Zeichen waren

freilich nicht die einzigen „Ansen“ — denn Ziu und Wode wurden doch auch als solche betrachtet —, aber sie waren die hauptsächlichsten, und seitdem einmal das Jahr in zwölf Monde, die Ekliptik in zwölf Teile geteilt war, bestrebte man sich überall, gerade zwölf Götter zusammenzustellen, bei den Griechen, bei den Römern und auch bei den Germanen. Snorri sagt ausdrücklich: „Tólf ero Aeser guþkunniger“ (Gylfaginning 20), „Zwölf Ansen göttlichen Abstammes gibt es“, obwohl er dann ihrer mehr nennt und Ansinnen noch dazu. Dieselbe Zwölfzahl finden wir bei den Begleitern Mithras, mit denen er sein Abschiedsmahl hält, bei den zwölf Aposteln, bei den zwölf Stämmen der Juden, die übrigens schon längst auf die zwölf Tierkreiszeichen bezogen und im Einzelnen mit ihnen gleichgesetzt wurden (vgl. meine „Geschichte des Judentums“, S. 83). Aber wo die Tierkreiszeichen nicht auf einmal, sondern in allmählicher Folge benamt wurden, ihre Zahl zwölf überhaupt erst nach der Einfangung des Mondes festgesetzt wurde und durchaus nicht alle Zeichen von gleicher Bedeutung und gleicher Volkstümlichkeit waren, auch da und dort ein darüber und darunter stehendes für das eigentliche Tierkreiszeichen eintreten konnte, darf man weder völlige Übereinstimmung der zwölf „Götter“ bei allen Völkern, noch diese Übereinstimmung in allen Nachrichten je eines Volkes erwarten. Da ist es zu großen Verschiebungen gekommen, die durch Sonderuntersuchungen bei jedem Falle klarzulegen sind.

Geht man die Götteraufzählungen in der Edda und bei Snorri (Gylfaginning) durch, so lassen sich folgende „Götter“ (Ansen) mit einem der zwölf Tierkreiszeichen verselbigen:

Frowa-Fria (Freyja, Frigg) — Jungfrau
Balder und Had (Baldr, Hǫþr) — Zwillinge
Donner (Þórr) — Orion beim Stier
Widar (Viþarr) — Widder
Loke (Loke) — Schütze
Schade (Skaþi) — Schlangenträger überm Skorpion
Vorsitzer (Forsete) — Wage

Ich möchte hier nicht unvermerkt lassen, daß Löwe und Krebs, die nach der Jungfrau durch je eine Weltzeit die Sonne „gebaren“, nicht „Götter“ sind. Das erklärt sich so: Die Sonne blieb zunächst, als es Monate noch nicht gab, Kind der Jungfrau, weshalb auch die Jungfrau und Mutter einfach und in ihrer Verdreifachung nach den drei Jahreszeiten so großen Raum in den Mythen aller nordischen Völker einnimmt; erst mit der neuen Erscheinung des Mondes in der Weltzeit, da die Zwillinge die Sonne gebaren, wird ein neuer Mythus begonnen — Sonne und Mond sind Zwillinge —, und fortan gilt die Sonne vielfach als Kind ihres Geburt- oder Frühlingzeichens, wird mit dessen Bilde dargestellt.

Gegen die „Götter“ erheben sich zu einer Zeit, die in allen Mythen als weit zurückliegend gilt, erdgeborene Riesen, Giganten, die Aufnahme in ihr Reich begehren und zum Teil auch erlangen. Im Alten Testament haben wir die Geschichte des Turmbaues von Babel. Die Stellen sind 1. Buch Mosis VI 1, 2, 4, XI 4, 5, 8:

„Da sich die Menschen begannen zu mehren auf Erden, und zeugeten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes (bnē ha-elohîm) nach den Töchtern der Menschen, wie schön sie waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute (Riesen, die in uralter Zeit hochberühmt waren). Und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns dort niederlassen (man laute šm nicht šēm, sondern šâm). Da fuhr der Herr hernieder, daß er sahe die Stadt und Turm, da die Menschenkinder baueten. Also zerstreuete sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen.“

Die Verknüpfung der Sage mit dem Namen von Babel („Zerstreuung“), die hier wegblieb, ist spät und künstlich, auch daß der Himmel durch seine Söhne, die Erde durch

die Menschen, ihre Kinder, ersetzt sind, verwischt das Urtümliche einigermaßen, aber doch ist dieses noch durchsichtig genug, so daß schon Kaiser Julian den biblischen Bericht mit dem griechischen Titanenkampf in Beziehung gebracht hat.

Bei den Griechen sind die Titanen, deren Name sie vielleicht geradezu als „erdgeborene“ (vgl. titanos, „Lehm, Gips“) bezeichnet, die Söhne des Himmels (Uranos) und der Erde (Gaia) unmittelbar; der Vater stieß sie zunächst in den Schoß der Mutter wieder zurück, die davon bedrängte Erde forderte die Kinder auf, die ihr angetane Schmach zu rächen, und Kronos als der erste, der freikam, entmannte den Vater mit einer Sichel. So berichtet Hesiod (Theogonie, 617 ff.). Zum Sturm der Titanen gegen den Himmel kam es, als Zeus seinen Vater Kronos entthronen wollte. Da standen einige Titanen auf Seiten des Sohnes, so Themis und Prometheus, die „Satzung“ und der „Vorschauende“. Zeus erschien mit seinen Blitzen. Die Titanen wurden besiegt und in die Unterwelt, den Tartaros, hinabgestoßen.

Diese Sage gibt einen Vorgang am Sternenhimmel wieder: Das Höherkommen und Wiederversinken von Sternbildern knapp am Erdrande, die darum Kinder der Erde heißen, ein Vorgang, den die Betrachtung der Sternkarte (S. 78/79) klar macht. Darin ist nicht nur wie in den gewöhnlichen Sternkarten der Kreis der Ekliptik eingezeichnet, sondern auch jener gleichläufige innere, den der Himmelspol im Laufe eines Weltenjahrs (26000 Jahre) beschreibt. Der Himmelspol, der in der Verlängerung der Erdachse und somit scheitelrecht über dem Erdpol liegt, stand in der Erstzeit, da die Sonne von der Jungfrau geboren wurde, um 18500 v. Chr., zwischen α im Schwan und Kepheus. Da lagen Skorpion, Kentaur und Schiff ganz tief am Horizont, zumal für den höheren Norden, wo der himmlische Nordpol viel höher steht als bei uns in Mitteldeutschland. Drei Weltzeiten, ein Viertel Weltenjahr später, um 12000 v. Chr., stand der Pol bei der Wega in der Leier. Da ka-

men der Schütze mit seinem Speer und der Skorpion mit seiner Sichel hoch und standen in der nächsten Zeit am höchsten in der Ekliptik, weil sie dem damaligen Pole am nächsten waren. Der Pol rückte weiter fort und stand ein weiteres Weltenvierteljahr später, um 5500 v. Chr., nahe an der erhobenen Hand des Bootes. Da versank der Skorpion bereits, aber Kentaur und Schiff standen jetzt am höchsten. Beim Weiterrücken des Poles auf $\varkappa$ im Drachen zu, den er um 2500 v. Chr. erreichte, blieben Kentaur und Schiff noch hoch, aber auch Orion kam immer höher. Das ist die Zeit, worin unsere Mythen zumeist spielen, und auch die vom Titanenkampf hat in ihr die sternliche Entsprechung.

Alles erklärt sich jetzt: Kronos-Skorpion, dessen Name wohl mit Horn zusammenhängt (lat. cornu, griechisch keras, auch im Semitischen keren, karnu) und die Gestalt des Sternbildes wiedergibt, hatte die Herrschstellung innegehabt, hatte, wie es die Sage ausdrückt, dem früheren Herrscher am Himmel mit seiner Sichel die Mannheit, die Kraft, geraubt, jetzt kam aber ein neuer Himmelsherrscher empor, Zeus mit seinem Blitze, wodurch sich der Himmel der Orionzeit kennzeichnet, da Orion das Blitzsternbild ist. Der Kampf mit den Mächten des Kronos-Skorpions dauert lange — zehn Jahre nach der Sage —, aber der Blitz-Zeus mit seinen Mächten siegt. Die „Satzung", die unabänderliche Notwendigkeit des Vorrückens der Jahrespunkte, und der „Vorschauende" standen auf seiner Seite. Kentaur, Schiff, Schlange, Einhorn, die Hunde und Orion, die alle Erdensöhne sind, am Rande der Erde stehn und unter der Ekliptik liegen, sind für diese Zeit in das Reich der Götter aufgenommen, stehn nicht an der Erde mehr, sondern erheblich über der Erde; in unseren Breiten so hoch wie der Orion, also dem Scheitelpunkt ziemlich nahe.

Von hier aus versteht man auch den Titanenkampf in dem germanischen Mythus. Er ist hier nur in der Edda erhalten, in der „Wala Schau". Die „Wänen" wollen in den Kreis der Ansen aufgenommen werden. Ihr Name bezeichnet sie als die „Glänzenden" (dem altnordischen Vaner entspricht wanam, „glänzend", im altsächsischen Heliand), und mit den Sternen erster Größe Spica in der Jungfrau und Kanopus im Schiff, den vielsternigen Sternbildern Rabe und Becher und Schlange dürfen sie mit Recht so heißen. Als ihr Vertreter gilt Nerd in Schiffstätte (Njọrþr in Nóatún), dessen Kinder Frowa (die Jungfrau) und Fro (der „Herr", die Sonne) sind. Damit ist die ganze Gruppe gegeben: Nerd-Kentaur, Schiff und Jungfrau. Der Krieg endet damit, daß Nerd mit seinen Mächten unter die Götter aufgenommen wird und ebenfalls Opfer erhält. Snorri berichtet (Gylfag. 23), Nerd sei von den Wänen den Ansen als Geisel gegeben worden, die Wänen hinwider hätten Hähner (Blitz-Orion) als Geisel erhalten: „So verglichen sich durch ihn die Ansen mit den Wänen." Orion blieb ja zunächst noch tief am Horizont, erhob sich erst in unserer Zeit, da α im kleinen Wagen der Polstern ist (seit 900 n. Chr.) zum Höchststand im Weltenjahr.

Als Grund des Krieges zwischen Ansen und Wänen gibt der „Wala Schau" an, daß Goldwig-Frowa (Goldwig = goldene Kämpferin), die Tochter Nerds, in des „Hohen Halle", im Himmel, dreimal mit Geren gestoßen und dreimal verbrannt worden sei, die dreimal geboren worden war. Das gibt nicht die Ursache, sondern die Zeit des Kriegs an: dreimal war die Jungfrau aus einem Jahrespunkt verdrängt worden, aus dem der Sonnengeburt (um 18000 v. Chr.), dem der Frühlingsgleiche (um 12000 v. Chr.) und dem der Sommersonnenwende (um 5500 v. Chr.). Da nun kam es zu ihrem Höchststand im Weltenjahr, da wurde sie „Wodes Braut". Neuerdings in einen Jahrespunkt, den der Herbstgleiche, kam die Jungfrau im Fischzeitalter.

Die in der Edda erhaltenen Zeilen lauten:

Das weiß ich den ersten Krieg im All:
Daß sie Goldwig mit Geren stießen
Und sie in des Hohen Halle verbrannten,
Drier verbrannten die drier Geborene...

Nerd darauf verlangte Sühne für den Unglimpf an seiner Tochter; diese Zeilen fehlen.

Gingen alle Rater zum Richtstuhle,
Die hochheil'gen Götter, und hielten Rat:
Ob Zins die Ansen sollten zahlen
Oder alle Götter Opfer haben.

Da fläugte Wode und schoß ins Volk
— Das war dieser erste Krieg im All —,
Da brachen den Bordwall der Ansenburg,
Da mochten die Wänen zerstampfen die Wal.

Wenn es heißt, das Frowa mit Geren gestoßen (wörtlicher: „gestützt") wurde, so bezieht sich das auf den Schützen, der mit seinem Speer ihr nachrückte, im Geviert zu ihr stehend, den Speer auf sie richtete: wenn er (am Nachthimmel) den Hochstand hat, geht sie unter. Hier wird die nächtliche Anschauung ins Weltjahr übertragen. Auf dieses selbst beziehen sich jedoch die Zeilen: „Da fläugte Wode und schoß ins Volk — das war dieser erste Krieg im All." Eben zu der Zeit, als der Speer des Schützen am Wodehimmel dem Zenith am nächsten war, am höchsten sich über die Rimme erhob, begannen die Wänen höher und höher aufzusteigen, brechen die Ringmauer der Ansenburg, zerstampfen das Feld. Die Ansen lassen jetzt ihre Burg von einem Riesen (Freter) neu erbauen, wie Snorri in anderer Verbindung erzählt; wenn er die Bedingung erfülle, wollten sie Sonne und Mond oder (vielleicht: „und") Frowa ihm hingeben. Nur drei Tage fehlen noch zur Frist.

Gingen alle Rater zum Richtstuhle,
Die hochheil'gen Götter, und hielten Rat:
Wer alle die Luft mit Unheil traf
Oder Wods Maid den Fretern vermachte.

Den Rat gab zweifellos Loge, und der rettet nun die Ansen, indem er Donnern herbeiruft, der offenbar bei dem Vertrage nicht dabei war, ihn nicht mit einging.

Da wankten die Eide, Worte und Schwüre,
Die festen Sprüche, zwischen ihnen versprochen.
Donner alleinig, gedrängt von Zorne
— Selten bleibt er sitzen, wenn er solches erfährt —

erschlug den Riesen, womit der eddische Titanenkampf seinen Abschluß erhält.

Heimdalls Hall nun weiß ich verhohlen
Unterm heiterluftigen heil'gen Baume.

Heimdalls Hall bläst sonst zum Streit; es ist das Einhorn unter der Weltesche-Milchstraße, das zur Zeit des Höchststandes der Wänen (um 5500 v. Chr.) noch tief unten an der Rimmung verhohlen war, erst in den nächsten Weltzeiten in die Lüfte sich erhob (Der Wala Schau, 219).

Das *Schicksal der Götter* ist das der Tierkreiszeichen des Weltenjahrs. Es kommt unabwendlich zu ihrer Verfinsterung, zur *Götterdämmerung* (ragna røkr, „Verfinsterung der Rater", ragna røk, „Endschicksal der Rater"), dazu, daß alle zwölf Weltjahrmonate abgelaufen sind und ein neues Weltenjahr beginnt, dessen Tierkreiszeichen die „Söhne" der vorigen heißen. Das einzigartige Gedicht „Der Wala Schau" (Vǫlospǫ́) behandelt die Aufeinanderfolge der Weltzeiten von der Erstzeit an, der der Jungfrau (um 18000 v. Chr.), bis zum Ende des ersten Weltenjahrs und noch zwei Weltzeiten darüber hinaus. Das Alter der Zwillinge stellte die Sommersonnenwende, den Juni, des Weltenjahrs dar, nach der Fischzeit, worin wir leben, beginnt dessen Winterhälfte, da der Fehnerwolf (Löwe) frei waltet, die Nacht heraufführt und in der Folge Nachtgestirn der Frühlinggleichen bleibt. Diese Winterhälfte wird zugleich ins Sittliche gewendet:

Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwister brechen das Band der Sippe,
Hart ist's auf Erden, Hurtum groß,
Nicht einer mehr achtet des andern Mannes.
Beilzeit, Schwertzeit, die Schilde bersten,
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt sich wendet.

Das neue Weltenjahr, das 12860 n. Chr. beginnt, erweckt alle die frohen Hoffnungen, die uns beim Jahreswechsel und beim Jahrhundertwechsel (auch diesem geht ein fin de siècle voraus) erfüllen:

Aufsteigen seh' ich zum andern Male
Die Erde aus den Wogen, wieder grün ...
Unbesät werden die Äcker wachsen,
All Böses wird besser, Balder kommt heim,
Had wohnt mit Balder in des Rufers Heerhof,
In der Schlachtgötter Weihtum.

Das letzte meint sachlich, daß Balder-Pollux wieder wie in der Erstzeit mit Had-Kastor zusammen bei Orion und Stier im ursprünglichen Gewittermonat, im August, stehn werde, gleichbildlich aber ist alle Liebe und Hoffnung mit inbegriffen. Noch zwei Weltzeiten weiter führt das Gedicht bis an den neuen Weltjahrfrühling heran, dem die Weltzeit der Wage, die Verheißung von Recht und Gerechtigkeit, vorausgeht:

Kommt der Reiche zum Richttume,
Der Starke, obenher, der alles ordnet.
Er spricht Urteile, ebnet Streite,
Setzt Weihschaften, wie sie sein sollen.

Saal stehn seh' ich heller als die Sonne,
Goldgedeckten, auf Gemmenbühl.
Da werden wohnen die wackern Scharen
Und Freude genießen bis in fernste Tage.

Das zweite Wagezeitalter dauert von 10704 bis 12860 n. Chr., und bis zur neuen Fischzeit, durch sechs Weltzeiten, durch 12936 Jahre, genießen die dann lebenden Menschen den Frühling und Sommer des neuen Weltenjahres. (Die Erklärung der Einzelheiten des Gedichtes findet man in meiner Edda.)

Höchst irrig meinten etliche Gelehrte, der „Wala Schau" stünde in ihrem Schlusse unter christlichem Einfluß. Das

Christentum hat gewiß seinen Weltuntergang mit der Wiederkunft des „Herrn", der da kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten, und darauf ein neues Jerusalem, das aber ist ganz jenseitig und kennt nur „verklärte" Leiber, hat darum nur etliche Grundlagen mit den germanischen Vorstellungen gemein, unterscheidet sich aber von diesen gerade im Hauptpunkt: dort ist das irdische Leben zu Ende, dort handelt es sich um einen wirklichen Weltuntergang, hier geht das irdische Leben in frühlinghafter Erneuerung weiter, der wirkliche Weltuntergang, über den man sich ja gewiß schon Gedanken machte, hat damit nichts zu tun, gab nur ein paar Farben zu dem Bilde her. Weltschöpfung und Weltuntergang bilden ursprünglich einen gesonderten Teil in den religiösen Vorstellungen der nordischen Völker. Über die spricht darum ein eigener Abschnitt.

Der Weltbaum

Weitaus nicht so hohe Bedeutung wie die zwölf Zeichen der Ekliptik hat in den nordischen Mythen die Milchstraße, aber auch sie war auffällig genug, so daß man sich mit ihr vielfach beschäftigte. Die Milchstraße steigt aus dem Gebiete der beiden Hunde mit Sirius und Prokyon, des Einhorns und des Orions fast bis zum jeweiligen Pole auf, demnach selbst in den höchsten Breiten bis zum Scheitelpunkt, in tieferen noch darüber hinaus, und fällt dann, jetzt mit größeren Inseln in ihrem schimmernden Strom, in zwei Armen zum Schützen und zum Skorpion ab.

In der Milchstraße stehn — man vergleiche dazu die Sternkarte S. 78, 79 —: am Grunde der Vordersteven des Schiffes mit dem Stern erster Größe Canopus und fünf kleineren Sternen nahe darüber, — Großer und Kleiner Hund halten an dem und jenem Ufer gewissermaßen Wacht, der Orion taucht mit dem einen Arm darein, die Zwillinge mit den Beinen —, dann der Fuhrmann mit dem Stern erster Größe Capella (Ziege), der vielsternige Perseus mit dem Medusenhaupt, die wie ein großes W gestaltete Kassiopeia, Cepheus, der weitgespannte Schwan, der Adler mit dem hellen Attair zwischen den zwei Augsternen, der Schlangenträger mit seiner Schlange und, schon an der Ekliptik, die Tierkreiszeichen Schütze und Skorpion. Dort hat sich die Milchstraße stark verbreitert und weist, wie erwähnt, Lücken auf.

Faßt man die Milchstraße als Strom oder als Weg auf, so führt sie an den zwei entgegengesetzten Stellen unter die Ekliptik, bei den Hunden und dem Orion mit den Zwillingen gegenüber einerseit und bei dem Schützen und Skorpion anderseit. Da Zwillinge und Orion gerade in den zwei für die nordischen Völker wichtigsten Weltzeiten, im Zwilling- und im Stieralter, den Frühlingpunkt innehatten, beschäftigen sich die nordischen Mythen vor allem mit dieser Stelle der Milchstraße. Den Weg in die Unterwelt, in den Hades, bewacht bei den Griechen der dreiköpfige Kerberos

(der große Hund hat drei Hauptsterne), Herkules-Orion kommt auf seiner Fahrt dahin und bezwingt ihn. Zwei Säulen setzt Herkules-Orion am Ende seiner Fahrt — das sind die Zwillinge, die man in ältester Zeit als zwei Pfähle darstellte. Der palästinensische Herkules, Simson, die Orionsonne, steht zwischen zwei Säulen und rüttelt mit ihnen den ganzen Palast seiner Feinde zusammen.

Die Milchstraße als Strom oder Weg zu fassen, lag im Süden nahe, wo sie sich nicht so steil und hoch am Himmel erhebt, vielmehr wie ein Band von einer Himmelsseite zur gegenüberliegenden schlingt. Der Norden hingegen, wo sie den Scheitelpunkt erreicht, faßte sie lieber als Baum. Aber ganz so wie im tiefsten Süden die Vorstellung der Milchstraße als Baum sich erhalten hat, denkt man sich gelegentlich im Norden die Milchstraße als Strom oder als Weg. Beides in sich vereint unser deutsches Wort: Milch-Straße. Überall besteht neben dem Lebensbaum auch ein Lebenswasser, und dieses Wasser wird immer leuchtend und schimmernd gedacht. Noch im aurum potabile der Alchymisten spukt es nach.

In den Urgeschichten der Bibel, die sehr viel nordisches Gut enthalten, stehn Adam und Eva — die Zwillinge, die oft Mann und Weib sind — neben dem Baum, der von Jahu (Djaus) in den Himmel gepflanzt worden ist. Der Avesta spricht von dem Baum Gokurnam, „Allsamen", auf dem Götterberg Haraberezaiti („Hochberg"), dessen Wurzeln reichen in den See Worukaschan hinab oder saugen aus der Quelle Ardwissura, daraus alle irdischen Ströme kommen. Schon Arthur Drews („Der Sternhimmel", 1923) sieht hierin die Milchstraße. „Auf einem Mithrarelief erblickt man auf der einen Seite einen Baum, an welchem eine brennende Fackel, das Sinnbild der aufsteigenden Sonne, angebracht ist, und daneben einen Stierkopf; auf der andern Seite einen Baum mit Früchten und einer gesenkten und erloschenen Fackel, dem Sinnbild der absteigenden Sonne, während ein Skorpion seinen Stachel in die Rinde des Baumes bohrt."

Man konnte auch an zwei Bäume denken, deren Kronen sich ineinander verweben. Zwei solche Bäume hat die biblische Paradiessage. Der eine Baum ist der des Lebens, der andere der des Todes, nämlich des Lebens und Todes der Sonne jener Zeit, die in der Milchstraße geboren ward oder zur Frühlinggleiche darin aufging. Die Vorstellung stammt aus der ersten Zeit (um 10000 v. Chr.), weitere Ausgestaltung fand sie in der zweiten (um 4300 v. Chr.), wie Stier und Skorpion beim mithräischen Weltbaum zeigen. Die Babylonier kennen einen Baum zur Rechten und einen zur Linken.

Obwohl die Milchstraße nach etwa 3000 v. Chr. wieder aus ihrer bevorzugten Stellung rückte — jetzt in der Fischzeit steht sie neuerlich in einer: im Sommerpunkt —, erhielten sich die Mären, die man über sie geschaffen hatte, blieb sie der Lebensbaum. Als Weinstock wird sie bedeutsam für den Dionysoskult und für das Christentum, die Assyrer zeichnen sie als Palmbaum. Der Vater Xerxes' wurde nach Herodot von Pythios (Zeus oder Apollon) mit dem „goldenen Palmzweig und dem goldenen Weinstock", mit der Weltherrschaft, beschenkt. Die Gleichbilder der Milchstraße werden ihrerseit Gleichbilder.

In der Edda wird die Milchstraße oft erwähnt. Sie gilt da zumeist als Esche mit dem Namen Schreckroß (Yggdrasil). Schreck (Ygg) ist ein Beiname Wodes, des Himmels, Roß ist die Milchstraße deshalb, weil der Himmel wie ein Mann auf dem Rosse gewissermaßen auf ihr reitet. Ihre einzelnen Sternbilder beschreiben die „Grimnerssprüche": die Ziege Heidrun (Capella im Fuhrmann, ursprünglich als Ganzes Ziege), die ihre „Äste äst", aber auch wieder die Milch — „funkelnden Met" — von sich strömen läßt, der Hirsch Eichdorn (Kassiopeia), von dessen Hörnern ebenfalls leuchtendes Wasser — nach der andern Seite — strömt; der Hirsch nagt oben, der Skorpion Grimmbeiß unten, und da „mulmt" die eine Hälfte des Baums — die erwähnten Lücken über Schütze und Skorpion —; der Adler hat einen Habicht (Attair) zwischen den Augen.

Heidrun heißt sie, die auf der Halle steht
Und Hutwalts Äste äst:
Die Stielkannen füllt sie mit funkelndem Met,
Versiegen nicht mag der Saft.

Eichdorn heißt er, der auf der Halle steht
Und Hutwalts Äste äst:
Von den Hörnern trieft's in Hohlbrunnenbraus,
Draus nimmt all Wasser den Weg.

Die Schreckroßesche erleidet Unbill
Mehr als Menschen wissen:
Der Hirsch nagt oben, es mulmt die Hälfte,
Grimmbeiß nagt unten an.

In der Esche Ästen sitzt ein Adler,
Wissen ward ihm viel.
Wetterfalb heißt der helle Habicht,
Der zwischen den Sehern ihm sitzt.

Das letzte Gesätz ist nach Snorri ergänzt. Noch folgt eines über das Eichhorn Nagezahn (Ratatöskr):

Nagezahn heißt es, das hin und her läuft
Unter der Esche Schreckroß.
Des Adlers Worte trägt's von oben
Und sagt sie Grimmbeiß im Grund.

Arthur Drews, der Heidrun und Eichdorn schon richtig als Capella und Kassiopeia erkannte, in Grimmbeiß allerdings noch irrig die Hydra sah, auch den Habicht Wetterfalb nicht berücksichtigte, glaubt das Eichhörnchen Nagezahn aus einem Mißverständnis des Sternbildes des Fuchses dicht über dem Adler hervorgegangen: ein Skalde habe es auf einem antiken Globus erblickt und den Fuchs wegen seines buschigen Schwanzes für ein Eichhörnchen genommen. Daß die Dichter der Edda alte Himmelszeichnungen kannten, scheint auch mir sicher, allerdings müssen es keine ausheimischen gewesen sein. Denn seit den Felsbildern von

Bohuslän (um 1500 v. Chr.) kennt der Norden heimische Sterndarstellungen. In meiner Edda dachte ich bei dem Eichhörnchen Nagezahn wegen seines Hin- und Herlaufens an die Sternschnuppen, jetzt scheint mir die Deutung auf den Fuchs (Vulpecula) doch größere Wahrscheinlichkeit zu haben.

Snorri in der Gylfaginning (15) sagt über die Weltesche: „Diese Esche ist der größte und beste von allen Bäumen, seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen: die eine zu den Ansen, die andere [zu den Menschen, die dritte] zu den Reifdürsen, die dritte steht über Nibelheim, und unter dieser Wurzel ist Hohlbrunnenbraus (Hwergelmer), und Grimmbeiß nagt von unten auf an ihr. Bei der andern Wurzel hingegen, die sich zu den Reifdürsen erstreckt, ist Mimers Quell, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Der Eigner des Brunnens heißt Mimer und ist voller Weisheit, weil er täglich von dem Brunnen aus dem Gellerhorn trinkt. Unter der dritten Wurzel der Esche, die zum Himmel geht, ist ein Brunnen, der sehr heilig ist, Wurds Brunnen genannt: da haben die Götter ihre Gerichtstätte." Die Grimnerssprüche verteilen die Wurzeln ähnlich:

Drei Wurzeln sendet nach dreien Seiten
Die Esche Schreckroß aus:
Unter erster wohnt Hel, unter andrer die Reifdürsen,
Unter dritter Menschenmänner.

Hierbei steht der Beobachter unter den drei „Wurzeln" der Milchstraße — uralte Bäume erheben manchmal ihre Wurzeln hoch aus dem Boden —, der eigentliche Baum ist dann darüber ins Weltall aufragend gedacht. In der Zwillingzeit stand die eine Wurzel der Milchstraße, die bei den Zwillingen und dem Orion, im Frühlingpunkt, im Osten, die zweite, die beim Schützen, zur selben Zeit im Westen, die dritte, die beim Skorpion, nach Norden zu. Der Osten galt zugleich für den Frühling und den Aufstieg, der Westen

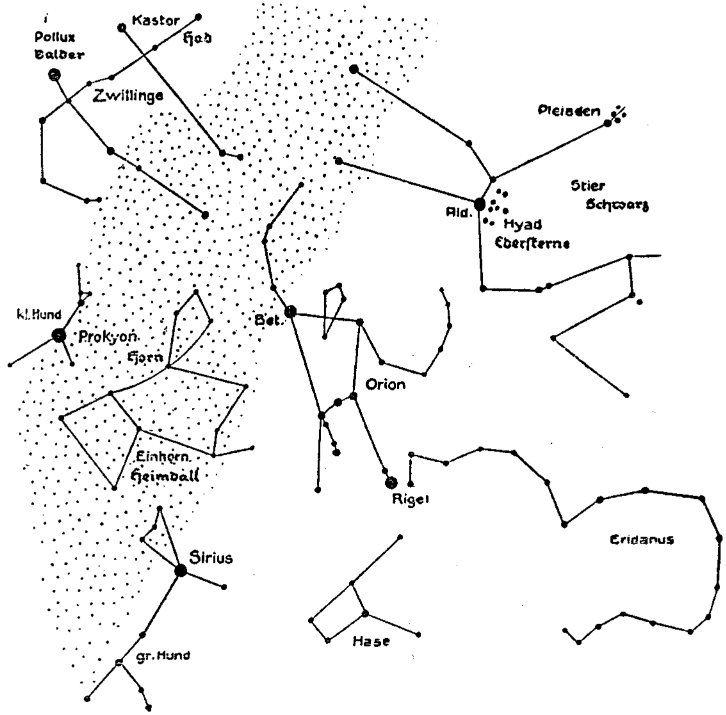
für den Herbst und den Abstieg, der Norden für den Winter. So liegt unter dem Winterast — im Schwedischen hat die Milchstraße von diesem den Namen Vintergata, „Winterstraße", erhalten — Nibelheim mit den Reifriesen, dem Brunnen Hohlbrunnenbraus und dem Skorpion-Grimmbeiß, unter dem Herbstast, der das Schicksal des Jahres entscheidet, Hel oder Wurd, die ja oft einander gleichgesetzt werden; da ist auch die Gerichtstätte der Götter, wo sie die Geschicke entscheiden. Unter der dritten Wurzel liegt nach Snorri Mimers Quell, gekennzeichnet durch das Gellerhorn — das Einhorn beim Kleinen Hund —, woraus Mimer täglich aus der wieder als Strom gedachten Milchstraße trinkt, nach den Grimnerssprüchen wohnen unter ihr „Menschenmänner", nämlich die Zwillinge und der Orion, die menschliche Gestalt haben. Nach Mimer wird die Weltesche auch „Mimbaum" (Mimameiþr) genannt.

Als Lebensprinzip ist der Weltbaum vielfach als Phallus dargestellt worden. Daß der Phallus als Träger der Zeugung erst erkannt ward, seitdem es eine Ehe gibt, und nur bei Völkern, die eine Ehe haben, führte ich bereits aus (S. 35). Die Zwilling- und Stierzeit, die diese Völker in zahlreicheren Scharen als bis dahin in alle Welt hinausziehen ließen, haben darum auch den Phallusbaum überall hingebracht. Schon die steinzeitlichen Megalithenerbauer haben Phallusbäume errichtet, späterhin hat die Kunst das Gleichbild, das mit der Zeit Anstoß zu erregen begann, auf vielerlei Weise umgestaltet und immer mehr das Gleichbild selbst durch Gleichbilder ersetzt. Die religiösen Bräuche und deren späte Überlebsel, die Volksbräuche, folgten dem. Der Phallus wurde mit dem Orion verbunden, dessen Gürtelsterne als Phallus aufgefaßt werden konnten; erst stellte man ihn in Tätigkeit dar, später ließ man einen Herkules nur nackt sein, damit sein Zeugeglied sichtbar war. Die Baumfeste aber, die man allenthalben findet, haben vielfach bis heute ihr Gepräge als Phallusfeste behalten, wenigstens darin, daß ziemlich derbe Scherze als erlaubt gelten und Tänze getanzt werden, deren ge-

schlechtlicher Urgrund unverkennbar ist. Der Maibaum der Germanen geht von hier aus.

Bei den östlichen Völkern wurde schon frühzeitig der Frühlingpunkt festgesetzt, das Jahr in vier Teile geteilt. Bei den Germanen fand, wie ich schon vermerkte, noch Tacitus die Dreiteilung des Jahres. Wenigstens das Volk wird dabei geblieben sein. Darauf deutet die Maifeier. Der Maibaum, der ihr Mittelpunkt ist — es genügen auch grünende Zweige, „Maien" —, hatte seine himmlische Entsprechung im Widderzeitalter (2232—76 v. Chr.); da ging die Sonne im Mai in Zwillingen und Milchstraße auf, zugleich aber stand der Skorpionzweig der Milchstraße genau nach Norden, nach der Winterseite, der Schützenarm nach Nordwest, was für den Herbst genommen werden konnte. Damals schon wird man auch für die Wintersonnenwende gewisse Baumfeiern gehabt haben, aber zum richtigen Weihnachtbaum — schon Leopold v. Schröder verwies ihn in diesen Kreis, ohne den Zusammenhang mit dem Weltbaum erkannt zu haben — kam es erst in unserer, der Fischzeit (seit 76 v. Chr.), wo die Sonne vom Schützen geboren wird. Da steht mit dem Schützen dieser Milchstraßenteil im Winterpunkt (21. Dez.). Die Schmückung des Baumes ist uralt und allgemein, die mit Lichtern freilich jung, entstammt aber dem richtigen Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung des Baumes.

Der Zwilling-Orionteil der Milchstraße, der in der Zwilling- und Stierzeit die Frühlingsonne, die Jahressonne für die südlicheren Völker, heraufführte, hat noch eine weitere Vorstellung der Welt gegeben: die an den Baum gehängten Götter. Man sieht Orion mit der einen Hand an dem Milchstraßenbaume hangen, die Zwillinge mit den Beinen. Das sind die Todesarten der sterbenden und auferstehenden Götter, der „heidnischen Christe". Kam die Gleichsetzung der Zwilling- oder Orionsonne mit dem Feuer hinzu, das sich selbst opfert, so haben wir die christliche und eddische Form des Selbstopfers des Gottes oder Gottessohnes. Als Stellvertreter des sterbenden Gottes wurde



Der Zwilling-Orionteil der Milchstraße

in der Frühzeit ein Mensch genommen, späterhin wurde ein Gleichbild oder ein Bild des Gottes an den Baum gehängt.

Ganz urtümlich ist ein bei den Komanchen in Nordamerika erhaltenes, Mitte August veranstaltetes Fest. Am obern Teile einer ihrer Zweige beraubten Pappel wird das Bild der Sonne angebracht, die jene Indianer als ihre höchste Gottheit verehren, und am Fuße ein Knabe von fünf, sechs Jahren angebunden. Acht Tage tanzt man um

den Baum herum. Ende August geht es nämlich schon auf den Herbst zu, da die Zwilling-Orion- und Milchstraßensonne ihrer Gefangennahme durch die feindlichen Mächte der Nachthälfte des Jahres und ihrem Tode entgegengeht.

In dem Abschnitt über Balder und Had wird dargelegt werden, wie es sich bei dem Tode des Heilandgottes zunächst um den ersten der Zwillinge handelte, wie von ihm die wesentlichen Züge genommen worden sind, aber auch Orion trat für den sterbenden Gott ein, und gerade sein Himmelsbild wiegt vor. Die meisten sterbenden Götter werden mit den Armen an den Baum gebunden, so auch der christliche Heiland, dessen staurós ein Pfahl ist, keineswegs ein „Kreuz". Dagegen wird Petrus, dessen Heilandart Arthur Drews klar erwies („Die Petruslegende"), mit mit den Füßen nach oben gehängt, stirbt also den Tod der Zwillinge, ist aber anderseit als „Felsenmann" deutlich als Orion-Donner gekennzeichnet. Da wurde ein Zug vertauscht.

Den Tod findet die Zwillingsonne als Erdenjahrsonne durch das Sternbild des Schützen, worin sie mit der Herbstgleiche eintritt. Dieses wird im Altertum zumeist als Lanzenträger gefaßt. So stirbt sie durch den Speer. Als Weltzeitsonne stirbt sie durch den Orion, dessen Sternbild nach den Zwillingen die Frühlinggleichensonne heraufführt. Der Gürtel des Orions wurde darin ebenfalls als Speer gefaßt, wie anderseit als Mistelzweig. Bald sterben jene Götter darum am Milchstraßenbaum, bald durch den Orion oder das neben ihm stehende Sternbild des Stiers mit den Ebersternen (Hyaden) — Adonis wird von einem Eber getötet —, gelegentlich wurden auch Baum und Speer zusammengefügt. So wird der christliche Heiland an den Baum gehängt, und nachdem er schon verschieden ist, öffnet ihm der römische Kriegsmann die Seite mit dem Speer. Ähnlich erzählen die Vorzeitmären (Fornaldarsögur, III, 30) von einem König, den Starkad mit einem Speer durchbohrte und dann an den Baum hing, um von Wode günstigen Fahrwind zu erlangen. Bei Saxo (6. Buch) wird

der König, den das Los getroffen hatte, zuerst aufgehängt und dann mit dem Schwerte durchbohrt.

Bei den Nordgermanen ist Wode für Balder eingetreten. Er heißt bei ihnen Hangziu (gehängter Himmelsgott), Hanggott, Hangherr, Galgenwalt — Hángatýr, Hángaguþ, Hángadrótten, Gálgavaldr), und in der Edda spricht er ausdrücklich auch von dem Speer und von seinem Selbstopfer, und er habe als Freier sich hingegeben, nicht um einen Preis — Brot oder Bierhorn —, womit man Sklaven zur Opferung kaufte (Hohssprüche 89 ff.):

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun ganzer Nächte,
Vom Ger verwundet, Wode gegeben,
Selber ich mir selbst.

Um Brot nicht erhielten sie mich noch Horn...

Könige ahmten in Notzeit dieses Opfer nach. Das geschah mehrfach im Norden, aber auch in Burgund, dessen namengebender Stamm übrigens aus dem Norden gekommen war, von der Insel Bornholm (Burgundarholmr).

Weltanfang und Weltende

Den Nordlingen wird es frühe klar geworden sein, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende haben muß. Sie waren in ihrer Rassereinheit und Rasseeinheit Sachmenschen. Wurd bestimmte über alles, über Geburt, Hochzeit mit der Zeugung neuen Lebens und Tod. Die Gedanken, die man sich über Anfang und Ende machte, hatten zunächst zu ihrem Grunde nur die Freude am Denken, an der Betätigung einer Fähigkeit, zielten noch nicht darauf ab, die etwa gewonnenen Erkenntnisse für sich selbst nutzbar zu machen, indem man etwa aus der Schöpfung auf den Schöpfer und dessen Art schloß und — auf kürzeren oder längeren Umwegen — die eigene Unsterblichkeit daraus folgerte.

Somit haben die Gedanken über Weltanfang und Weltende religiöse Bedeutung für die echten Nordlinge überhaupt nicht, gewannen sie erst in späterer Zeit, haben sie aber kaum schon bei den alten Germanen und bei den Nordländern. Im Christentum wurde der biblische Schöpfungbericht Dogma, woran durch Jahrhunderte bei Gefahr, die Freiheit, ja das Leben zu verlieren, kein Forscher rütteln durfte. Ursprünglich jedoch war dieser Schöpfungbericht genau so ein Versuch, die Entstehung der Welt mit der Erde als Mittelpunkt und mit dem Leben auf dieser zu erklären, wie es die Theorie von Kant-Laplace ist und die neue von Hans Hörbiger.

Die Gedanken über die Weltschöpfung, die denen über das Weltende zweifellos lange vorangingen, müssen schon in vorindogermanischer Zeit eine bestimmte Gestaltung erhalten haben, denn wir finden sie nicht nur bei den Indogermanen in sehr ähnlichen Formen, sondern bei allen Völkern, die jemals von Nordstämmen überlagert waren. Der biblische Schöpfungbericht ist nur eine Form unter vielen verwandten. Er wird auf die Sumerer zurückgehn, das große nichtsemitische Kulturvolk des Zweistromlands vor den semitischsprachigen Babyloniern und Assyrern, dem

diese die Grundzüge ihrer Gesittung verdanken. Das ungemein wertvolle Werk von Alfred Jeremias „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients“ (Leipzig 1904 u. ö.) stellt die Schöpfungberichte der alten Zeit zusammen, darunter auch die der Edda und der Gylfaginning.

Wie festgeprägt die Gestaltung des Schöpfungberichtes schon in ältester Zeit gewesen sein muß, bezeugt dessen Anfang, der mehrfach fast gleich lautet. Anfänge erhalten sich ja immer am besten. In dem auf sumerischer Grundlage beruhenden babylonischen Epos „Enuma-elisch“ beginnt der Bericht:

„Als droben der Himmel noch nicht da war, unten die Erde noch nicht, als ein Rohrstand (erster Beginn der Erdwerdung) sich noch nicht gebildet hatte, ein Rohrdickicht noch nicht entstanden war...“

Im Rigweda nimmt ein spekulatives Gedicht den Anfang auf:

> Es war einmal, da gab's nicht Sein noch Nichtsein,
> Den Luftraum nicht und nicht den Himmel droben...

Der Chinese Kiü Juan sagt in seiner Höllen- und Himmelfahrt:

> „Im Anfang gab es oben und unten keine Gestaltung.“

Der biblische Bericht setzt voraus: Im Anfang gab es weder Himmel noch Erde, dann schuf Gott die beiden. Die Griechen setzen als erstes das Chaos, den klaffenden Abgrund (von chainō, „ich klaffe“). Auch Aristoteles spricht von einer Zeit, wo „weder Himmel noch Erde war“.

Daneben stehn die beiden germanischen Überlieferungen, die des Wessobrunner Gebets und die der Edda. Das Wessobrunner Gebet übernimmt die alte Vorstellung und die Wortprägung, mündet aber ins Christliche aus.

> Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista,
> Dat ero ni was noh ûfhimil,
> noh paum [....] noh pereg ni was,
> noh sterro nohheinig, noh sunna ni scein,

noh mâno ni liuhta, noh der mâreo sêo.
Dô dar niwiht ni was enteo ni wenteo,
enti dô was der eino almahtico cot...

Das erfuhr ich bei den Menschen als meistes Wunder,
Daß Erde nicht war noch Obhimmel,
Noch Baum [noch Gras] noch Berg nicht war,
Noch irgendein Stern, noch die Sonne strahlte,
Noch der Mond leuchtete noch das berufne Meer.
Da nichts da war zu Enden und Wenden,
War da der einige allgewalt'ge Gott...

Damit stimmt das Gesätz in der „Wala Schau" (9 ff.) überein:

In Urtagen war's, wo Brauser waltete.
Nicht Sand gab's noch See, noch sanfte Wogen,
Erde nicht gab es noch Obhimmel,
Gähnende Ginne nur, doch Gras nirgends.

Die „gähnende Ginne" (gap ginnunga) ist geradezu wörtlich das Chaos der Griechen. Aber Abhängigkeit der altgermanischen Vorstellung von der griechischen ist nicht zu erweisen, ja schon deshalb kaum möglich, da man um 1000 wohl das Lateinische kannte, nicht aber das Griechische und gar die Ableitung des Wortes Chaos von chainō.

Die Folge der Weltwerdung ist im biblischen Schöpfungbericht: Der Urzustand der Welt ist das Chaos (thohu wa-bohu), über dem Urwasser liegt „brütend" (merachépheth) der „Geist Gottes" und erschafft so das Licht, die Himmelsfeste (raqîa', womit der feste Mauerwall der Ekliptik gemeint ist), die Erde mit Gras, Pflanzen und Bäumen, die Sonne, den Mond und die Tierkreiszeichen, wonach Weltzeiten, Tage und Jahre bestimmt werden, das Getier der Erde und zuletzt die Menschen als Mann und Weib aus Lehm in der Art der Töpferarbeit. Diese Gestalt des Schöpfungberichts war im ganzen Morgenland allgemein, sie findet sich auch bei den Etruskern, die aus der Levante gekommen waren, muß aber darum nicht übernommen sein. Suidas berichtet darüber nach etruskischen Geschichtbüchern, woraus er schöpfte:

„Der Weltbaumeister (Demiurg) habe der Welt zwölf Jahrtausende (= Weltzeiten) zum Lebensalter anberaumt und jedes Tausend unter die Herrschaft eines Tierkreiszeichens gestellt. Sechs Jahrtausende habe die Schöpfung gedauert, sechs solle der Bestand sein. Im ersten seien Himmel und Erde, im zweiten die Himmelsfeste, im dritten Meer und Gewässer, dann die beiden großen Lichter, die Seelen der Tiere und zuletzt der Mensch geschaffen worden."

Die „Tage" der Bibel sind hier Jahrtausende (Weltzeiten) geworden. Diese Verquickung lag nahe. Man findet sie auch bei den Persern. Nach deren heiligem Buche, dem „Bundehesch" (Urschöpfung), wurden in der ersten Weltzeit — hier 3000 Jahre lang — die reinen Geister erschaffen, in der zweiten 1. der Himmel, 2. das Wasser, 3. die Erde, 4. die Pflanzen, 5. die Tiere, 6. der Mensch. Der Schöpfer ist Ahura Mazda.

Die Griechen setzen an den Anfang das Chaos mit Erebos (Finsternis) und Nyx (Nacht) als seinen Eigenschaften. Aus denen ging Äther, das Urlicht, hervor, und dieses schied das Chaos wie im biblischen Berichte, der das Licht auch schon vor der Sonne erschaffen sein läßt; mit dem Lichte zugleich entsteht der Tag (so bei Hesiod), entstehn auch Eros und Metis (so bei Akusilaos), das „Begehren" und das „Denken". Der Äther hebt — dem Luftgotte Schu der Ägypter gleich — den Himmel über die Erde, beider Vereinigung ergibt das Leben auf der Erde, darunter auch die Menschen, die als aus ihr selbst, aus Bäumen oder aus Steinen entsprossen gelten.

Bisweilen wurde das Chaos als menschliche Gestalt gedacht, die Scheidung seiner Bestandteile als Zertrennung. Nach dem Rigweda entstehn aus dem Urwesen Puruscha die Tiere, der Pflanzenwuchs, die heiligen Lieder, insbesondere aus seinen Lippen die Brahmanen, aus seinen Armen die Kschatrija (Krieger), aus den Schenkeln die Bauern, aus den Zehen die Shudra (niedrigen Kasten),

aus seinem Geiste der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde Indra (Blitz) und Agni (Feuer), aus dem Nabel der Luftraum, aus dem Haupte der Himmel, aus den Füßen die Erde, aus den Ohren die (zwei) Weltgegenden. Ein ägyptischer Amon-Hymnus sagt: „Die Menschen kamen aus seinen (Amons) Augen, und die Götter entstanden aus seinem Munde."

Darin gingen die Nordländer besonders weit. In der „Wala Schau" wurde wohl nur gesagt, daß „Brauser", der Urstoff, von seines „Sohns Kindern" getötet wurde und daß diese aus ihm den Bau der Welt bauten — die Zeilen darüber fehlen —, in den „Webdrutsprüchen" (81 ff.) heißt es:

Aus Brausers Fleisch ward die Erde gebaut,
Und aus dem Gebein die Berge;
Der Himmel aus des reifkalten Freters Hirnschale,
Aus seinem Blute die See.

Das führt ein Zusatz zu den „Grimnerssprüchen" (nach 72) noch breiter aus:

Aus Brausers Fleisch ward die Erde gebaut,
Aus seinem Blute die See,
Die Berge aus den Beinen, die Bäume aus den Haaren,
Aus der Hirnschale der Himmel.
Aus den Wimpern machten milde Götter
Mittgart den Menschensöhnen,
Aus dem Hirne wurden die Wolken gebildet,
Die eilmutigen all.

Der schon christliche Snorri gibt (in der Gylfaginning, 4 ff.) Vorstellungen wieder, die mit solchen der christlichen Spekulation des Mittelalters übereinstimmen, zumal mit Bernardus Sylvester, vielleicht aber nicht aus diesen herrühren, sondern darein erst durch die verchristeten Germanen gebracht wurden. Da wird einerseit das kalte Nibelheim, anderseit das heiße Muspelheim vorausgesetzt. In Nibelheim liegt der Brunnen Kesselbraus (Hvergelmer), woraus verschiedene Flüsse entspringen, seiner näheren Schilderung

in den „Grimnerssprüchen" (41 ff.) nach am Ende der Milchstraße beim Schützen und Skorpion unter der Ekliptik gelegen, an der Grenze von Muspelheim aber sitzt Schwarz (der Stier des Tierkreises): „er hat ein flammendes Schwert — das Schwert des Orions oder dessen ganzes Sternbild —, und am Ende der Welt wird er kommen und heeren und alle Götter besiegen, und die ganze Welt in Flammen verbrennen." Das Ganze führt wieder auf die „Erstzeit", da die Sonne von der Jungfrau geboren wurde, denn da stand der Schütze an der Grenze des winterlichen Halbjahrs, nämlich im Frühlingpunkt, der Stier mit dem Orion an der des sommerlichen, nämlich im Herbstpunkt. Es ist dabei nicht beachtet, daß nicht die Erstzeit selbst, sondern die Zeit davor geschildert werden soll.

Es heißt dann weiter: „Als die Fluten, die Hagelwogen (Elevágar) heißen, soweit von ihrem Ursprunge kamen, daß der Giftstrom, den sie enthielten, erhärtete, ward er in Eis verwandelt. Und da dies Eis stille stand und stockte, fiel der Dunst darüber, der von dem Gifte kam, und gefror zu Eis, und so schob sich eine Eislage über die andere bis in die gähnende Ginne hinein. Die Seite der gähnenden Ginne, die nach Norden gerichtet ist, füllte sich an mit einem schweren Haufen Eis und Schnee, und darin herrschte Sturm und Ungewitter, aber der südliche Teil der gähnenden Ginne ward milde von den Feuerfunken, die aus Muspelheim herüberflogen. So wie die Kälte von Nibelheim kam und alles Ungestüm, so war die Seite, die nach Muspelheim sah, warm und leicht, und die gähnende Ginne dort so lau wie windlose Luft, und als die Glut auch dem Reif begegnete, so daß er schmolz und sich in Tropfen auflöste, erhielten die Tropfen Leben durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte. Da entstand ein Menschengebild, das Brauser (Ymir) genannt ward."

Hier wird das Frühlingwerden, das jährliche Entstehn des neuen Lebens, das Zusammenwirken von zerschmelzendem Schnee und Eis und warmer südlicher Luft zum Gleichbild für die Entstehung des ersten Lebens genommen und

in den Sternenhimmel versetzt. Die Hagelwogen bezeichnen die Milchstraße im absteigenden Ast zum Schützen und Skorpion hinab; deren „Giftstrom" beruht darauf, daß dort der Polardrache und die Schlange des Schlangenträgers stehn. Sowie dieser Teil der Milchstraße im Jahre weiter vorrückte, aus dem März in den April und Mai des Erdenjahres kam, schmolz das Eis, und das Leben begann.

Von Brauser jedoch wird erzählt: „Als er schlief, fing er an zu schwitzen: Da wuchs ihm unter seinem linken Arm Mann und Weib, und sein einer Fuß zeugte einen Sohn mit dem andern. Als das Eis solcherweise auftaute und schmolz, entstand die Kuh, die Audhumla (Reichumspenderin?) hieß, und vier Milchströme rannen aus ihrem Euter; davon nährte sich Brauser."

Es ist leicht zu ersehen, daß auch hier ein sternliches Vorbild die Erzählung bestimmt hat. Die Milchströme sind ohne weiteres auf die Milchstraße zu deuten, Mann und Weib als die oft als das dargestellten Zwillinge, der Sohn als der Orion. Dann wird Brauser ganz so genährt wie Zeus auf Kreta von der Ziege Amaltheia. Es ist nur bei den Germanen das jüngere Milchtier, die Kuh, für das ältere, die Ziege, eingetreten. Damit ist diese Kuh der Ziege Heidrun (vgl. S. 116) gleichzusetzen, von deren Euter ja die Milchstraße strömt. Bei Brauser ist ebenso wenig wie bei Zeus zunächst an ein bestimmtes Sternbild gedacht; beide bezeichnen Umfassendes, Brauser die noch ungeordnete Gesamtheit, Zeus den bereits geordneten gesamten Himmel.

An diesen Bericht reiht sich ein zweiter, der im Grunde den vorigen nur wiederholt und zur Schöpfung des Menschenpaars auf größerem Umwege führt. Danach beleckte die Kuh — aber es wird sich zeigen, daß diesmal das Tierkreisbild des Stieres gemeint ist —, „die Eisblöcke, die salzig waren, und den ersten Tag, da sie die Steine beleckte, kam aus den Steinen am Abend Menschenhaar hervor, den andern Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag ward es ein ganzer Mann, der hieß Sproß (Buri). Er war

schön von Angesicht, groß und stark und gewann einen Sohn, der Sohn (Borr) hieß. Der vermählte sich mit Bestla, der Tochter des Riesen Bosdorn (Bǫlþorn); da gewannen sie drei Söhne: der eine hieß Wode, der andere Wille, der dritte We. Sohns Kinder töteten den Riesen Brauser, warfen ihn mitten in die gähnende Ginne und bildeten aus ihm die Welt. Aus dem Blute, das aus seinen Wunden geflossen war, machten sie das Weltmeer, festigten die Erde darin und legten es im Kreis umher. Sie nahmen auch seinen Hirnschädel und bildeten den Himmel daraus und erhoben den über die Erde mit vier Ecken oder Hörnern, und unter jedes Horn setzten sie einen Zwerg. Die heißen Ost, West, Süd, Nord. Dann nahmen sie die Feuerfunken, die, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, und setzten sie an den Himmel, oben sowohl als unten, um Himmel und Erde zu erhellen. Sie gaben auch allen Lichtern ihre Stelle, einigen am Himmel, anderen lose, und setzten jedem seinen bestimmten Gang fest, wonach Tage und Jahre berechnet werden. Die Erde ist außen kreisrund, und ringsumher liegt das tiefe Weltmeer, und längs der Seeküsten gaben sie den Riesengeschlechtern Wohnplätze, und nach innen rund um die Erde machten sie eine Burg wider die Anfälle der Riesen, und zu dieser Burg verwendeten sie die Augbrauen Brausers des Riesen und nannten die Burg Mittgart. Sie nahmen auch sein Gehirn und warfen es in die Luft und machten die Wolken daraus. Als Sohns Kinder am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen die Bäume und schufen Menschen daraus. Der erste gab Geist und Leben, der andre Verstand und Bewegung, der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben ihnen auch Kleider und Namen: den Mann nannten sie Ask (Esche) und die Frau Embla (Ulme?), und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, dem Mittgart zur Wohnung verliehen ward. Danach bauten sie sich eine Burg mitten in der Welt und nannten sie Ansgart. Da wohnten die Götter und ihr Geschlecht."

Die Stätte dieser Geschehnisse ist wieder der Orion-Stier-

Zwillingteil an der Ekliptik. Der Stier neigt sich mit dem Maule, so daß er den Orion aus dem Eisfelsen der Milchstraße herauszulecken scheint. Bei dem Sohne des so Entstandenen mag man an den über ihm stehenden Kastor denken, der mit der Jungfrau (Bestla) im Geviert steht und so mit ihr Hoch-Zeit hat. Die selbst kann in der Erstzeit, da sie im Dezember die Sonne heraufführte, sehr wohl die Tochter Bosdorns, des „grimmig stechenden" Winters, genannt werden. Ihren Namen hat sie wohl von „Bast", und das führt darauf, daß die Jungfrau auch als Spinnerin gilt: Der Sternennebel an der einen Seite ist der Rocken, die Spica auf der andern die Spindel.

Aus der Verbindung mit Bestla gehn dann die eigentlichen Weltordner Wode, Wille und We hervor, die Dreieinigkeit der drei Feuermächte, und die schaffen die zwei ersten Menschen, bei denen wieder an die Zwillinge gedacht zu werden hat. Ähnlich deuteten die Perser jene glänzende Stelle des Tierkreises aus: das erste Geschöpf ist da der Urstier Abudat; aus dessen Schulter entspringt, als ihn Ahriman erschlagen hat, der Urmensch Kajamors (Gajomard). Bei dessen Tode entspringt aus seinem auf die Erde geflossenen Samen ein Baum (die Milchstraße), und aus dem wächst das erste Menschenpaar (die Zwillinge) hervor.

Über die Menschenerschaffung durch die drei Götter heißt es in „Der Wala Schau" (73 ff.):

> Drei nun schritten aus jenen Scharen,
> Ansen, zur Mühe, mächtige, freundliche,
> Fanden auf dem Lande lützeler Kraft
> Esche und Ulme ohne Los.
>
> Hauch und Sinn noch hatten sie nicht,
> Wärme, Lebigkeit, lichte Farbe.
> Hauch gab Wode, Sinn gab Hähner,
> Wärme gab Loder und lichte Farbe.

Wode, Hähner und Loder sind dasselbe wie Wode, Wille und We, die drei Mächte Sonne, Blitz und Feuer. Ask und

Embla sind hier noch Bezeichnung der Bäume selbst. Ask ist jedenfalls Esche, und aus dem harten Eschenholz bestand zumeist der Bohrstab, der Mann des Feuerwerkzeugs. Ob Embla wirklich mit Ulme zu übersetzen ist, fragt sich. Auch bei den Germanen werden ursprünglich die beiden ersten Menschen nur a u s dem Baume gewachsen sein wie die Zwillinge aus dem Milchstraßenbaum, nicht aber selbst Bäume gewesen sein. Der Übergang dazu wurde dadurch gegeben, daß als Gleichbild für die Zwillinge vielfach bloße Pfähle dienten, worein gelegentlich menschliche Formen eingeschnitzt wurden, vor allem Gesichter und Geschlechtmerkmale. Vom Baum der Milchstraße ist in den Zeilen über die Menschenerschaffung nicht mehr die Rede, aber gleich darauf schließen sich Zeilen über ihn an: „Esche erhebt sich, Schreckroß heißt sie, den Hochbaum wässert weiße Flut." Das ist von der ehemals engeren Verbindung noch übrig geblieben.

Letzte Erinnerungen an die Märe von der Menschenerschaffung finden sich noch in den deutschen und sonst germanischen Märchen von den Kinderbäumen und den Kinderbrunnen, woraus die Kinder kommen sollen. Namentlich Esche und Eiche gelten als solche Bäume. Der Brunnen bezeichnet den Brunnen Mimers an der Orion-Zwillingseite der Milchstraße, woraus die Zwillinge aufzusteigen scheinen. So heißt die Stelle unter der Ekliptik, im Wasserreich des Weltozeans. Man holt die Kinder aus dem Brunnen oder schüttelt sie von den Bäumen. Überlebsel davon ist auch das Verslein von Sachsen, „wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen". Neben Mimers Brunnen steht das Blitzsternbild Orion, das auch als Vogelfuß, zumal als Hahnenfuß gedeutet wurde und den Hahn zum Blitzabwehrvogel (vgl. S. 58) machte. Für ihn trat hier der Storch ein, den man mit Vorliebe versumpfte Stellen besuchen und dort mit dem Schnabel ins Wasser fahren sah. Er wurde es, der die Kinder aus dem Brunnen fischte. Man nannte ihn darum — denn Kinder waren Glück — Adebar, „Glückbringer". Dies der sternliche Ursprung des so viel angefeindeten Storchmärchens.

Beim Weltende, das dem Weltanfang gegenübersteht, sind Ende des Weltjahrs und wirkliches Ende alles menschlichen Lebens auseinander zu halten. Nur vom Ende des Weltjahrs berichtet der „Wala Schau", das menschliche Leben selbst geht fort, übersteht die Katastrophe ebenso, wie es jedes Ende des Erdenjahrs übersteht. Aber die Farben müssen aus Vorstellungen über das wirkliche Ende alles Lebens auf Erden genommen worden sein. Und da gab es zwei Meinungen: nach der einen endete die Welt durch Feuer, nach der andern durch Wasser. Beides sind nur Steigerungen der Beobachtung auf Erden: sowohl der Winter tötet als auch der Sommer. Solange sich das Wasser und die Kälte des Winters, die Dürre und Hitze des Sommers in angängigen Grenzen halten, bleibt immer genug Lebendiges übrig, um im neuen Erdenjahr, im neuen Weltenjahr wieder Leben zu zeugen; das Ende wird sein, wenn einmal kein Leben mehr übrig bleibt.

Die Bibel bringt beide Weltenjahrenden: die Feuerflut über Sodom und Gomorrha, der aber Loth mit seinen Töchtern entrinnt, die Wasserflut, aus der sich Noah mit seiner Familie und Paaren aller Tiere rettet. Das Ende durch eine Wasserflut war den nordischen Völkern durch die Überschwemmung des Lathamgebietes, ihrer Heimat, besonders nahe gelegt. Ebenso aber ließ die vermehrte Häufigkeit verheerender Brände, seit man das Feuer besaß, im Feuer den endgültigen Vernichter sehen. Zwei Gesätze in der Edda schildern das Weltende nach den beiden Arten; das erste steht in der Urschrift im Hundilalied, worin es — mit andern Gesätzen — längst als „kleine Völospô" bezeichnet wurde, das andre in der Völospô selbst.

Das Meer schlägt in Hochflut bis selbst zum Himmel,
Läuft das Land über, und die Luft erwankt:
Draus kommen Schneefälle, schnelle Winde.
Da ist's bereitet, daß die Rater enden.

Die Sonne lischt aus, ins Meer sinkt die Erde,
Vom Himmel stürzen die heitern Sterne,
Dampf entrollt und der Weltnährer (das Feuer),
Bis selbst zum Himmel hoch leckt der Brand.

Ich habe beide Gesätze aneinandergefügt (Der Wala Schau, 265—272); das Untersinken der Erde im Meer im zweiten Gesätz führt das erste fort. Aber ursprünglich waren beide Vorstellungen auch bei den Germanen getrennt. In den „Webdrutsprüchen" (II, 88) wird nur von dem „Enzwinter", dem ungeheuern Winter, gesprochen, den als einzige „Leben" und „Lebenstrieb" überdauern: diese bezeichnenden Namen führt das neue Urmenschenpaar. (Die weitere Schilderung in dem späten Stücke ist schon stark versüßlicht: „Morgentau wird ihr Mahl sein; so nähren sich nun die Geschlechter.") Danach kannten auch die Skandinavier selbst den besonderen Weltuntergang durch den Winter allein. Die Deutschen haben beide Überlieferungen getrennt: ein bayrisches Märchen aus der Oberpfalz, das Erich Jung heranzieht, läßt die Menschen ebenso durch einen ungeheuern Winter untergehn und nur ein einziges Paar, das sich versteckt hält, am Leben bleiben und ein neues Geschlecht begründen, das bekannte althochdeutsche Gedicht vom Weltbrand hinwieder, das „Muspilli", bringt bei sonst christlichem Inhalt die Zeilen:

Da entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehn,
Wo auf der Erde, die Wasser vertrocknen,
Das Moor verschluckt sich, es schwebt die Lohe[1],
Der Himmel schon ‹schüttert, die Sonne wird schwarz,›
Der Mond fällt herab, Mittelgart brennt,
Kein Stein bleibt stehn, ‹die Sterne stürzen›...

Das Wort Muspilli bedeutet wohl einfach „Feuer": mûdspelli ist „Holzverderber", eine Kennung wie das eddische „Reiserversenger" (Der Wala Schau, 241). Verschiedentlich wurde gerade hier christlicher Einfluß angenommen. Am bekanntesten ist das

[1] Statt swilizôt lougiu der himil lese ich: swilizôt louc, giu (?) der himil...

Dies irae, dies illa,
solvet saecla in favilla.

(Der Tag des Zornes, dieser Tag,
er löst die Weltzeiten in Feuer auf.)

Aber es treffen nur Überlieferungen gemeinsamer Herkunft zusammen. Die Selbständigkeit der nordgermanischen



Dänischer Runenstein: Der Fehnerwolf (Löwe) über dem Schiff (Argo). Aus Axel Olrik, „Nordisches Geistesleben" (Deutsche Ausgabe, Heidelberg 1908)

Überlieferung bezeugt sich darin, daß die Verfinsterung der Weltjahrssonne in ihr und sonst nirgends dem Fehnerwolf, dem aus dem Fehn (Meer) aufsteigenden Tierkreisbild des Löwen, zugeschrieben wird. Es handelt sich nicht um eine bloße Sonnenfinsternis, wie eine solche gewiß auch durch das Bild eines die Sonne verschlingenden Untiers darge-

stellt werden konnte. Ein Mondhund, der die Mondesfinsternisse verursacht, wird bei Snorri genannt. Überall gibt es ähnliche Vorstellungen. Wenn der Fehnerwolf-Löwe die Sonne verschlingt, so bezieht sich das auf das Weltjahr. Denn wie der Löwe in den September tritt, die Sonne der Herbstgleiche heraufführt, hat die winterliche Hälfte des Weltjahrs begonnen. Die Sonne ist in der Gewalt des Löwen, und der rückt immer weiter vor, steht in der nächsten Weltzeit im Oktober-November, in der folgenden im November-Dezember, und da verschlingt er (für die hohen Breiten Norwegens und Islands) die Sonne ganz. Aber die Jungfrau, die dann im Dezember-Januar steht, gebiert sie neu. „Der Wala Schau" führt das näher aus, die „Webdrutssprüche" sagen es kurz (II 96 ff.):

Woher kommt Sonne an den glatten Himmel,
Wenn diese der Fehner fing?

Einzige Tochter gebiert Albenstrahl (die Sonne),
Ehe sie Fehner fängt.
Die wird reiten, wenn die Rater sterben,
Auf der Mutter Pfaden, die Maid.

Die Vorstellungen vom wirklichen Weltende waren gewiß da, aber in der vorchristlichen Zeit kam es nirgends bei den Germanen dazu, daß man damit rechnete, daraus Schlüsse zog und ein ewiges Leben im Jenseit nach dem Untergang des menschlichen Lebens auf Erden annahm. Geschlossen wurde stets — wie bei Griechen, Römern, Persern, Indern zur Zeit ihrer Hochrassigkeit — mit dem Ausblick auf das neue Leben im Diesseit. Erst das Christentum brachte die Vorstellung der völligen Vernichtung, des Jüngsten Gerichtes und des ewigen Lebens jedes Einzelmenschen, sei es in ewiger Höllenpein, sei es in ewigen Himmelsfreuden, aus dem mischrassigen Süden nach dem Norden. Dem großen Optimismus mit der Einreihung des Einzellebens in das Gesamtleben der Gruppe steht der Pessimismus mit dem egoistischen Wunschbild ewiger Fortdauer des Einzellebens gegenüber. Dieser siegte.

Ziu und Wode

Kennzeichnend für den nordischen Menschen ist, daß er seine Vorstellungen gerne verbildlicht, daß er in einem Maße wie keine andere Menschengruppe das bildhafte Sehen hat. Das geistige Bild jedoch stammt immer ganz aus der Anschauung der Wirklichkeit, und es ist stets einheitlich. Verschiedene Bilder zusammenzuwürfeln, von einem aufs andere überzuspringen, Züge des einen in das andere einzufügen, wo sie in das Ganze nicht passen, ist stets das Merkmal der Mischrassigkeit. Dies geschieht, weil die geistige Anschauung fehlt. Der blonde Dante, dessen Bildhaftigkeit besonders groß ist, legt in seinem „Neuen Leben" dar, warum er die Minne (Amore) lächeln und ihm entgegenkommen lasse: sie ist ihm, wie er dies von ihr aussagt, ganz menschliche Gestalt. Ein Reichstagsredner aber sprach zur Zeit, als der Sozialismus noch nicht an der Herrschaft war, von den Arbeitern, die stets mit einem Fuße im Grabe ständen und mit dem andern am Hungertuch nagten. Je mehr die nordische Rasse sich vermischt, um so mehr wird beim Gebrauchen eines „bildlichen" Ausdrucks das Bild nicht mehr geistig geschaut werden, bei Gleichbildern fremde Züge angefügt, wie Kinder und Irre dem Profilbild einer Frau eine Lokomotive auf den Kopf oder einen Igel auf die Nase setzen. Es kommt am Ende zu den aus den unglaublichsten Stücken zusammengestellten Fetischen der Wilden und den Bildern gewisser Moderner, in denen das schwarze Blut gewiß reger ist als das weiße.

Eine besondere Stellung haben die Tier-Menschgötter, wie man sie namentlich von den Ägyptern kennt. Wenn ein Tierkreiszeichen in einen dort zu Lande wichtigen Jahrespunkt kam, verschmolz es mit dem Sonnengott oder seiner Gebärerin, seiner Braut, seinem Feinde. Waren die im vorigen Weltzeitalter Menschen gewesen, so kam das neue Merkmal hinzu. Die Jungfrau als Sonnengebärerin war, im Zeitalter, da der Stier die Sonne gebar (10856—8700 v. Chr.), Kuh. So wurde Isis bisweilen kuhköpfig mit

dem Horuskinde, der neuen Sonne, auf dem Schoße dargestellt, Hat-Hor (Haus des Horus), eine Erscheinung der Isis, sogar immer. Auch Hera heißt noch die „kuhäugige" bei Homer, was daran erinnert, daß sie ursprünglich auch — aus jener Weltzeit her — Kuh war. Auf diese Weise erklären sich alle die tierköpfigen Götter der Ägypter. Rassemischung war da sicherlich mit im Spiele. Denn der reine nordische Mensch wäre entweder zum neuen Gleichbild übergegangen oder hätte sich mit der Beigabe des neuen begnügt, hätte etwa der Isis die Kuh zur Seite gestellt. Die Griechen gaben viele Beispiele dafür. Daneben aber haben auch die Griechen Mischwesen übernommen und neu gebildet. In ihrer Hoch-Zeit freilich waren sie davon erstaunlich frei. In der Frühzeit wirkten eben die vorgriechischen Kulte der bereits vermischten Völker nach, in der Spätzeit fanden — bei der neu eingetretenen Rassemischung — die Gestalten der mischrassigen Vorderasiaten und Ägypter Eingang. Wo im Anfang stets noch ein ersichtlicher Sinn bei der Vermischung zweier Gestaltungen da ist, sieht man am Ende nur die wüsten Schöpfungen einer chaotischen Phantasie. Das späte Indien und China bieten hierfür die Beispiele.

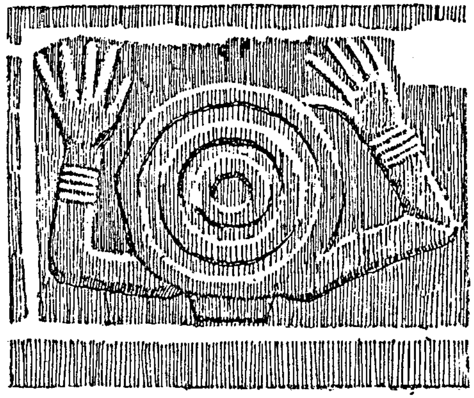
Die Germanen haben Tier-Menschgötter, so viel wir sehen, überhaupt nicht. Selbst tierische Abzeichen finden sich nur selten. Die germanischen Götter sind vollrunde Menschen, die vor uns leben. Noch in der Spätzeit der Edda haben sie nichts von ihrer Lebensvölle verloren. Sie werden ja in der Edda nicht nach ihrem Äußeren beschrieben, aber wie sie handeln und sprechen, treten sie wieder so leibhaft vor unser geistiges Auge, wie sie vor dem des Dichters standen. Ergänzt werden diese Bilder durch verschiedene andere Darstellungen, Bildwerke, die sich in christlicher Umdeutung bis tief ins Mittelalter hinein finden, Märchen. Erich Jung hat das Verdienst, diesen späten Nachklängen nachgeforscht zu haben. Seinem Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (München 1922) verdanken die nächsten Abschnitte viel.

Der ursprünglich höchste Gott der Germanen, Ziu, der

Himmel, ist, wie ich schon ausführte (S. 45), zur Zeit unserer ersten Nachrichten bereits stark aus seiner Stellung verdrängt und in einzelnen Landschaften versondert. Wahrscheinlich auch verstand man das Wort Ziu ebenso wenig wie die Griechen „Zeus“, die Römer „Ju“(piter), wir „Gott“. Damit ist stets der Möglichkeit, daß der Begriff erweitert oder verengt, ja verschoben wird, das Tor geöffnet. Damit aber auch wird die nur verpersönlichte Weltmacht zum „Gott“ im üblichen Sinne und kann zum bloßen Fetisch werden, wenn Rassetrübung noch des weiteren hinzukommt.

Die Lautung des Namens Zius ist bei den alten Skandinaviern Týr, bei den Angelsachsen Tîw, bei den oberdeutschen Stämmen Zîu, die gemeingermanische Urform war Tîwaz. Bei den Skandinaviern wird gelegentlich die Mehrzahl tívar gebraucht, womit eine Anzahl Götter als zu Ziu gehörig bezeichnet werden. Der Ziu nächstverwandte Wode erhält Beinamen wie Fimboltýr, „Enzziu“, Hróptatýr, „Rufziu“, Sigtýr, „Streitziu“, Veratýr, „Männerziu“. Andere Götter werden nicht Ziu genannt. Zum bloßen Begriff „Gott“ ist demnach „Ziu“ auch noch nicht im Altnordischen verblaßt.

Die Besonderheit Zius ist, daß er eine Hand dadurch verloren hat, daß der Fehnerwolf sie ihm abbiß; ähnlich verlor Wode das eine Auge. Die sternliche Deutung dafür gab ich bereits (S. 70). Es handelt sich, wie ich wiederhole, darum, daß von den beiden großen Gestirnen Sonne und Mond, die als ausgestreckte Fingerhände oder strahlende Augen des Himmels aufgefaßt wurden, das eine, der Mond, dem Nachtreich, dem Gebiet unter der Ekliptik angehört. Wenn eine gewisse universitätliche Gelehrsamkeit darüber spottet, die Germanen hätten Krüppel als Götter verehrt, so zeigt sie damit nur, wie weit vom Verständnis sie noch entfernt ist. Die Märe selbst, wie Ziu seine Hand verlor, ist nur literarisch von einigem Belang: Die Ansen hätten den Fehnerwolf fesseln wollen, da ihnen ein Weisspruch von Lokes Kindern — und der Fehnerwolf war eines davon —



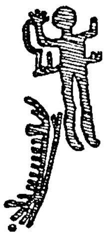
Flachbild von der Spitalskirche in Tübingen: Die Sonne mit den zwei erhobenen Strahlenhänden. Nach Erich Jung, „Germ. Götter und Helden“

Unheil drohte. Sie gaben vor, ihn zur Kraftprobe zu binden, er aber zerriß jede Fessel. Da brachten sie eine aus dem Tritt der Katze, dem Bart des Weibes, den Wurzeln des Berges, den Sehnen des Bären, dem Hauch des Fisches und dem Speichel des Vogels gemachte Fessel; von der jedoch wollte sich der Fehner nur fesseln lassen, wenn ein Gott zum Pfand die Hand ihm in den Rachen lege. Das tat Ziu. So ließ er sich binden, biß aber dem Gotte die Hand ab. Die ganze Sage ist spätes Werk. Ursprünglich war es auch gar nicht der Fehnerwolf-Löwe, der die Mondhand Zius zum Pfande nahm, sondern wie ich dartat, der Große Hund.

Dieser Verlust tat der Ehrfurcht vor dem Gotte keinen Abbruch. Nur in dem späten „Wortstreit mit Loke“ wird seiner spottend gedacht und dabei auch die Gerechtigkeit im Rechtstreit und die Gattenehre Zius verunglimpft. In Deutschland erscheint der Gott nur in ganz wenigen Darstellungen einarmig. Erich Jung erwähnt eine Säule im Kreuzgang der Stiftskirche zu Berchtesgaden: da steht in tiefem Relief mit einer niedrigen runden Kappe auf dem langen Haar und in gegürtetem knielangen Leibrock und

Schuhen aus geflecktem Fell ein Mann, der mit der Hand des einen Arms nach dem Stummel des andern greift. Ebenso soll ein Steinbild im Schlosse Freyburg bei Naumburg, das auf dem Eraberge (Ziuberge) gefunden wurde, den einarmigen Gott zeigen, doch in sehr unzulänglicher, wenn nicht verzerrter Gestalt. Die Rolandsäulen, die Nachfahren der Ziusäulen sind, wie noch zu erläutern sein wird, zeigen das Gebrechen nirgendwo.

Weiter ist kennzeichnend für Ziu sein Schwert. Er war es gewiß, den die Sachsen Saxnot, „Schwertgeselle", nannten und der ihnen selbst, seinen Verehrern, den Namen gab. Die Abschwörungformel lautete: forsagistu Thunar ende Wodan end Saxnote (sagst du ab Donnern, Woden und Saxnoten)? Sax ist übrigens das Steinschwert (verwandt mit lateinischem saxum, „Stein", jetzt noch lebendig im „Sech" des Pfluges). Somit reicht die Ausgestaltung des Gottes noch in die Steinzeit zurück. Das Schwert wurde sein einfachstes Gleichbild. Bei ihm wurde geschworen. So taten nach Ammianus Marcellinus (XVII, 12) im Jahre 358 n. Chr. die Quaden, von denen er zugleich berichtet, sie verehrten die Schwerter als Götter. Der Schwur aufs Schwert wird allgemein germanisch gewesen sein, wie schon Grimm vermerkte. Auch die Edda kennt ihn. Ins Schwert wurden glückbringende Runen geritzt, und dazu sollte zweimal: „Ziu" gesprochen werden (Runen I, 1—4).

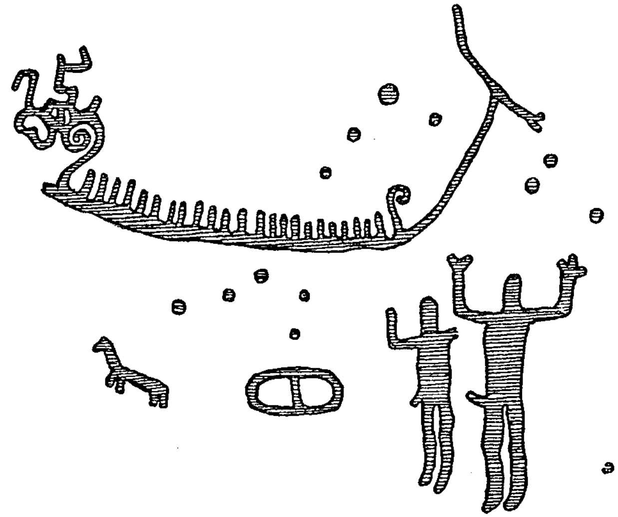


Felszeichnung von Backa (Bohuslän): Ziu-Heimdall, einhändig, als Einhorn neben dem Schiff (Argo). Nach „Schwedische Felsbilder"

Wie Ziu eins ist mit Saxnot, so auch mit Heimdall, soweit dieser „Schwertans" und der „helleste", der Zukunft kundigste Gott ist. Allerlei anderes floß jedoch in dieser Gestalt zusammen. Heimdall, „Weltglanz", ist ursprünglich nur ein Beiname Zius.

Dadurch, daß Ziu seine Hand durch den großen Hund verlor, muß es gekommen sein, daß man sein Bild selbst

in jener Gegend suchte: man fand es im „Einhorn" zwischen großem Hund und Orion. Tatsächlich läßt sich in diesem im übrigen wenig deutlichen Sternbild eine halbe Gestalt sehen, die nur einen Arm hat, während der andere dem Maule des Hundes zu liegende fehlt. (Der eine Arm



Felszeichnung von Backa (Bohuslän): Ziu-Heimdall als Einhorn, einhändig; neben ihm Orion mit erhobenen Armen und Phallus, oberhalb das Schiff, das ans Ufer der durch die vielen Sterne angedeuteten Milchstraße gezogen und angeforrt ist, darunter der Hund (Sirius) und ein Schneereifen, der auf Woller (Ullr) deutet, dem winterlichen Wode. Nach „Schwedische Felsbilder"

kann auch als Horn gefaßt werden und ergibt die besondere Mär von Heimdalls Horn, das die Weltuntergangzeit mit seinem Schalle einleitet.) Das Schwert ist wohl der ganze Orion in seinen Hauptsternen, nicht nur das Schwert am Gürtel allein. Zuerst Hammer, wurde der Orion mit dem Fortschreiten der Kunstfertigkeit, die da schon Schwerter aus dem Steine zu schlagen und zu glätten verstand, zum

Schwerte, erst viel später als menschliche Gestalt wie zum Hammer-, so zum Schwertträger. Heimdall ist in der Edda deutlich als „Einhorn" gezeichnet: die Milchstraße regnet ihm auf den Rücken, er steht an deren Tor und ist darum Wächter der Götter. Aber, wie gesagt, diese Züge sind erst später hinzugekommen. Als Rig zeugt er auf Erden die drei Stände der schwarzen häßlichen Unfreien, der frischroten Gemeinfreien und der blonden Edeln. Da lebt noch das Ursprüngliche nach: Zeus-Ziu als Vater der Götter und der Menschen.

Das Schwert war Gleichbild des Rechtes, wie es denn noch unsere Justitia in der Hand trägt. Viel weniger war es das des Krieges. Die Römer und Griechen hielten sich darum zu sehr an das Äußerliche, wenn sie den germanischen Ziu mit ihrem Mars oder Ares wiedergaben. Die Schwaben als Ziuwaren und die Sachsen als Saxnotvolk waren keineswegs Verehrer des Kriegsgottes, sondern des Rechtgottes. Ebenso aber verehrten Ziu auch die Bayern, diese unter dem Namen Er oder Erch. Zahlreiche Namen im ganzen altbesiedelten deutschen Sprachgebiet beweisen die allgemeine Verehrung Zius als Schwertgottes, und namentlich scheinen ihm noch in später Zeit Haine geweiht gewesen sein. Das besagen Ortnamen wie Schwertsloh (Loh = Wald) und Eresloh, auf die Jung verweist. Die Stelle des Himmels, wo das Einhorn steht, wurde geradezu Dingstätte. Täglich reiten von dort die Götter zu Gericht (Zusatz zu den Grimnerssprüchen nach 44).

Die Gleichsetzung Ziu-Mars muß sich früh eingebürgert haben. Sie veranlaßte, daß der Wochentag Dies Martis von den Schwaben mit Ziestag, von den Baiern mit Erchtag übersetzt wurde. Auch der allgemein deutsch gewordene Dienstag (Dingstag) nimmt einen Beinamen auf, der von in England gefundenen friesischen Weihaltären bekannt wurde: Thingsus, der des Dings, des Gerichtes, waltende.

Die Verehrung Zius trat gewiß hinter der des volkstümlicher gewordenen Wode zurück, aber sie blieb allgemein und erhielt sich lange. Tacitus kennt Ziu bei den

Elbsueven als „allwaltenden Gott", weiß von den Menschenopfern, die sie ihm im heiligen Haine brachten, und daß man den nur gefesselt betreten durfte; die Chatten weihten im Kampfe mit den Hermunduren ihm neben Wode die Gegner, falls sie siegten, und erlangten dadurch den Sieg, und Ziu führte den Tenkterern die abgefallenen Stammesbrüder am Rheine wieder zu. Auch noch Widukind von Corvey (um 970) nennt ihn den höchsten Gott der Sachsen. Und weit über die „heidnische" Zeit hinaus erhielten sich mancherlei Erinnerungen. Die Ziuquelle (Tyskilde) auf Seeland hatte Heilkraft am Johannistag — in unserm, dem Fischzeitalter, stehn Einhorn und Orion in der Sommerhochzeit des Jahres, 21. Juni —, bis ins 18. Jahrhundert wurde in Schweden, in Norddeutschland und in Siebenbürgen der Schwerttanz zu Ehren Zius getanzt, von dem schon Tacitus berichtet. Kaiser Heinrich IV. begann alle Kämpfe an einem Dienstag, um der heidnischen Vorbedeutung willen (paganico auspicio), wie der Chronist Eckehard berichtet.

Bei dem Merkpfahl Zius, der wohl stets mit dem Schwerte näher gekennzeichnet war, rief man das Recht an. Das muß tief ins Altertum hineinreichen, erhielt sich aber gleichfalls noch lange. Unser „Zeter schreien" kommt daher. Denn Zeter ist Ziuter, „Ziubaum". (Vgl. Affolter, „Apfelbaum", Hollunder, „Hollebaum"; engl. tree.) Dafür wurde in Niederdeutschland Thiodute (später Jodute) gerufen. Heinrich von Herford berichtet, die Sachsen hätten im Jahre 1114 zum Gedenken des Siegs ihrer gerechten Sache über Kaiser Heinrich V. einen Thiodut errichtet, das Steinbild eines schwerttragenden geharnischten Mannes. Daß in diesen Ziumälern der Ursprung unserer Rolandsäulen zu sehen ist, hat schon Erich Jung voll erkannt. Nur darin sind seine Forschungen (zuletzt in „Mannus", XVII) zu ergänzen, daß die Säule, worauf das Standbild zumeist steht und die — als Irminsäule — auch allein vorkommt, in der Weltsäule der Milchstraße ihr Vorbild hat. Da die Milchstraße am Schwert Zius, am

Orion, knapp vorbeiführt, konnte sie besonders leicht damit verbunden werden. Tatsächlich wurde bei der Eroberung der sächsischen Eresburg im Jahre 772 eine Irminsäule gefunden.

Ziu hatte sich immer mehr zu dem besondern Schützer des Rechtes umgestaltet. Die eine Eigenschaft des allwaltenden Himmels, das Aufrechterhalten der Ordnung, war abgesondert und vergöttlicht worden. Sie hing sich an den nicht mehr verstandenen altheiligen Namen. Einzelzüge wurden kaum noch mitgeführt.

Für Ziu als Himmel trat Wode ein, der ursprünglich nur den Luftraum zwischen dem fest gedachten Himmel und der Erde bezeichnet haben muß. Denn sein Name — altnordisch Óðenn, althochdeutsch Wuotan — ist sicherlich zum altindischen vâta, „Wind", zu stellen, nicht aber zum lateinischen vates, „Denker und Dichter", wie gelegentlich angenommen wurde. Wode entspricht, wie ich schon bemerkte, dem Luftgott Schu bei den Ägyptern. Und wie sehr immer er zum „Allvater" geworden ist, wie sehr immer er Zius Stelle eingenommen hat, stets wieder bricht seine ursprüngliche Natur durch, und der Luftgott Wode hat darum den Allvater Wode überlebt: den wilden Jäger und das wütende Heer kennt das Volk in gar manchen Gegenden noch heute.

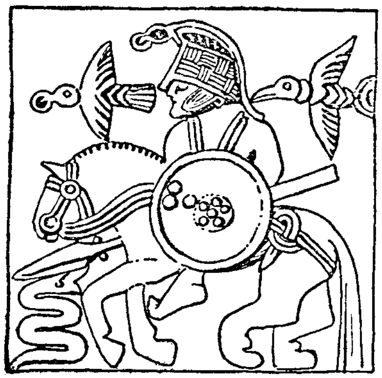
Aber auch in der Zeit, da Wode der oberste Gott war, muß diese seine ursprüngliche Natur deutlich gewesen sein. Darum gaben die Römer ihn mit Mercurius wieder, ihrem Seelenheergeleiter. Tacitus erwähnt ausdrücklich die Vorstellung vom wilden Heer (vgl. S. 33). Entsprechend wurde denn auch Dies Mercurii mit Wodestag (englisch wednesday) übersetzt.

Als Luftgott hat Wode zwei scharf voneinander geschiedene Gestaltungen: heller Tag und dunkle Nacht, heller, friedsamer Sommer und dunkler, stürmischer Winter, Leben und Tod. Ziu ist eigentlich nur der glänzende Taghimmel. Wode umfaßt beides. Gerade dadurch aber wurde er die reichste Gestalt unter den germanischen Göttern

und hat auch in den übrigen Mythologien kaum seinesgleichen. Bezeichnend aber ist es auch für die Germanen selbst, daß sie diesen Gott mit den scharfen Gegensätzen, der großen seelisch-geistigen Spannweite, sagt man besser, zu ihrem Hauptgotte machten. Das war der Gott nach ihrem Ebenbilde.

Die winddurchwehte Luft fand auch bei andern Völkern nordischer Herkunft Verehrung. Die Weden richten Gesänge an Wata oder Waju, den „Wind", aber eine stärkere Ausprägung erhielt die Gestalt nur noch bei den Griechen und bei den Ägyptern. Der griechische Boreas ist eigentlich nur der Nordwind; als seine Heimat gilt Thrakien. Im Albanischen bedeutet bora „Schnee", und Bora heißt noch heute der mächtige Sturm in Dalmatien und Istrien. Boreas wird immer bärtig dargestellt, gelegentlich doppelköpfig wie der bekannte Janus. Er raubt Frauen, reitet auf einem Rosse oder gilt selbst als Roß mit dunkler Mähne. Als solches habe er mit den Stuten des Erichthonios zwölf Füllen gezeugt, die über das Ährenfeld liefen, ohne die Halme zu knicken, und über die Fläche des Meeres, ohne einzusinken. Ist hier die Weltzeitsonne als Roß gemeint, deren Kinder, die zwölf Monate, ebenfalls als Rosse gelten — von dem Roß über Fischen und Wassermann wurde die Sonne zwischen 6000 und 4000 v. Chr. geboren —, so ist Boreas in einem andern Mythus, wonach die Erinys ihm feuerschnaubende Rosse mit Blitz- und Donnernamen gebar, nur die bewegte Luft. Die Entführung der Oreithyia und die Hochzeit mit ihr geht darauf zurück, daß die Roßsonne mit der Jungfrau Hoch-Zeit hat. In der Roßzeit stand die Sonne zur Sommerwende in ihrem Sternbild. Eine Gruppe aus Delos zeigt Boreas mit der im Arme erhobenen Jungfrau, vor ihm, nicht einmal kniehoch, ein kleines Roß, das die Beziehung angibt. Die Athener hielten sich für Verwandte des Boreas und schrieben ihm den Sieg bei Chalkis über die Perser zu, weil er deren Schiffe dort zerstreut habe, riefen ihn auch sonst an, errichteten ihm Altäre, brachten ihm Opfer.

Die allgemeinere Bedeutung, die Boreas bei den Griechen oder den frühern nordischen Kulturträgern ihres Landes hatte, schimmert nur noch durch. Ebenso ist bei den Ägyptern der ursprüngliche Schu später auf engere Grenzen beschränkt worden. Er muß zuerst geradezu Mittelpunkt der Welt gewesen sein, „der mächtige Gott, von dem alles abhängt, von dem man wie von einem Weltenherrscher spricht" (Roeder in Roschers Lexikon). Er heißt auch später noch „gewaltiger Gott, Herr des Himmels, Herr der Erde". Himmel und Erde gelten als seine Kinder. Auch zu den Toten steht er in Beziehung: er gibt ihnen Trank und Speise. Er selbst gilt als Sohn bald des Nun, des Himmelsozeans, bald des Re, der Sonne, ja als diese selbst. Von seinen Darstellungen sind zwei wichtig: die als Himmelsträger und die als Löwe oder mit einem Löwen. Beides führt in die Orion-Stierzeit, da die Sonne der Frühlinggleiche im Orion (= Himmelsträger Atlas wegen seiner Armhaltung) stand und im Löwen ihre Hoch-Zeit hatte. Dazu kommt noch der Speer als Kennzeichen, wonach er auch „Herr des Speeres, der seine Feinde niederwirft", genannt wird. Das ist der Speer des Schützen, der damals im Herbstpunkte stand. Dieselbe Gestalt wie Schu ist Onuris, ebenfalls als Himmelsträger oder mit dem Speer dargestellt, bisweilen auch mit dem Strick, der — in der Herbstgleiche — die Jahressonne an die Felszacken des Skorpions zu fesseln hatte (vgl. Prometheus und Loke). In der spätern Zeit verschmolzen Onuris und Schu zu „Onuris-Schu, Sohn des Re".



Zierplatte von Wendel in Upland (Schweden): Wode auf dem Eiler mit Helm, Schild und Speer, vor sich die Schlange (Hydra), oben die beiden Raben. Aus Jung, „Germ. Götter und Helden" (München 1922).

Wie Schu und Boreas ist Wode ursprünglich der Wind, der winddurchwehte Luftraum. Das bezeugen die Beinamen, die sich sehr gut in zwei Gruppen ordnen lassen, eine sommerliche und eine winterliche. Er heißt Mildaug, Flammaug (Bileygr, Báleygr) und mit Bezug auf die sommerlichen Gewitter Rufer und Rufziu (Hróptr, Hróptatýr), Brummer (Hrjótr) und Schreck (Yggr), dann aber auch Graubart (Hárbarþr), Verhüllter (Grím, Grímner), Boswirk (Bǫlverkr), Schädiger (Geiguþr), Brandungmehrer (Brimafengr). Eben als Luftraum, der so viel Gestalten annimmt, heißt er Vielner (Fjǫlnir) und Wandel (Svipall).

Wie bei Griechen und Ägyptern findet man diesen allgemeinen Gott in gewissem Sinne beschränkt, verörtlicht und verzeitlicht. Da es bei allen dreien in derselben Weise geschah, dieselbe Weltzeit betraf, müssen damals die drei Völker noch eine größere Einheit gebildet haben. Wie Boreas hat auch Wode sein Roß, den Eiler (Sleipner), der nach den acht Hauptsternen des Pegasus acht Beine hat, wie er stellt er der Jungfrau nach — er tut das noch als wilder Jäger im heutigen Volksglauben —, wie Schu führt er den Speer des Schützen als Kennzeichen, den Glüher (Gungner), auf dessen Spitze Runen eingeritzt sind, wie Schu ist er insbesondere dem Orion gleichgesetzt, aber nicht dem Orion in der Atlasgestalt als Himmelsträger, sondern in der Donnerersgestalt. Für den Süden, der die Anhäufung der Gewitter in einem Monat nicht kennt, kam ja der Donner-Orion überhaupt nicht in Betracht, für den Norden jedoch insbesondere dieser. Den Ägyptern gegenüber zeigt sich, was ich nicht unbemerkt lassen möchte, eine leichte Verschiebung des Tierkreisgevierts. Die Ägypter schalten bei ihrem Schu die Jungfrau aus, nehmen dafür den Löwen. Nur im zweiten Teil der Orionzeit stand der Löwe schon in der Sommersonnenwende, erst nach etwa 4000 v. Chr. Es kann sein, daß erst im Süden der Löwe

an die Stelle der Jungfrau trat. Im spätern Ägypten, nach etwa 2000 v. Chr., hat er keinen Sinn mehr; aber es fehlt bereits die rassische Unmittelbarkeit: man behält das nicht mehr Stimmende ebenso bei, wie wir die Wendekreise noch nach Widder und Steinbock nennen, obwohl das seit 2000 Jahren unrichtig ist.

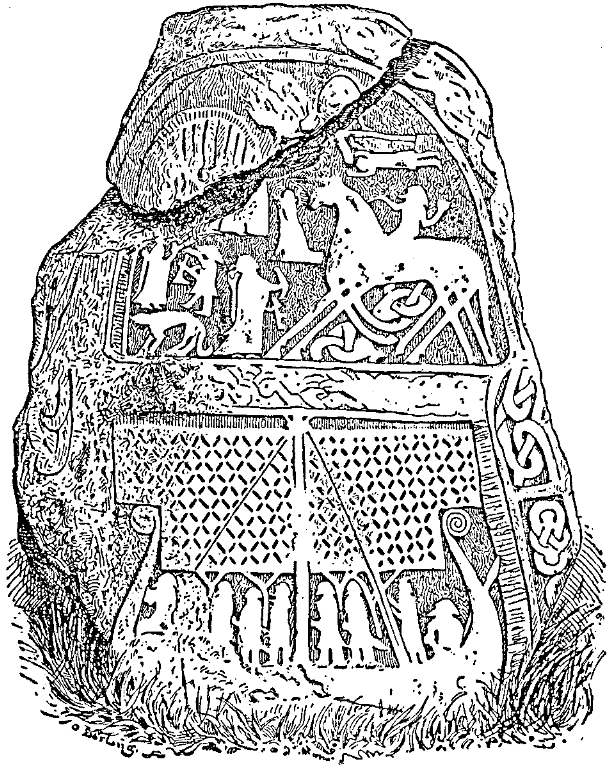
Wode hat nur einige Merkmale vom Orion übernommen, er ist in dessen Zeit zu der enger umrissenen Gestalt geworden, aber er bleibt immer noch der Gesamthimmel, in dieser Weltzeit dargestellt durch die vier damaligen Jahrespunkte: durch das Roß (Pegasus) als Winterpunkt, den Orion mit Schwert und Mantel und den beiden Hunden (Wölfen) zur Seite als Frühlingpunkt, durch die Jungfrau und den Raben als Sommerpunkt und den Speer des Schützen als Herbstpunkt.



Goldbrakteat: Wode mit dem Rosse, darüber das vierarmige Hakenkreuz, darunter ein Dreiarm, dessen Knöpfe vielleicht als Abkürzung von Fischköpfen aufzufassen sind. Nach H. Petersen, Om Nordboernes Gudedyrkelse.

Alle diese vier Jahrespunkte erscheinen in einer von Saro Grammaticus (Buch 3) berichteten Sage: Wode verwandelt sich zuerst in einen Mann mit übers Gesicht gezogenem Hute, wodurch er sich als verhüllter Winter kennzeichnet — in unserm, dem Fischzeitalter, steht im Mittwinter der Schütze —, darauf in einen rußigen Schmied — damit ist Orion als hammerschwingender Schmied gemeint —, dann in einen Krieger zu Roß — das bezeichnet den Jahrespunkt der Fische und des Rosses — und zuletzt in ein Weib, womit die Jungfrau gemeint ist. Dies sind denn auch die Hauptzüge der Wodegestalt und die Bestandteile der von ihm erzählten Mären.

Vor allem erscheint **Wode als Reiter**. Von seinem Rosse Eiler berichtet die Edda, aber als Schimmelreiter und



Stein aus Gotland: Wode auf dem achtfüßigen Eiler, um dessen Geschlechtglied sich die Schlange (Hydra) windet, wie der Skorpion dem Stier die Keimdrüsen zerkneift; darüber Wode am windigen Baum (Galgen), vor dem Rosse Frowa mit dem Horn („Becher") und dem Schlüsselbund (Spica und Nebensterne), weiterhin der Harfner Eckschalk (Bootes mit Krone) und die Riesin Schade (Schlangenträger), wie Frowa durch den Zopf als Frau gekennzeichnet, unter den beiden der Fehnerwolf, darüber die Kuppel des höchsten Himmels (Walhall). Das untere Bild stellt das mit gemustertem Segel bespannte Totenschiff dar. Aus Olrik, „Nordisches Geistesleben".

als wilder Jäger zu Roß lebt er noch im Volke an verschiedenen Orten. Die Zeit der wilden Jagd, die noch vielfach Wodes Jagd heißt — der Name des Gottes ist zumeist entstellt, vielleicht absichtlich wie bei Potz Blitz! (= Gotts Blitz) —, ist immer der Winter, manchmal geradezu die Jahrespunkttage, die Quatembertage, so in Bayern und Tirol und desgleichen um Schwerin, wo der „wilde Jäger Wod" im Herbst seinen Einzug, in den Zwölften seinen Umzug, in der Mainacht seinen Auszug hielt. In Schweden sah man noch bis tief ins 19. Jahrhundert „Oden" im Herbstnebel, in der Julnacht und in der Gründonnerstagnacht entweder zu Fuß mit breitem Hute oder auf silberhufigem Rappen. Nur vereinzelt zieht er auch in der Johannisnacht um. Das Reich des Roß-Wodes war ja der Winter, in dessen Hauptpunkt, der Wintersonnenwende, das Roß stand.

Der Mantel, den Wode trägt, kommt, wie erwähnt, vom Orion, über dessen einem Arm — den beim Stier — er hängt. Beim Herkules ist es das Löwenfell. Die prosaische Einführung zu den „Grimnerssprüchen" zeigt Wode in „schwarzblauem Mantel" (i feldi blám), er wird geradezu „Mantelmann" (Heklumaþr) und „Mantelträger" genannt. Das zweite bedeutet das deutsche Wort Hackelberend, das auch, entstellt, als Hackelberg vorkommt. So heißt der wilde Jäger namentlich in Niederdeutschland. (Hachel = Mantel kennt noch das Mittelalter.) Der breite Hut geht vielleicht auf den ganzen Himmel, vielleicht auch nur auf die drei Kopfsterne des Orions. Wode heißt Breithut in der Edda, Breithut, Langhut, Schlapphut, auch Blauhütel in den deutschen Volkssagen.

Knapp am Orion stehn die beiden Hunde. Auch von ihnen weiß die deutsche Volkssage noch heute: man hört sie bellen, bald ist es nur einer, bald sind es zwei und mehr. In Böhmen heißen sie „hölzerne Hunde", d. h. Waldhunde, Wölfe. In der Edda sind sie Wölfe, Gier und Hungrig mit Namen; Wode füttert sie. Die Wölfe werden „Wodes Hunde" genannt.

Vom Orion ist die Sondergestaltung des Selbstopfers Wodes genommen. (Daß es sich ursprünglich um das Selbstopfer des Feuers handelt, führte ich im Abschnitt über die drei Feuer aus.) Der Orion hängt nämlich mit den Händen am „windigen Baum" der Milchstraße. Daß Wode „neun ganzer Nächte" (neun Tage und Nächte) an dem Baume hängt, bezieht sich wohl auf den verspäteten Eintritt der Sonne in dieses Zeichen zur Frühlinggleiche, als diese weiter vorrückte. Der christliche Heiland hängt nur drei Tage am Pfahl; im Norden mochte man dreimal drei Tage zugewartet haben. Das macht das Drittel einer Weltzeit aus, so daß bis tief ins Stierzeitalter hinein, bis um 2800 v. Chr. etwa, der Orion noch immer als Frühlingzeichen gelten konnte, wenn auch erst nach seiner Befreiung vom windigen Baum, neun Tage später. Wodes Verwundung mit dem Speer bezieht sich auf den Speer des Schützen, der in der Orionzeit in der Herbstgleiche stand, somit die Sonne während der Winterhälfte des Jahres in der Gewalt hatte. So wie jedoch die Sonne wieder ins Zeichen des Orions trat, beginnt die sommerliche Jahreshälfte. Man versteht nun die oft angeführten Zeilen (Hohssprüche, 89 ff.) ohne weiteres:

> Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
> Neun ganzer Nächte,
> Vom Ger verwundet . . .
> Und aber fiel ich ab.
> Zu wachsen begann ich und weise zu werden,
> Zu höhen und wohl mich zu haben.

Daher hat Wode die Beinamen Hang, Hanggott (Hangi, Hangaguþ), ja er ist Galgenwalt (Gálgavaldr). Ihm gehören die Gehenkten, und ihm weiht man Kriegsgefangene durch den Tod am Galgen. Ja, nach der Starkadssage, die auch Saxo überliefert, wurde ihm ein König so geweiht, um günstigen Fahrwind zu erlangen; der Speerstich kam hinzu. Der ins All geschleuderte Speer des Schützen gab den Anlaß zum Vordringen, zum Emporkommen der

Wänen, wofür ich die sternliche Deutung bereits gab (S. 108).

Übrigens hat die Vorstellung von dem reitenden Gotte auch das Sternbild des Schützen beeinflußt: erst dadurch erhielt es seine kentaurische Gestalt, wie es uns jetzt geläufig ist. Da auch der griechische Boreas ritt, wird die Vorstellung noch weiter verbreitet gewesen sein; so wurden Roß und Mensch im Schützen verschmolzen. Anderseit wieder erhielt Wode vereinzelt den Bogen mit dem Pfeil, die der Schütze bisweilen und bei uns zumeist statt des Speeres führt: die Schweden sprechen von „Wodes Pfeilen". Ebenso stammt der Schild, den sein Name Schildschwing (Biflinde) bezeugt, von dem Schützen, der ihn gewöhnlich trägt, wenn er mit dem Speer dargestellt wird. Der Schild wurde aber auch als der Himmel gedeutet. „Wodes Himmel" ist darum eine skaldische Umschreibung (Kennung) für „Schild".

Die Beziehung des Roß-Wodes zur Jungfrau kann mehrfach sein. In der Jahrzeit hatte die Jungfrau in jener Weltzeit den Sommerhochstand. Die Roß-Sonne machte mit ihr Hochzeit. Sie war Roß-Wodes gesetzliches Gemahel. Das ist Frowa-Fria, die Frigg der Edda, die Frigga Richard Wagners. Beider Sohn ist Balder. Ihr Verhältnis zueinander ist in der Edda durchaus warm. Namentlich ist Fria über das Endgeschick Wodes beim Untergang des Weltjahrs tief bekümmert (Der Wala Schau, 245 ff.):

Da naht der Schützerin neuer Schmerz,
Als Wode ausfährt, den Wolf zu bestreiten:
Frias Freude wird dann fallen.

Zur eifernden Gattin hat sie erst Richard Wagner gemacht. Die Grimnerssprüche lassen Wode und Fria über ihre Schützlinge einen scherzhaften Wettstreit eingehn.

Die zweite Beziehung zur Jungfrau ergibt sich durch die Stellung des Rosses zur Jungfrau am nächtlichen Himmel. Roß und Jungfrau haben den Gegenstand: wenn das Roß auftaucht, versinkt die Jungfrau. Das Roß verfolgt sie umsonst, es kann mit ihr nie Hoch-Zeit haben. In der Edda, in den „Hohssprüchen", erzählt Wode selbst von einer solchen vergeblichen Bemühung mit der Einführung:

Maidreden traue kein Mann
Noch der Weiber Wort:
Auf schwingendem Rad ward geschaffen ihr Herz,
Unstete in sie gelegt.

In den verschiedenen germanischen Volkssagen vom Norden bis tief nach Süden ist die Jungfrau, die der nächtliche Roß-Wode verfolgt — oft sind es auch mehrere —, als Nachtjungfrau fast immer gekennzeichnet: diese Gestalten heißen Elfenmädchen (Ellerpiger), Waldfrauen, Holz-, Loh-, Moosweiber, ja Nachtfräulein geradezu. Die Zeit der Verfolgung beträgt sehr häufig sieben Jahre: das ist die Zahl der Tierkreiszeichen vom Roß bis zur Jungfrau, beide mitgerechnet. Manchmal endet die Verfolgung damit, daß der wilde Jäger das Weib auf sein Roß wirft.

Von der nächtlichen Jungfrau stammen Wodes beide Raben; neben der Jungfrau steht allerdings nur einer, die Verdoppelung mag die der beiden Wölfe Wodes zum Vorbild haben. Hugin und Munin, „Gedanke" und „Gedenken", nennt sie die Edda (Zusatz zu den „zwölf Sälen"), und Snorri führt die Zeilen an:

Zwei Raben schwingen sich von Stößers (Wodes) Schultern,
Gedanke zur Rechten und Gedenken zur Linken.

Diese Wodesraben umfliegen den Kyffhäuser, worin der winterliche Wode gebannt sitzt und der Nachricht von dem Beginn des neuen Frühlings harrt. Wode ward da zu Friedrich Rotbart vergeschichtlicht.

Hoch-Zeit am Nachthimmel hat Roß-Wode mit dem Stier, mit dem er im Geviert steht und den er nicht verfolgt, sondern nach sich zieht. In der Schweiz nimmt Dürst (Dürse = Riese) Kühe hoch in die Luft. Ähnliche Sagen gibt es bis nach Dänemark, wo Wode Wolmer heißt. Immer ist er durch Hunde, die ihn begleiten, als wilder Jäger gekennzeichnet. In der Lausitz umkreist er als Nachtjäger

mit seinen Hunden beim schwarzen Teich eine Kuh. Der schwarze Teich erinnert an den Unterweltfluß Eridanus, woraus der Stier aufsteigt. Eine besondere Werbung Wodes um „Rind“ erzählt Saxo. Wode kommt in den vier schon besprochenen Jahrespunktgestalten zu ihr, erreicht aber sein Ziel erst als Weib: Stier und Jungfrau stehn im Geviert und haben darum Hoch-Zeiten miteinander. Die Sternbilder haben in diesem Fall die Geschlechter vertauscht. Da im Stier auch ein Eber gesehen wird, wie ich schon mehrfach erwähnte, macht der wilde Jäger „Hakelberg“ manchmal auch auf einen Eber Jagd, so vorzugweise am Harz und nördlich davon. Seltener ist das gejagte Tier ein Hirsch, wobei an das Hirschgeweih der Kassiopeia in der Milchstraße über dem Stier zu denken ist, das freilich als Zirkumpolarsternbild immer am Nachthimmel steht; in der Legende von Sankt Hubertus, der auch noch stets einen oder zwei Hunde bei sich hat, ist diese Sage christlich gewendet.

Die Spaltung des Jahrhimmels in eine winterliche und sommerliche Hälfte hat ebenfalls verschiedene Mären veranlaßt. Wie Boreas janusköpfig erscheint, so der wilde Jäger bisweilen mit zweigeteiltem Haupt. Manchmal schildert man ihn als kopflos oder mit dem Kopf unterm Arm. Das ist deutlich der winterliche Wode. Dessen besonderer Name ist **Woller** (Ullr in der Edda, Wolmer in der dänischen Volkssage), woher der niederdeutsche Wol-, Wölen-, Jolenjäger, der oberdeutsche Uli, Ulinger kommen. Von „Oller“ erzählt Saxo, daß er Wodes Stelle eingenommen habe, als dieser wegen der Verführung der Rind verbannt worden war. Auch Saxos „Mitothin“ (Mittwode), der ebenso während Wodes Verbannung an dessen Stelle König wird, ist dieselbe Gestalt. Beide Male kehrt der echte Wode nach einer gewissen Frist zurück und vertreibt den anderen, der dann erschlagen wird. Frau Holle als Winter, der Flocken streut, ist vielleicht nur die Verweiblichung Wollers. Mehrfach begleitet sie Wode auf der wilden Jagd. Was der Name bedeutet, ist noch nicht klar. Die Friesen sollen einen Unterweltgott Holler verehrt haben.

Der Hollunder (Hollebaum) heißt im Österreichischen Hollerbaum und Holler. Vielleicht ist diese Form die ursprüngliche. Woller ist ganz deutlich als Schütze gezeichnet und zwar als Bogenschütze. Er wohnt nach der Edda im Eibental (Ydalir); aus der Eibe wurden ja die besten Bogen gemacht. (Eibenschütz = Bogenschütz.) Vom Hollunder wieder nahm man die leichten Pfeile. Das erklärt dessen Namen. Als Winter fährt Woller auf Schlittschuhen, so daß er bei Snorri skiþfoerr, „auf Schlittschuhen geschickt“, und ondráss, „Schlittschuhgott“, heißt. Auf dieser Versonderung des winterlichen Wode beruht seine Trennung von Fria-Jungfrau während seiner Verbannungen, von denen Saxo berichtet. Die Jungfrau beherrschte eben in der Orion-Zeit, auf die das zurückgeht, mit ihrem Höchststand im Juni, den Sommer; mit dem Herbst kam ihr Reich und sie selbst in Feindes Gewalt.

Eine außerordentliche Verstärkung ward der Roß-Wodegestalt, als das Roß neuerdings in einen Jahrespunkt kam. Das geschah wenige Jahrhunderte nach dem Eintritt der Frühlinggleichensonne ins Zeichen der Fische. Dadurch erklärt sich der **Aufschwung des Wodedienstes**, den die Forschung ganz richtig als verhältnismäßig jung erkannte. Im Süden wurde Wode der Hauptgott, sein Roß das Hauptgleichbild, so daß es noch heute eine ganze Reihe von niederdeutschen Gebieten im Landeswappen führen und Roßköpfe an den Hausgiebeln angebracht werden, im Norden blieb neben ihm Donner in seiner altheiligen Stellung, nicht zwar als Hauptgott, doch als Lieblinggestalt des Volkes.

Dieser Wode nun war der **Allvater**, der Weltvater, der Heervater, Streitvater und Walvater, wie seine Beinamen in der Edda besagen. Er waltete über dem ganzen Leben des Germanen, über seinem Ehebund, über seiner Aussaat und seiner Ernte, über seinen Entschlüssen im Engeren und Weiteren, über dem Recht und über dem Kampf, aber auch über der Dichtkunst mit all ihrem Zauber. Wohl war Schreck einer seiner Namen, aber nicht in irgend furchterregender Gestalt dachte man sich ihn meist,

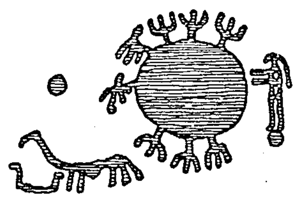
sondern als schönen, graubärtigen Greis, der, rüstiger Wanderer, in Mantel und Hut, einäugig nach der alten Legende, plötzlich unter die Menschen trat, Ratschläge gab, Zwiste löste. Gerne auch dachte man ihn sich auf seinem Hochsitze in Walhall, die besten der Helden, die Einzelkämpen (Einherier), die allein man zunächst unsterblich glaubte, bei frohem Festmahl an seiner Seite. Man verehrte ihn hauptsächlich auf den Bergen und in den Wäldern, wovon zahlreiche Ortnamen noch heute zeugen, der hessische Odenwald, das oldenburgische Wodensholt, Godesberg bei Bonn, der Wateberg bei Eisenach, Wansborough in England (früher Wodnesbeorg), Odense (Wodesweih) bei Hamburg, Odinsvé als einstiger Hauptort von Fünen, um nur etliche zu nennen. Daß man ihm Menschen zum Opfer weihte, erwähnte ich. Sonst wird von seinem Kult wenig berichtet. Doch erhielt sich seine Verehrung überall bis zur Verchristung. Noch um 600 war er in England principalis deus Anglorum, ebenso „der vornehmste und älteste der Ansen" (Gylfaginning) bis zum Jahre 1000 auf Island. Aber auch nach der Verchristung der germanischen Stämme verlor sich sein Gedächtnis nicht, wie meine Darlegungen zeigten.

Wohl sieht es zunächst so aus, als lebte heute nur noch der winterliche Wode fort, und auch das nur als vielfach sogar zum Teufel geworden, aber mehrere christliche Heilige gehn ganz unzweifelhaft auf ihn zurück, sind nur Umdeutungen seiner Gestalt. Der Krieger mit dem fliegenden Mantel und dem erhobenen Speer auf dem ausgreifenden Roß, ist, wie immer er sich nenne, stets Wode auf seinem Eiler mit dem Mantel des Orions und dem Speer des Schützen: Sankt Martin, Sankt Michael, Sankt Georg, Sankt Oswald. In dem letzten steckt sogar noch einer seiner Beinamen: Ansenwalter, „Götterfürst". Aber nicht nur das: Die Vorstellung Gottes selbst bei allen germanischen Völkern und durch sie bei allen von ihnen beeinflußten ist ganz die des schönen, in den Mantel gehüllten Greises Wode, des „Allvaters".

Fria-Frowa

Schon in dem Abschnitt „Himmel und Erde" und dem über den Mond habe ich angedeutet, daß Jungfrau am Himmel, Erde, weiblich gedachter Mond sehr oft ineinanderfließen, Züge aneinander abgeben. Die Verwirrung, die dadurch entsteht, ist gerade bei den Germanen nicht groß, da sie den Mythus von Göttinnen überhaupt nur wenig ausgestaltet haben. Im Grunde genommen haben wir deren nur zwei und auch deren ursprüngliches Einssein ist bereits mehrfach ausgesprochen worden.

Die Wesenszüge der germanischen Hauptgöttin stammen von der himmlischen Jungfrau. Die Sternkarte zeigt diese als besonders großes Sternbild an der Ekliptik mit einem länglichen Sternennebel an der einen Seite gegen das Haupt hin, das selbst wie mit einem Hut bedeckt ist, und dem glänzenden Stern Spica (Ähre) an der andern Seite. Unter ihr liegt der Kentaur (Nerd), aus dem sie gewissermaßen entsproßt ist, als dessen Tochter sie darum gelten kann, weiterhin das Schiff. An ihrem Haupte folgt der Löwe, der ihr am Nachthimmel vorausgeht, sie nach sich zieht. Zwischen ihr und dem Kentaur und Schiff liegt die Wasserschlange, zwischen ihr und dieser befinden sich Rabe und Becher. Die Jungfrau steht im Geviert mit den Zwillingen und dem Orion einerseit und mit dem Schützen anderseit, hat sonach mit diesen allen Hoch-Zeiten. (Siehe die Sternkarten auf S. 53 und S. 78/9.)



Felszeichnung von Tanum (Bohuslän). Frowa (auf Spica stehend), die Sonne mit Strahlen als ihr Kind, Fehnerwolf (Löwe mit Regulus) und Schiff.

Hier haben wir die Hauptbestandteile der bildlichen Darstellungen und der Mythen der Jungfrau. Was von Erde und Mond hinzukommt, läßt sich leicht erkennen.

Verhältnismäßig selten erscheint die Göttin mit dem Schiffe verbunden. Den schiffahrenden Stämmen lag dies gleichwohl nahe. Die Nehalennia (Nehalenia), deren Name noch unerklärt ist, erscheint mit großer Haube, einem Mantel um die Schulter, einem Hund zur einen Seite, einem Fruchtkorb oder einem Schiffskiel zur andern, ein Körbchen mit Äpfeln auf dem Schoße mit den ineinandergelegten Händen davor. Die Haube geht auf den helmartigen Hut der Jungfrau, der Mantel (wie bei der Madonna) auf den Sternennebel, der Hund auf das Tierkreisbild des Löwen, der Fruchtkorb zur Seite auf den „Becher“, der auch als Füllhorn gilt, die Äpfel bei den Händen auf die Spica und die kleineren Sterne knapp daran, die vielfach als Äpfel aufgefaßt werden. Man fand Denkmäler der Nehalennia insbesondere auf Walcheren, das in „heidnischer“ Zeit noch mit dem Festlande verbunden war. Der Kult der Schiffsgöttin war jedenfalls viel ausgebreiteter. „Noch 1183 mußte die Geistlichkeit den heidnischen Umzug der Nehalennia in ihrem auf Rädern ruhenden Schiff, den die Volkssitte und die weltliche Obrigkeit schützte, mit Eifer und harten Worten bekämpfen, und als es geglückt war,



Inschriftaltar der Göttin Nehalennia. Nach Janssen, De Romeinsche beelden en Gedenksteener van Zeeland. Middelburg, 1845.

ihn zu unterdrücken, wurde ein altes Bild der Nehalennia in die Kanzel des Aachener Münsters eingelassen, damit es dort jeder predigende Priester als überwundenen Rest des Heidentums mit Füßen trete“ (Albers bei Jung). Ebenso wurde bei einem Teil der Sueben Isis, die Tacitus Isis nennt, unter dem Bilde des Schiffes verehrt, und der Wagen der Nerthus, der im Verlaufe des Umzuges in den See gefahren wurde, wird wohl ein Schiff gewesen sein. (Die Schiffe liefen, wenn man sie ans Land zog, auf Rollen.)

Bedeutet Isis einfach „Göttin“, wie ich annehme, so ist Nehalennia gewiß ein Beiname — nach Rudolf Much „die hilfreich Nahende“ —, ingleichen sind andere Göttinnennamen nur als Beinamen der einen aufzufassen. So die von Tacitus erwähnte Tanfana, die im Spätherbst gefeiert wurde: die Jungfrau steht in unserer Weltzeit im September und Oktober. So Idun, die die Äpfel der ewigen Jugend verwahrt und als Brages Gattin gilt: Brage d. i. Bootes als Harfenspieler steht gerade über der Jungfrau. Weder Tanfana noch Idun ist bisher befriedigend erklärt worden[1].

Die Gestalten der Fria und der Frowa sind, obwohl ursprünglich eine Einheit, dadurch auseinander gehalten, daß Fria vorzugweise die Gattin Wodes, Frowa die Fros ist. Sie treten dann nebeneinander auf.

Fria ist „Geliebte, Gattin“ (vgl. altindisch prîja, Geliebte, Gattin, slavisch prijatelj, prijatno, „Freund“, „angenehm“). Die Lautungen des Namens sind: altnordisch

[1] Brage heißt „Mann“. Erst als man das Sternbild Bootes mit der Krone verband und ein Harfenspieler daraus wurde, sah man in Brage den Gott der Dichtkunst. In der „Wala Schau“ heißt es vom Bootes, der unter dem Schwan und über der Jungfrau im Zirkumpolargebiet, also hoch am Himmel, steht:

Saß da zu Hügel und schlug die Harfe
Der Riesin (Jungfrau) Hirte, der heitre Eckschalk.
Zuhäupten ihm krähte der hellrote Hahn (Schwan)
Auf dem Balkensitze (Milchstraße), der Berger heißt.

In den Stücken „Schierners Fahrt“ und „Schwibtags Fahrt“ kommt der Bootes nur als Hirte und Wächter vor.

Frigg, langobardisch Frea, althochdeutsch Fria. Da Fria auch als Göttin der Liebe galt, ward Dies Veneris mit „Friatag" (jetzt Freitag) übersetzt. Nur in der Edda und in der Gylfaginning wird von ihr ausführlicher berichtet. Sie ist da die Tochter der „Felsin", d. i. der Erde, weil ihr Sternbild knapp am Horizonte steht, zumal in der Erstzeit für den hohen Norden nur wenig darüber sich erhob, und wohnt in Fehnsälen, nahe am Fehn (Meer), weil knapp an der Wasserschlange im Weltozean und am Schiffe, das ebenfalls darin steht. Doch als Gemahlin Wodes teilt sie mit ihm den Hochsitz in „Torschelf" (Hliþskjǫlf), von wo aus man alle Welten überschaut, berät ihn, ist bekümmert über ihn, wenn ihm Unheil widerfährt. Sie heißt die höchste Ansin, die Ansenherrin und Ansenmutter. Erst in dem späten „Wortstreit mit Loke" (97 ff.) wird sie in ihrer ehelichen Treue verunglimpft, was darauf beruht, daß die Jungfrau eben, wie ich dartat, mit mehreren Himmelsmännern Hoch-Zeiten hat. Sie heißt Felses, des Wetterers Weib; das geht auf Donner-Orion, mit dem Wode in diesem Falle verschmolz. Dessen Brüder, Wille und We (die Zwillinge), sollen ihre Gunst genossen haben.

Der Sohn Frias und Wodes ist Balder, aber auch Had muß als sein Bruder ihr Sohn sein. Had und Balder sind die Zwillinge, von der Jungfrau neun Tierkreiszeichen, die neun Monate der irdischen und himmlischen Schwangerschaft getrennt, darum ihre Söhne. Frigg war es nach Snorri, die alle Wesen vereidigte, Balder kein Leid zuzufügen, und dabei die Mistel vergaß. Sie weint über ihn in Fehnsälen, schickt Hermund (Hermod) nach ihm in die Unterwelt. Balders vor Leid gestorbene Gattin Nanna sendet ihr dorther eine Haube (faldr), womit wieder auf den helmartigen Hut der Jungfrau angespielt wird. (Schon auf einer altkretischen Statuette, die sie außerdem durch die Schlange kennzeichnet, trägt sie den, vgl. die Abb. S. 53.)

Die Langobarden hatten eine Sage, wonach „Frea" ihren Gemahl Wode überlistete, um ihnen, ihren Schützlingen, gegen die Wandaler den Sieg zuzuwenden. Sie

wurde von kreißenden Frauen um Beistand angerufen und hat da dasselbe Amt wie die griechische Hera, Artemis und Eileithyia und die christliche Mutter Gottes. Daß sie auch sonst heilte, zeigt der eine Merseburger Zauberspruch, worin mit andern Göttern auch Friia und Volla era swister das verrenkte Bein besprachen. Dieselbe „Völle" erteilt ihr die Edda neben andern ähnliche Eigenschaften verpersönlichenden Gestalten zur Dienerin. Sie lebt als Fricka in Pommern und in der Uckermark, als Frau Freke zwischen Halberstadt und Ilseburg, als Frau Vrene in der Schweiz noch fort. Auf Island weckt das Friagras (orchis odoratissima), wenn man es unter das Kissen legt, Liebelust. Von Kinderlosen wurde sie um Kindersegen angefleht. Die Benennung der Gürtelsterne des Orions mit „Frias Spindel" bei den Schweden überträgt die Darstellung der Jungfrau als Spinnerin — der Sternennebel der Rocken, die Spica die Spindel — auf das mit ihr im Geviert stehende Sternbild, wofern nicht ursprünglich „Spindel" als Deckwort für Phallus zu nehmen ist.

Frowas Name bedeutet „Herrin", „Frau"; er lautet im Altnordischen Freyja, im Gotischen Fraujo, im Althochdeutschen Frouwa, im Altsächsischen Frua und ist die weibliche Bildung von Fro, „Herr". In Deutschland kommt sie unter dieser Ehrfurchtbezeichnung allein nicht vor, aber fast immer wird diese den andern Namen vorangesetzt (Frau Harke, Frau Holle, Frau Berchta). Versondert hat sie sich als Frowa nur bei den Skandinaviern.

Da ist sie bisweilen die Gattin Wodes, teilt sogar in Volkwang, wo sie die Plätze anweist, mit ihm die Toten (Die zwölf Säle, 29 ff.):

Der neunte ist Volkwang, Frowa da waltet
  Des Sitzkürens im Saal.
Die halben Toten kürt sie täglich,
  Die andern sind Woden eigen.

Offenbar fallen ihr die nächtens sterbenden, Wode die tags sterbenden zu. Sie vertritt hier den Mond wie Wode

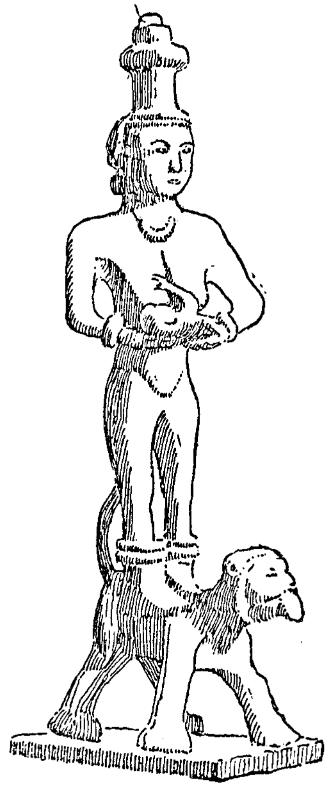
die Sonne. Snorri erzählt in der Gylfaginning: „Frowa ist die vornehmste Ansin nach Fria. Sie ist einem Manne vermählt, der Wod (Óþr = Oþenn) heißt. Wod zog fort auf ferne Wege, und Fria weint ihm nach, und ihre Tränen sind rotes Gold." Da wird die Trennung von Mond und Sonne zum Ausgang genommen; die Tränen der Mond-Frowa sind die goldenen Frühtauperlen. Sie heißt darum auch die „schön weinende" (grátfagra).

Frowas Verbindung mit Wode ist doch nur lose. Sie wird auch bloß seine Buhlin (Friþla, Frille) genannt. Weit enger scheint ihre Verbindung mit Donner zu sein. Aber nirgends ist sie dessen Frau. Das Verhältnis ist dasselbe wie zwischen Aphrodite und Ares, Mars und Venus. Und auch treu ist Frowa durchaus nicht, was die schon gekennzeichnete Stellung der Jungfrau zwischen den vier Himmelsmännern bedingt. Dieselben Vorwürfe, eine mannstolle Dirne zu sein, wie sie Istar und die andern vorderasiatischen und südeuropäischen Liebegöttinnen treffen, werden auch gegen sie gerichtet. Im „Wortstreit mit Loke" schleudert ihr Loke entgegen:

Ansen und Alben hier innen, jeden
Hast du zum Buhlen gehabt.
Mit dem Bruder ergriffen dich die heitern Götter.

Der Bruder ist Fro, die Sonne. Über die Hochzeit der Sonne mit dem Monde habe ich schon gesprochen (S. 72). Bis auf diese wenigen Mondzüge ist Frowa durchweg die Jungfrau des Tierkreises. Die glänzende Spica ist hier der „gleißige Goldschmuck" (brisinga men), als dessen Besitzerin Frowa immer gilt; mit diesem Schmucke wird Donner geschmückt, da er sich als Frowa verkleidet. Man meinte, er sei ein Halsschmuck, aber das geht aus den älteren Quellen keineswegs hervor. Nach der Stellung der Spica wird an einen Handreifen zu denken sein. Sie trägt danach den Beinamen Schmuckfroh (Mengloþ). Ein andrer Beiname nennt sie Meerglanz (Mardǫll); das bezieht sich auf ihre Lage am Meer der Wasserschlange. Wieder heißt sie Wänengöttin

als Tochter Nerds in Schiffstätte (Nóatún), des Kentauren neben dem Schiff. Dieses Schiff gehört wie Fro so auch Frowa zu, so daß hier die enge Verwandtschaft mit Nerthus, Nehalennia und Isis ganz offen liegt. Sonst wird sie wie Fro zum Eber in Beziehung gesetzt; der — die Ebersterne im Stier — steht ja mit ihr im Geviert. Mit einem zum Eber verwandelten Freund nimmt sie im Hundilalied den Weg ans Unterwelttor, das zwischen den Ebersternen und den beiden Hunden liegt. Daß sie ihren Wagen von Katzen ziehen läßt, wird aber auf römische Darstellungen des Löwen zurückgehn. Auch erst der christliche Snorri erzählt das. Aber die deutsche Volksüberlieferung verbindet Frowa desgleichen gelegentlich mit der Katze, so daß hier eine allgemeinere Übernahme des Bildes vorliegt. So holt die Katze aus Hollabrunn die Kinder, ursprünglich gewiß Frau Holle selbst, so opferte man namentlich in Holland, aber auch in Lothringen und im Aargau zu Fasnacht Katzen, indem man sie feierlichst vom Turme stürzte, zu Tode jagte oder knüppelte. Das „Katzenknüppeln" besteht in Holland



Hettitische Bronzestatuette: Die Jungfrau auf dem Löwen, das Kind an der Brust, auf dem Kopfe eine Gestalt, die ursprünglich das ihr entsprossene Kind darstellte. Nach dem „Bilderatlas zur Religionsgeschichte" von Haas (Leipzig 1925).

wohl noch heute. Natürlich ist der Sinn der Handlung nicht mehr bekannt.

Die Sternbilder des Tierkreisgürtels haben die Eigenschaft, daß sie sich, am Osthorizont aufsteigend, von der Erde erheben, während die höher stehenden Sternbilder in der Gemarkung des Himmels bleiben. So werden jene oft mit Flügeln dargestellt. Es gibt darum geflügelte Löwen, geflügelte Schlangen, geflügelte Rosse, geflügelte Stiere, insbesondere aber trägt die Jungfrau sehr oft Flügel. In dieser Auffassung ward sie das Vorbild unserer geflügelten Engel. Aber auch schon die Walküren gehn von da aus, vervielfachen sie, haben wohl nicht Flügel, aber reiten durch die Luft und behalten den Hauptzug Frowas bei, daß sie die Gefallenen für Volkwang (Walhall) wählen. Nächstverwandt mit den Walküren der Nordgermanen sind die „Idisen“ der Südgermanen, ebenso Vervielfachung der einen Itis („Göttin“, vgl. S. 23). Der eine Merseburger Zauberspruch zeigt sie bei ihrer Tätigkeit auf dem Walfelde — die zwei Schlußzeilen sind der Zauber —:

Eiris sâzun Idisi,	Einst saßen Idisen,
sâzun hera duoder.	saßen hier, dorthin.
Suma hapt heptidun,	Die hefteten Hafte,
suma heri lezidun,	die hemmten das Heer,
suma clûbôdun	die machten sich zu schaffen
umbi cuoniowidi:	mit den Fesseln:
insprinc haptbandun,	Entspring den Haftbanden,
invar vîgandun!	entfahr den Feinden!

Auch diese Idisen, die sich da und dort niederlassen, sind fliegend gedacht. In der Edda besitzt Frowa ein „Federhemd“, Flügel, die sie an- und ablegen kann. Loke fliegt damit (im Drumslied) zu den Fretern (Riesen).

Bedeutung hatte die Jungfrau als Sternbild der Sonnengeburt von der Erstzeit (um 18000 v. Chr.) an. Die Sonne jeder Weltzeit, jeder neue Heiland, wird darum von der Jungfrau geboren. Nach je einem Viertelweltjahr trat die Jungfrau wieder in einen Jahrespunkt: um 12500 v. Chr. stand sie im Frühlingpunkt, um 5000 v. Chr. im Sommerpunkt, in unsrer Weltzeit (seit 76 v. Chr.) steht sie im Herbstpunkt. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die Jungfrau — als ältestes — ein sehr ausgedehntes Sternbild ist, daß sie darum den Jahrespunkt über die 2156 Jahre eines Weltalters noch geraume Zeit hinaus inne hat, ihre Jahrespunktbedeutung darum gut 3000 Jahre lang behält. Das allein erklärt, daß sie im Mythus aller nordischen Völker in ihren vielen Gestaltungen einen so breiten Raum einnimmt. Aber durch die Tatsache auch, daß sie alle vier Jahreszeiten zu je besonderer Zeit beherrschte, in sich darstellte, erklärt sich die vierfache Ausprägung, die sie zumal bei den Germanen hat. Bei diesen, die nahe genug am Ursprunggebiete der blonden Rasse wohnen blieben, gab es ja eine ununterbrochene Überlieferung, während sie überall dort, wo eine nordische Welle verebbte und später einmal eine neue hinkam, naturgemäß unterbrochen werden mußte. Die Babylonier sollen Alexander dem Großen Tafeln mit Sternbeobachtungen seit 6000 Jahren vorgezeigt haben; die Germanen hatten solche in ihrem noch frischen Gedächtnis seit 18000 v. Chr.

Die vierfache Ausprägung der Frowagestalt, die übrigens schon Elard Hugo Meyer in seiner „Germanischen Mythologie“ erkannte, erhält eine Stützung noch dadurch, daß das Sonnentierkreiszeichen stets auch mit den andern drei Jahrespunkten in Beziehung gebracht wird, daß im Stierzeitalter die Stiersonne durch den Skorpion Unbill erleidet und demnach Stier das ganze Jahr hindurch bleibt. War die Sonne Jungfrausohn, so hatte die Jungfrau mit ihr die Geschicke des ganzen Jahres mitzumachen, wie denn noch die christliche Muttergottes den Heiland nicht nur gebiert, sondern auch an seinem Todespfahle steht und wie er gen Himmel fährt. (Die Vorstellung davon ist sicher schon frühchristlich.) Die vier Tierkreisbilder, mit denen die Jungfrau im Geviert steht, die demnach als weitere Jahrespunkte für ihren Mythus in Betracht kommen, sind: Schütze (jetzt Winterpunkt), Fische mit dem Roß darüber (jetzt Frühlingpunkt), Zwillinge und Orion (jetzt Sommer-

punkt); die Jungfrau selbst steht jetzt im Herbstpunkt, leitet die winterliche Hälfte des Jahres ein.

Die Namen der Frowa sind in den Volkssagen sehr verschieden. Dessen neudeutsche Form Frau fehlt darin, weil Frau die Bezeichnung der christlichen Muttergottes wurde — „Unsere liebe Frau" —, die etwa schon vorhandenen Ortnamen sogleich auf diese gedeutet wurden. Aber mit einem verdeutlichenden Zusatz hat er sich, wie schon bemerkt, oft erhalten. Allgemein bekannt ist Frau Holle. Viele Orte sind nach ihr genannt. Es gibt Hollenbrunnen, Hollenberge, Hollenteiche fast im ganzen deutschen Gebiet. Das Gepräge dieser Frau Holle ist winterlich, so daß der Name wohl nicht mit „hold" zusammenhängt, sondern mit „hüllen", wofür namentlich der Vergleich mit den norwegischen Huldren spricht (altnord. huldr, „verborgen"). Etwas seltener kommt Hilde („Kämpferin") vor; im holländischen heißt die Milchstraße Vroneldenstraat, „Frau Hildenstraße". Dieser Name hat vielleicht das „Holle" so beeinflußt, daß an manchen Orten daraus „Holda" wurde. Als Wodes Frau heißt Frowa auch Frau Wode (Waud, Waur) und Frau Gode (Gor). Häufig heißt sie Frau Berchta oder Bertha („die Glänzende"), so namentlich in Süddeutschland, von Thüringen bis nach Tirol und in die Steiermark. Ihren Namen Frau Fricke oder Frien (= Fria) habe ich schon erwähnt. Frau Harke, wie sie östlich vom Nordharz heißt, scheint auf „Erce" zurückzugehn; so heißt die „Mutter Erde" im Angelsächsischen (Erce, eorđan môdor). Die Zusammensetzung Frigaholda überliefert uns Burchard von Worms (gest. 1025); Brechtholda (Brechhölderin, Brechtölterin) und Hildabertha kommen in Süddeutschland vor, im Elsaß auch Frau Fasten, was mit der Fastenzeit im Frühling zusammenhängen wird.

Andere Namen begaben sie mit Eigenschaftwörtern. Die wilde Bertha bezieht sich auf die wilde Jagd in den Zwölften, die sie mitmacht, die Eisenbertha auf die eisige Winterzeit. Daraus wurde in Falschdeutung eiserne Bertha.

Als Winterfrowa heißt sie auch weiße Frau. Sehr verbreitet ist die Vorstellung der Frowa als Spinnerin oder Flachsjungfer (vgl. S. 163). Vielerlei konnte darauf bezogen werden: die schwebenden Spinnfäden im Spätsommer, das „Mariengarn", die ziehenden Nebel im Herbst, die stiebenden Flocken im Winter. Frowa wurde dadurch vorbildlich für den Fleiß, und noch heute stellt man in Bildwerken gerne den Fleiß als deutsche Frau mit dem Rocken und der Spindel dar. Faule Spinnmägde hatten in der Zeit, da während des Winters noch gesponnen wurde, vor Frau Bertha, der Spinnerin, sich zu hüten. Faßte man den Sternennebel als Haar, so ward die kämmende Frowa daraus, die Felslore, die Lorelei. Die Spica erscheint wie schon in der Hand der ägyptischen Isis bisweilen als Schlüssel, was die Beziehung der Jungfrau zum Orion-Zwillingteil des Tierkreises mit dem Tor der Milchstraße nach der Unterwelt ergab: sie schloß mit diesem Schlüssel das Tor der guten Jahrzeit auf. Die erste Frühlingsblume (Primula veris) heißt darum Schlüsselblume oder Himmelsschlüssel. Vgl. Frowa auf dem Stein aus Gotland (S. 151).

Wie bei Wode, zu dem die Beziehungen ja schon durch den Namen Frau Wode offen liegen, werden bei Frowa als Jahresgöttin vor allem die zwei Seiten der winterlichen und der sommerlichen unterschieden. Nicht nur heißt sie an einem Orte bald die schwarze und bald die weiße, oder auch die wilde und die schöne, sie ist manchmal auch halb weiß und halb schwarz oder vorn eine schöne blaugekleidete Frau mit weißer Haube und hinten „hohl wie ein Backtrog" und mit einem „Kuhschwanz" versehen oder sie hat hinten einen ströwen (strohenen) ars. In dieser Gestalt hat sie das Vorbild für die im Mittelalter häufige Darstellung der Frau Welt abgegeben, auch für die Frau Venus in Sebastian Brants „Narrenschiff". Aber auch die von ihr versonderte Hel, die Beherscherin der Unterwelt, ist danach „zwiefärbig".

Die Verbindung der häßlichen Seite Frowas mit dem Kuhschwanz beruht auf dem einstigen Winterpunkt im

Stier, der jetzt Sommerpunkt ist. Die norwegische Huldra treibt, die Melkbütte in der Hand, im Frühling ihre Kühe aus. In der Steiermark trägt die wilde Bertha eine Kuhhaut umgeschlagen. Anderesorts verwandelt sie sich in einen „glühenden Ochsen." Frau Holle heult in bald weißem, bald schwarzem Gewand auf der Kuhkolkklippe (Kuhbrunnenfelsen), womit die Gegend des Stiers mit dem Eridanus am Felsrande der Himmelsfeste gezeichnet wird. Häufiger war jedoch bei den Germanen gewisser Gegenden die Auffassung des Stiers als Eber. Darum tritt in den Frowamären weit öfter als die Kuh das Schwein auf. In der Edda heißt ihr Eber Hildesvine (Kampfeber), was geradezu auf ihren in Deutschland bezeugten Namen Hilde zurückgeführt werden kann; er ist goldborstig. Natürlich ist es derselbe, den Fro hat. In Frau Harkes wilder Jagd sind Schweine und zumal eine einäugige Sau — das eine Auge des Ebers ist endweder der Aldebaran oder Beteigeuze, der „Schulterstern" des Orions —, Frau Berchta zeigt dem am Christtag nach Gebühr Fastenden das glückverheißende „goldene Ferkel". In verschiedenen Gegenden müssen die Schweine am Tage, die der Frowa heilig sind, in besondere Hut genommen werden, am 13. Dezember, dem Tag der heiligen Lucia, die an Frowas Stelle trat, zu Ostern, das noch von einem ihrer Beinamen (Ostara) den Namen hat.

Schon aus dieser Zusammenstellung sieht man, daß Stier und Eber nicht gleichmäßig in einen einzigen Jahrespunkt gesetzt sind, sondern bald in den Winterpunkt, bald in den Frühlingpunkt. Unsere jetzige Weltzeit, da der Stier im Sommerpunkt steht, erscheint in den Volkssagen nicht einbezogen.

Selten reitet Frowa auf dem Roß, das jetzt den Frühlingpunkt inne hat, so die fränkische Hulda auf einem weißen „Rollegaul", die mecklenburgische Fru Gauden auf einem dreibeinigen Pferde. Der Fisch unter dem Pegasus kommt nur einmal vor: die Alte im schleswigholsteinischen Hollenhoop hat einen einäugigen Hecht.

Wo Frowa mit Wode in der wilden Jagd umzieht, betrifft dies das Tierkreisbild des Schützen, das in unserer Weltzeit im Winterpunkt steht.

Die echtesten Bestandteile des Frowamythus sind jene, die sie als Mutter und Helferin der Mütter zeigen. Die Jungfrau hat in der Erstzeit die Sonne geboren, und zweifellos stieg für die damaligen Nordmenschen die Sonne aus dem Meere auf, das in vielleicht schon breitem Sunde zwischen dem Lathamgebiete und Norwegen lag: das Sonnenkind wurde aus dem Meere gehoben. So kommen heute noch die Kinder aus dem Holleteich oder Hollebrunnen. Und noch gerade zu Neujahr bringt Frau Holle den Wickelkindern sechs neue Hemden. Ihre Brunnen haben Heilkraft, wie ja die Sonne des neuen Jahres, die dem Wasser entstieg, der Heilbringer, der Heiland war. In Hessen, am hohen Meißner, werfen die jungen Burschen und Mädchen am zweiten Ostertag Blumen in einen ihr geweihten Brunnen und schöpfen daraus für sich und die Ihrigen. Als Schützerin der Geburten, ja als Hegerin der noch Ungeborenen wurde Frowa weiterhin zur Göttin der geschlechtlichen Vereinigung, woraus die Kinder entstammten. Dieser Zug führte dazu, den lateinischen Venustag nach ihr zu benennen. Der Freitag wurde darum auch mehrfach als Tag zum Hochzeitmachen gewählt, und in Tirol soll der Bua ihn zum „Fensterlngehn" bevorzugen.

Nicht Frowa, sondern der Mutter Erde gehören jene Züge an, die sie als Ackergöttin zeigen, wie sie die Flur segnet, sie selbst wässert und pflügt. Nur die durch das Pflügen sich ergebende Verbindung mit dem Stier ist noch sternlich. Hinwieder wurde die Jungfrau als Geburthelferin in Dänemark zur „Mutter Erde". Im Dänischen heißt noch heute gebietweise die Hebamme Jordmoder, „Erdmutter".

Frowa lebt in zahllosen Gestalten der deutschen und sonst germanischen Volkssage fort, dazu auch in der romanischen und slawischen, soweit dort jemals Germanen die Vorbevölkerung überlagert haben. Manche davon sind christliche Heiliginnen geworden. Am stärksten beeinflußt hat sie

die ihr urverwandte Gestalt der christlichen Mutter Gottes. Ja, wie bei Wode kann man auch hier sagen: die germanischen und germanennahen Völker stellen sich ihre Jungfrau Maria noch ganz mit den Zügen der altheimischen Frowa vor. Dabei nun sind zumeist jene Züge verschwunden, die erst im Laufe der Weltzeiten hinzugekommen waren. Diese wurden bisweilen versondert und sogar verteufelt, so daß auch noch des Teufels Großmutter mittelbar von Frowa herkommt. Unsere liebe Frau aber, die in den Evangelien noch kaum hervortritt, ja von dem Sohne scharf abgewiesen wird („Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?"), ist durch die germanische Frowa überhaupt erst in ihrer jetzigen Gestalt entstanden, als die liebliche blonde Mutter mit dem blonden Kinde auf dem Schoße.

Fro

Nur aus skandinavischen Quellen wissen wir von Fro, der dort Freyr heißt; seinen deutschen Namen hat Jakob Grimm erschlossen. In Saxos dänischer Chronik heißt er Frô, bei Adam von Bremen, der sein Bild und seinen Dienst in Upsala kennen lernte, Fricco. Die Bedeutung des Namens ist „Herr", wie sie noch in Fronleichnam (Corpus Domini) erhalten ist. Frowa, Frau ist die weibliche Form.

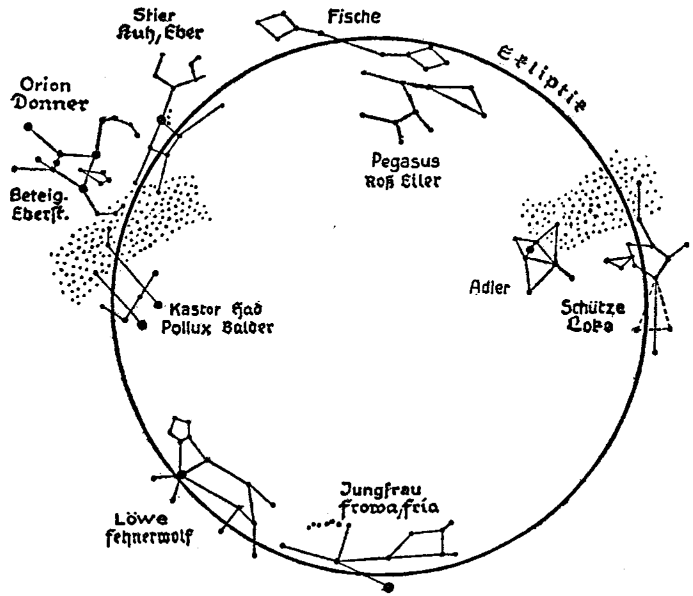
Fro ist der Herr schlechthin, wie der christliche Heiland „der Herr" heißt, wie Adonis bei den Griechen — aus westsemitischem Adoni = „Herr" —, wie Baal bei den Babyloniern und Phöniziern. Die ständige Verbindung Beelsames bei den letzten zeigt an, wer der Herr ist, nämlich die Sonne (phöniz. sames, hebr. schemesch = „Sonne"). Daß tatsächlich in allen diesen Gestalten stets die Sonne steckt, ist leicht zu erweisen. Auch Fro ist die Sonne, eben deshalb aber konnte er mit dem christlichen „Herrn" vielfach so innig verschmelzen, daß man im ganzen germanischen Süden nur noch Spuren seines ehemaligen selbständigen Daseins findet. Durch lange Zeit muß auch der christliche Heiland nur einfach Fro genannt worden sein, was die Benamung seines erst spät (1264) eingeführten Festes bezeugt. Immerhin sind eine Reihe von Ortnamen gewiß noch nach dem heidnischen Fro benannt, nicht nach dem christlichen, der sie ihren Namen in verständlicher Form hätte bewahren lassen, während bei ihnen der Name vielfach unverständlich oder mißverständlich wurde: Frohse und Frose (Fros Au), Fronau, Fröslee (Fros Hang). Eine ganz ähnliche Verschmelzung fand übrigens auch mit dem ebenfalls verwandten persischen Mithras statt, dessen Hauptbeinamen Sol invictus, „unbesiegte, unbesiegbare Sonne", ist.

Die Sonne als Heiland des Jahres ist Sohn der Jungfrau. Das führt, wie ich dartat, in die „Erstzeit" (um 18000 v. Chr.). Wie sehr sich auch die Sternenlage veränderte, in einer ganzen Reihe von Religionen blieb sie

dauernd Sohn der Jungfrau. Bei den Germanen ist Fro nicht eigentlich ihr Sohn, sondern der Nerds, des Kentauren unter der Jungfrau; diese selbst ist dessen Tochter, darum Fros Schwester. Das wird sie aber erst zu einer Zeit geworden sein, als man in der „Jungfrau" den Mond sah, das Geschwistergestirn der Sonne, und ihr den Namen Frowa, „Herrin", gab. Dann wieder wird ihr Mondcharakter verblaßt sein, so daß ihre Gestalt nur noch wenige Mondzüge aufweist. Dagegen wurde sie vielfach eine Gleichlauferscheinung von Fro.

Das ist nur natürlich, wenn man sich vor Augen hält, daß das Geburtsternbild stets mit seiner Sonne verschmilzt, darum Aussagen hin und wieder wechselnd von beiden gemacht werden können. Die Stiersonne ist Stier und kann als Stier den Boden stampfen, brüllen, mit den Hörnern töten, der Sonnenstier hinwider sendet strahlenden Glanz über alle Lande, überwindet den Winter und läßt die Erde ergrünen. So ist in diesem Falle Fro die Jungfrausonne, hinwider die Sonnenjungfrau die Sonne selbst, mit der sie dann, obwohl doch an ihre Himmelsstelle gebannt, das ganze Jahr durchwallt.

Bei der Sonne selbst ist die Beziehung zu den vier Jahrespunkten jedenfalls ursprünglicher: sie geht wirklich in ihrer jedem zu der bestimmten Frist ein Jahrzwölftel lang auf, ist mit ihm vereint, was zu irgendeiner Geschichte ausgedeutet werden kann. Bei Fro zeigt es sich nun, daß er ganz auf die mit der Jungfrau im Geviert stehenden Tierkreisbilder eingestellt ist: auf die Zwillinge mit dem Eberstern (Beteigeuze) unter sich, auf die Fische mit dem Roß darüber und auf den Schützen mit dem Speerstabe. Wie bei Frowa sind es vier Weltzeiten, wo diese vier Tierkreisbilder in Jahrespunkten standen, so daß bei etwaiger Verwischung jeder für jeden eintreten konnte. Diese Verwischung zeigen die beiden Gedichte „Schierners Fahrt" und „Schwibtags Fahrt" in der Edda. Da wird beide Male die Jungfrau zur Frühlingzeit gewonnen; das führt in das Zeitalter von 13012 bis 10856, aber der Jüngling zieht mit



Die Stellung der Tierkreiszeichen zur Jungfrau und Jungfrausonne.

dem Roß des damaligen Herbstes und dem Schwert (dem Schwert des Orion) des damaligen Winters aus, über den Speerstab des Schützen aber, der damals im Sommer stand, heißt es ganz im Sinne unserer Weltzeit, wo er im Winter steht:

Mit dem Zauberstab treff' ich dich, zähme dich wohl,
Maid, nach meinem Mut.
Hingehn magst du, wo Menschensöhne
Von nun an nimmer dich schauen.
Auf dem Adlerbühl magst du frühmorgens sitzen,
Hinblicken nach Hel.

(Der Adler steht über dem Schützen, und bei dem führt die Milchstraße nach Hel, in die Unterwelt, hinab.)

Bei so späten Gedichten, wie diese beiden sind, darf die Verwischung nicht verwundern. Erstaunlich ist nur, daß noch stets die uralten Bestandteile zusammengehalten wurden.

Auch noch aus den Verhältnissen der Erstzeit selbst haben sich bei Fro Züge erhalten. Nicht nur, daß er Sohn Nerds in Naustätte ist, der Himmelsgegend unter der Jungfrau, er ist auch noch in der späten altnordischen Zeit enge mit Nerd verbunden. Man schwört bei ihm und Nerd und nimmt noch etwa Donner oder Wode hinzu, um die Dreizahl vollzumachen: „So helfe mir Fro und Nerd und der allmächtige Ans!" Der Schwur würde so zu verdeutschen sein: So helfe mir die Sonne, der Himmelsteil, der sie gebar, und der ganze Himmel oder, wenn Donner genannt wird, der Orionteil des Himmels (in diesem Fall Teile fürs Ganze gesetzt). Nerd hat seine Bedeutung nur durch Fro, nahm aber daher etliche Züge des Allhimmels an, heißt der Reiche, der „spendende Gott".

„Er ist so reich und vermögend, daß er allen, die ihn anrufen, Gut, fahrendes wie liegendes, gewähren mag", sagt Snorri in der Gylfaginning von ihm. Daß man ihn zur See und bei der Fischerei anruft, geht wieder auf sein Wohnen in Naustätte, beim Schiffe, zurück. Aber er beherrscht auch die Winde und stillt Meer und Feuer. Die Sonne ist, wie ich ausführte (S. 54), nicht nur Sohn jenes Ekliptikteils, der sie am kürzesten Tag des Jahres heraufführt, sondern auch von Himmel und Erde überhaupt. So nahm ihr „Vater" Nerd, der Kentaur, die Züge des Allhimmels an, als Nerthus hinwieder wurde er — bei den deutschen Semnonen — zur Mutter Erde. In der Edda wird eine Mutter Fros und Frowas nicht genannt. Es mag sein, daß man sich Nerd ursprünglich zwiegeschlechtig dachte.

Bei der Sonne zu schwören, die doch alles sah, alles hell machte, war gewiß bei den Nordlingen urtümlich. Einen persönlichen Zug gewann dieser Schwur in der Zeit, da der Eber die Sonne des kürzesten Tages heraufführte. Dieser kürzeste Tag war der besondere Schwurtag auch noch in später Zeit, weil mit ihm ein Jahr endete, ein neues begann.

Der „Eberstern" ist Beteigeuze, aber der „Eberhaufe" sind die Hyaden um den Aldebaran. Dies ist das Ebergebiet. Die Form des Eberschwures, daß man nämlich die eine Hand auf den Kopf des Julebers legte, stammt aber wohl erst aus der zweiten Hälfte dieser Zeit (etwa von 10000 v. Chr. an), da sie die Stellung des Orions vor dem Eberkopf, dem Kopfe des Stiers, nachahmt.

Fros Eber wird Goldborst (Gullenburste) genannt. Von ihm geht der bisher nicht richtig gedeutete althochdeutsche Spruch, den Notker überliefert:

Der heber gât in lîtun,	Der Eber geht an der Leite,
tregit sper in sîtun:	Trägt den Speer in der Seite:
sîn bald ellin	seine große Kraft
ne lâzet in vellin.	läßt ihn nicht fallen.
Imo sint fûoze	Ihm sind Füße
fûodermâze,	von Fudermaß,
imo sint burste	ihm sind Borsten
ebenhô forste	gleich hoch wie Forste
unde zene sîne	und seine Zähne
zwelifelnîge.	zwölfellig.

Der Speer ist der Gürtel des Orions; an der Leite geht der Eber als am Abhang des Himmels, dort, wo er zum Reich unter der Ekliptik, zum Wasserreich, zur Unterwelt hinabsinkt.

Der Schwur auf den Eber zeigt Fro insbesondere als Schützer des Rechtes. Der Eber wird geradezu „Sühngalz" (sónargoltr, Galz = verschnittenes, gelte gemachtes Schwein) genannt; Richter zogen ihn auf. Die Gelübde, die auf ihn abgelegt wurden, mußten im kommenden Jahr erfüllt werden. Der Gebrauch, in der Julzeit Schweinefleisch zu essen, erhielt sich vielfach bis heute. Im Lauterbacher Weistum von 1589 wird sogar noch erwähnt, daß man das „Goldferch" am Dreikönigstag durch die Gerichtbänke führte. Das goldene Glücksschweinchen zu Neujahr wird noch jetzt viel verschenkt. In dieser Zeit war Freude und Friede. Ein großes Reinemachen ging vorher. Dann mußte alle Arbeit ruhen. Ein Lied der Goten in Byzanz zur Julfeier ist uns in Übersetzung überliefert:

„Freue Dich der schönen Vereinigungen! Freuet Euch der Tage der schönen Zeit im Wettstreit, heia! indem Ihr zur rechten Stunde tanzend jubelt und mit rechter Liebe aufmerkt! Siehe, gerettet, o Glück, ist der Gott, der Gott, heia! Am festlichen Tage, wohlan! Du, o Tul (?), schon vom ersten Tage an, sollst singen, Tul, du Gott, o Glück!

„Eber, Eber, kehre du nun in vollzähliger Schar zurück, wohlan! So komm zu uns, vom Tode erstanden!"

Die Erklärung des Wortes Jul ward auf mancherlei Weise versucht. Sogar das aus dem Hebräischen stammende „Jubeln" wurde herangezogen. Andere dachten an altnordisches hjól, englisches wheele, „Rad", wobei das Sonnenrad gemeint sein sollte, oder an altnordisches jol, Fröhlichkeit, das im französischen joli fortlebt. Die Lautung ist im Altnordischen jól, im Angelsächsischen giuli und geola, im Englischen yule. Rudolf Much, der fürs Indogermanische kenntnisreichste Wortforscher, schreibt mir auf meine Anfrage: „Was Jul betrifft, sind als germanische Grundformen mit Bestimmtheit jéhwla- und je(g)wlá- erschließbar, l-Ableitungen von einer indogermanischen Wurzel jeg. Mit Jul bringt Lessiak mittelhochdeutsches und angelsächsisches sungiht, sunnegiht, „Sonnenwende", zusammen, dessen Grundwort giht aus jeg-ti mit mittelhochdeutschem giht, „Rede", und unserm „Gicht", eigentlich „durch Besprechung behandelte oder angezauberte Krankheit", gleichzusetzen ist. Jul und giht sind Bildungen aus derselben Wurzel, die „sprechen", besonders auch „sprechen zu Zauberzwecken" bedeutet. Danach wird sich Jul auf die Wintersonnenwende beziehen und „Sonnenzauber" bedeuten. Jul und seine Grundformen sind pluralia tantum wie alle germanischen Festnamen."

Da der Eber auch Stier und Orion-Donner war, wurde das Julfest auch vielfach mit Donners Namen und den ihm heiligen Tieren verbunden, so namentlich das alle neun Jahre in Upsala gefeierte Landesjulopfer, wobei nach Adam von Bremen 99 Menschen und Pferde samt Hunden und

Hähnen geschlachtet wurden. Dessen wird im Abschnitt über Donner gedacht werden.

Fro ist wie der Gott des Rechtes auch der Gott des Friedens. Seine Zeit, die Julzeit, war darum Friedenszeit. Snorri in der Gylfaginning und Saxo berichten von dem sprichwörtlichen Frodefrieden. Da erscheint Fro unter seinem Beinamen, der „der Kluge" bedeutet; enn fróþe in „Schierners Fahrt" (wo in meiner Edda versehentlich „der Kühne" steht), Frotho bei Saxo. Snorri berichtet (Skaldskaparmal): „Schild hieß der Sohn Wodes. Schild hatte einen Sohn, der Friedlieb hieß; der beherrschte nach ihm die Lande. Der Sohn Friedliebs hieß Frode (Fróþi). Er übernahm das Königtum seines Vaters in der Zeit, da Kaiser Augustus der ganzen Welt Frieden gebot; da wurde Christ geboren. Da nun Frode der mächtigste von allen Königen in Nordlanden war, ward in aller dänischen Zunge ihm der Friede beigelegt, und man nennt ihn darum Frodefrieden. Niemand beschädigte da den andern, und wenn er auch seines Vaters oder seines Bruders Mörder traf, frei oder gebunden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, so daß ein Goldring drei Winter lang unangerührt auf der Heide bei Jällinge (in Jütland) lag." Saxo erzählt ähnliches von Frode III., Friedliebs Sohn, der schon als unmündiges Kind auf den Thron kam, und gibt sein Friedensgesetz wieder: Niemand sollte etwas im Hause unter Schloß und Riegel halten; kam ihm etwas abhanden, so sollte es ihm doppelt aus des Königs Schätzen erstattet werden. Hielt er etwas in verschlossener Truhe verwahrt, so sollte er vom König mit einer Mark Goldes gebüßt werden. Wer einen Dieb schonte, sollte Diebes Strafe erleiden. Saxos Frode III. stirbt im höchsten Alter dadurch, daß eine Hexe, die sich in eine Seekuh verwandelt hat, ihn mit dem Horne stößt. Darin ist die Jungfrau der Fischzeit, die im September steht, die winterliche Jahreshälfte einleitet, zur feindlichen Macht geworden. Den Tod verursacht der Stier, der gegen Mittwinter zu am nächtlichen Himmel auftaucht, diesen beherrscht. Sonst aber ist bei Snorri und bei Saxo viel Frem-

des eingeflossen, worüber hier im einzelnen nicht gehandelt werden kann.

Ein andrer und viel weiter verbreiteter Beiname Fros war Ingo (altnordisch Yngve). Der Stämmebund der Ingävonen (Ingväonen) nannte sich nach ihm, das schwedische Königgeschlecht der Ynglinger wollte von ihm abstammen, eine ganze Reihe deutscher Personen- und Ortnamen ist mit Ing gebildet. Der ziemlich häufige Name Ingram verbindet ihn mit dem Raben, der im Gebiete der Jungfrausonne steht, bewahrt also noch ganz Urtümliches. Ingo und Ingraban nannte Gustav Freytag seine altgermanischen Helden. Auch die Verbindung Ingo-Fro, altnordisch Yngvifreyr und Inguna(r) Freyr, kommt vor. Rudolf Much erklärt Ingvi durch gotisches aggwus und griechisches ἐγγύς, deutsches „eng", vor allem durch griechisches ἄγχιστος, das „enge Freundschaft und Verwandtschaft" bedeutet. Leopold v. Schröder faßt danach den Namen als „eng Verbundener", als „Freund" und weist mit Recht auf den persischen Mithras hin. Auch Mithras bedeutet „Freund". Persisches Mithra-Ahura (Freund-Herr) steht dann in wortwörtlicher Übereinstimmung neben dem germanischen Ingo-Fro. In jeder Hinsicht entspricht dem die Schilderung Fros in der Gylfaginning: Er ist schön von Antlitz und mächtig, ist der trefflichste unter den Ansen, herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachstum der Erde; man soll ihn anrufen um Fruchtbarkeit und Friede. Im „Wortstreit mit Loke" (135 ff.) wird von ihm gesagt, daß ihn niemand hasse, daß er als erster gelte der Ansen: „Maid nicht kränkt er noch Mannes Kone (Eheweib), macht jeden aus Fesseln frei."

Eigen sind Fro das Schiff Scheitblattner und das Roß Blutighuf. Das Schiff steht neben dem Kentauren-Nerd und wird darum wie mit Fria-Frowa-Jungfrau auch mit Fro verbunden, das Roß über den Fischen steht, wie bereits vermerkt, im Geviert mit der Jungfrau und führt in unserer Weltzeit die Frühlingsonne herauf. Im „Wortstreit mit Loke" heißt Fro „der beste der freidigen Reiter in

Ansgart allesamt". Die Sonne hat bei den Germanen, wie ich ebenfalls schon dartat, das Roß zu ihrem hauptsächlichsten Gleichbild. Fro wurden in Upsala neben Menschen und Hunden auch Rosse geopfert. In Schweden und in Holstein hat Pferdesteffen, der heilige Stephan, dessen Tag der 26. Dezember ist, die Rolle Fros in dieser Hinsicht übernommen. Steffen reitet auf einem Goldsattel, treibt die Pferde aus dem Stall, ist ihr Schutzheiliger.

Besondere Wichtigkeit hat für Fro-Sonne der Zwilling-Orion-Stierteil der Ekliptik, der mit der Jungfrau ebenfalls im Geviert steht und in unsrer Weltzeit in der Sommerwende die Sonne heraufführt. Gering ist die Einbeziehung des Stiers, der auch schon etwas außerhalb steht. Außer dem Tod Frodes durch ein Kuhgehörn wäre noch zu erwähnen, daß Frode III. und Friedlieb, dessen Sohn, bei Saro in eine Rindshaut gehüllt den vom Drachen (der Wasserschlange) behüteten Schatz, die Spica der Jungfrau, gewinnen. Sinn hatte diese Märe nur in der Orion-Stierzeit, da die Sonne als Stier die Jungfrau mit ihrem Schatze gewann, mit ihr, die damals im Sommerpunkt stand, Hoch-Zeit hatte. Damals auch konnte Fro „Brüllers weißer Würger" (Völ. 247) genannt werden: mit dem Eintritt der Sonne ins Zeichen des Stiers war der Winter überwunden.

Aus dem Zwilling-Orionteil stammen die Hunde und die Menschen, die Fro in Upsala geopfert wurden, Gleichbilder für die beiden Hunde und die beiden Menschen am Himmel, dorther sein Schwert, das von selbst ficht, das Schwert am Gürtel des Orions, aber auch der in diesem Sternbild versinnbildlichte Blitz — ein Zug aus dem eigentlichen Donnermythus. Fro wurde darum sogar Schwertname. Dorther aber stammt vor allem, daß Fro, wie Adam von Bremen über sein Bildnis im Tempel von Upsala berichtet, cum ingenti Priapo (mit großem Zeugegliede), dargestellt wurde, denn die Gürtelsterne des Orions gelten als Phallus, sind als das schon in den Felsbildern von Bohuslän aufgefaßt und dargestellt, dort allerdings beim Gott

mit dem Hammer, also Donner selbst. Der Phallus war zum Gleichbild für das Wunder der Zeugung geworden, deren Zusammenhang, wie ich darlegte (S. 35), der nordische Mensch als erster erkannte. Die leuchtenden Strahlen der Sonne, die alles Leben auf Erden neu erweckten, konnten als Samen des Sonnenphallus gelten. Diese Vorstellung war weit verbreitet; ich wies sie schon vor Jahren im Buche Hiob (in meiner Übersetzung) nach. Darum ist Fro gleichwohl nicht zum Faun geworden. Seine Werbung um die Jungfrau-Erde in Schierners Fahrt und in Schwibtags Fahrt ist sogar ungemein zart und keusch; etwas ritterlicher Geist mag da zwar schon beigewirkt haben, aber es war unmöglich, den Gott so „romantisch" zu zeichnen, wenn er etwa in der Volksüberlieferung ein derber Satyr gewesen wäre. Die eddische Spätzeit neigte dazu, solche Überlieferungen ins Höhere und ins Gröbere zu steigern. Der ursprüngliche Fro wird wohl kein schwärmender Jüngling gewesen sein, aber keinesfalls ein Lüstling, sondern eben ein Vorbild für einen nordischen Mann, dem die gesetzliche Bindung mit einer gleichartigen und gleichwertigen Frau, die Ehe, die natürliche Erfüllung seines Lebens in der Volksgemeinschaft ist. Das hebt der schon angeführte Satz aus dem sonst so boshaften „Wortstreit mit Loke" hervor, wonach Fro weder Maid noch Eheweib kränke, und in den Gesetzen von Frodes Frieden bei Saxo liest man ausdrücklich: Die Frauen sollten heiraten können, wen sie selbst haben wollten, sollten nicht zu irgendeiner Ehe gezwungen werden können. Doch verlor die Freie, die einen Unfreien heiratete, dadurch ihren Stand. Hatte ein Mann ein Weib verführt, so mußte er sie heiraten, wer sie auch war. Ein Ehebrecher sollte von dem Ehemann getötet werden.

So war denn Fro, wie Adam von Bremen bezeugt, ein Gott der Ehe, dem bei der Hochzeit Opfer gebracht wurden. In Schweden, wo besonders Upsala seine Weihstätte war, wurde im Frühling sein Bildnis mit seiner Priesterin, die man seine Gattin hieß, durchs Land herumgeführt. Das Volk lief zu und opferte für die Fruchtbarkeit

des Jahres. Ward die Priesterin bald darauf schwanger, so war das ein gutes Zeichen. So berichten die „Vätersagen" (Fornmannasögur).

Fro starb jedes Jahr und wurde begraben, lebte aber im Frühling in neuer Gestalt wieder auf. So bringt Saxo eine ganze Reihe von Froden und Friedlieben, die immer einer des andern Sohn sind. Schön ist die Sage, wonach auf dem Grabe eines Fropriesters kein Eis und Schnee liegen blieb, das rechte Gleichbild für die Wundermacht der Sonne.



Mexikanische Piktographie: Die erste Frau (Cihuahuata) mit den Zwillingen. Aus Jeremias.

Balder und Had

Die Mythen der nordischen Völker beschäftigen sich, wie ich schon bemerkte (S. 87), hauptsächlich mit den drei Weltzeiten Zwillingzeit, Stierzeit und Widderzeit. Bei den Germanen steht die Widderzeit (2232—76 v. Chr.) stark zurück; die Stierzeit fand — in der Gestalt Donners — die breiteste Behandlung. In die Zwillingzeit führen wohl eine ganze Reihe von Mythen und Sagen, aber sie sind etwas verblaßt, gleichsam von der glänzenden Gestalt Donners überstrahlt und dadurch in ihren Umrissen merklich schwank geworden.

Nicht in der Zwillingzeit (6544—4388 v. Chr.) zum erstenmal traten die Zwillinge in den Vordergrund. Schon in der Zeit, da sie die neue Sonne heraufführten (13012 bis 10856 v. Chr.) waren sie das Hauptsternbild einer Weltzeit, und sicherlich schon damals haben sich die Hauptzüge ihres Mythus herausgebildet.

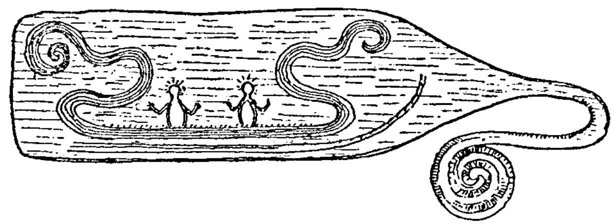
Im Geviert mit den Zwillingen stehn: Jungfrau, Schütze und die Fische mit Roß und Füllen darüber. In der ersten Weltzeit standen die Zwillinge im Geburtmonat der Sonne, die Jungfrau im Frühlingpunkt, der Schütze im Sommerpunkt, Fische und Rosse im Herbstpunkt. In der zweiten waren die Zwillinge das Frühlingsternbild, die Jungfrau das der Sommerhochzeit, der Schütze das des Herbstes, der die Winterhälfte des Jahres begann, Fische und Rosse brachten die neue Sonne. Die Zwillinge sind die Kinder der Jungfrau, die neun Monate, die Frist der irdischen und himmlischen Schwangerschaft, von ihnen getrennt ist, in der Edda die Frowas, in den biblischen Urgeschichten als Kain und Abel die Evas, in den mexikanischen die Cihuahuatas, der ersten Frau; dieser und Even ist die Schlange als nähere Kennzeichnung des Sternbildes beigegeben, Eva außerdem der Apfel (Spica), der mexikanischen Jungfrau eine ähnliche Frucht, die sie zu essen im Begriff ist.

In dem Abschnitt über den Mond führte ich aus, wie die Zwillinge als Mann und Weib gefaßt Gleichbilder für

Sonne und Mond wurden. In diese Weltzeit geht die ziemlich verblaßte Vorstellung von den Zwillingen als Balder und Nanna zurück, die man auf den Felsbildern von Bohuslän dadurch wiedergegeben findet, daß ein Paar, Mann und Weib, das Weib durch den Haarschopf kenntlich gemacht, stehend in geschlechtlicher Vereinigung — wie in Leonardos Venus obversa — dargestellt wird. Nur in der Gylfaginning ist Nanna einer der Zwillingsterne, der im Erdenjahr bald nach dem ersten selbst in die Unterwelt versinkt, Kastor zuerst, dann Pollux. Als Balders Leichnam auf das Schiff hinausgebracht wird und Nanna das sieht, bricht ihr vor Jammer das Herz. „Da ward sie auf den Scheiterhaufen gebracht und Feuer darunter angezündet, und Donner trat hinzu und weihte den Scheiterhaufen mit Malmer.“ Alle Götter wohnten dem bei. Hermund, der nach Balder in die Unterwelt gesendet wird, trifft dort auch Nanna.

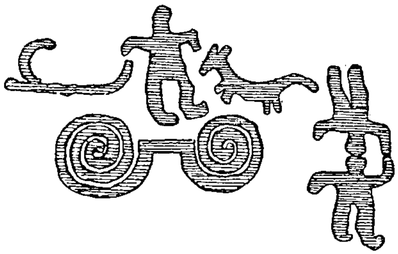
Das zeichnet den Himmelsteil, wo die Zwillinge stehn. Das brennende Schiff, womit Balders Leichnam ins Meer — in den Weltozean — und in die Unterwelt fährt, ist das Schiff mit dem leuchtenden Kanopus links unter ihm, Donner aber, der Nannas Feuerstoß weiht, der Orion mit dem erhobenen Arm, der schon auf den Felsbildern von Bohuslän den Hammer in der Hand trägt.

Die andern Sagen, die Nanna noch hereinziehen, haben den Namen auf die Jungfrau übertragen und sind darum in anderm Zusammenhang zu behandeln.



Rasiermesser aus Jütland, jüngere Bronzezeit (um 1000 v. Chr.): Die Zwillinge im Schiff. Nach Kossinna, „Die deutsche Vorzeit“.

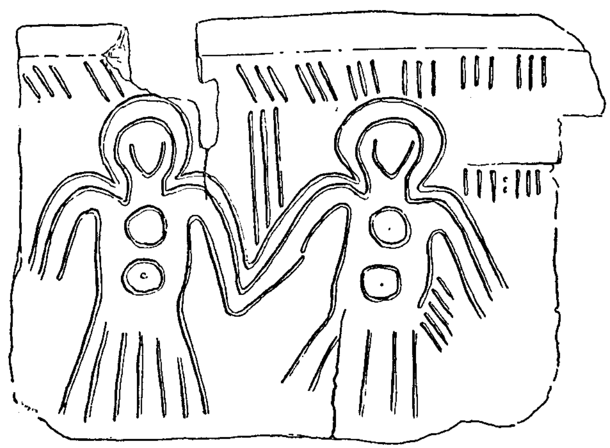
Die Zwillinge werden schon in der Erstzeit ihren Namen bekommen haben. Es lag nahe, die zwei Sterne, die, fast von derselben Größe, so enge beisammen stehn, Zwillinge zu nennen. Dies nun war an ihnen in jedem Erdenjahr zu beobachten: während der eine noch die Sonne heraufführte, erschien beim Vorrücken der Jahrzeit der andere nicht mehr. In unserer Weltzeit geht die Sonne vom 21. Mai bis 21. Juni mit dem Stier und dem Orion auf, dann mit dem ihm folgenden Kastor und nachdem auch dieser überwunden ist, mit dem ihm folgenden Pollux, der somit noch lebt, wenn sein Bruder schon gestorben ist. Aber kurze Frist nach dem Bruder stirbt auch er; der Krebs (21. Juli bis 21. August) folgt. Die Frist zwischen dem Tode der Brüder beträgt bei den Skandinaviern neun Tage: so lange reitet Hermund zu Balder in die Unterwelt. Damit jedoch kreuzt sich die Beobachtung am Weltenjahr. Nach diesem folgt in umgekehrter Reihe auf den Krebs erst Pollux, dann Kastor. Danach ist Pollux der früher sterbende. Nachdem nämlich durch mehr als die Hälfte der Weltzeit — der Erstzeit wie der Zwillingzeit — stets beide Zwillingsterne die Sonne des kürzesten Tags oder der Frühlinggleiche heraufgeführt hatten, erschien später nur noch der eine zur richtigen Frist, der andere nicht mehr, sondern erst mehrere Tage danach: der eine war in die Unterwelt gebannt, war gestorben. Wo man sein Wiedererscheinen noch berücksichtigte, sprach man dann von seiner Auferstehung. Das er-



Felsbild von Ryland bei Tanum (Bohuslän): Die Zwillinge in Gegenstellung, daneben der große Hund, der einhändige Ziu-Heimdall (Einhorn) als Woller mit dem Schneeschuh zur Seite, darunter das Schiff mit den gegenständigen zwei jährlichen Sonnenlaufspiralen. Nach Kossinna.

gibt die sterbenden und auferstehenden Götter, die „heidnischen Christe", wie Wode darin ein solcher ist, daß er neun ganzer Tage am windigen Baume hängt. Aber der Baldermythus schaltet das aus.

In zahlreichen Mythen geht der am Leben gebliebene Bruder oder Freund auf die Suche nach dem Toten, findet ihn auch in der Unterwelt, erreicht aber doch nicht seine Rückkehr. Das liegt zu Grunde ebenso der sumerischen Märe von Gilgamesch, der seinen toten Freund Engidu in der Unterwelt sucht, wie der griechischen von Theseus und Peirithoos und der von Orpheus und Eurydike. Ganz offen liegt die sternliche Beziehung bei den griechischen Dioskuren („Himmelssöhnen") Kastor und Pollux, von denen Kastor stirbt und Pollux der unsterbliche ist. Dies betrachtet, wie ich oben darlegte, die beiden Sterne vom Erdenjahr aus. Kastor und Pollux haben, beiläufig erwähnt, stets ihre schimmernden Rosse bei sich, was auf die mit ihnen im Geviert stehenden Pegasus und Füllen über den Fischen geht,



In ein Brett geritzte Zeichnung aus einem der Alemannengräber von Oberflacht bei Stuttgart: Die Zwillinge Hand in Hand. Aus Jung, „Germanische Götter und Helden".

Pollux gelegentlich auch einen Hund, womit der unter ihm stehende kleine Hund gemeint ist. Helena-Jungfrau ist ihre Schwester.

Bei den Germanen ist die Märe, daß der Überlebende den Toten aus der Unterwelt wieder frei zu bekommen getrachtet habe, nur in später Fassung erhalten: Hermund (Hermóþr), der Bruder Balders — der Name bedeutet „Heerwalter“ und paßt gut zu dem stets als kriegerischer geltenden Kastor, der viel heller glänzt als der milde Pollux — reitet neun Nächte nach Hel, sprengt mit dem Rosse, Wodes Eiler, über das Tor, tritt in die Halle. In der Gylfaginning heißt es dann: „Da sah er seinen Bruder Balder auf dem Ehrenplatz sitzen. Hermund blieb dort die Nacht über. Aber am Morgen verlangte Hermund von Hel, daß Balder mit ihm reite, und sagte, welche Trauer um ihn bei den Ansen sei. Aber Hel sagte, das solle sich nun erproben. ‚Und wenn alle Dinge in der Welt, lebendige wie tote, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Ansen fahren, aber bei Hel bleiben, wenn eins widerspricht und nicht weinen will.‘ Da ritt Hermund seines Wegs zurück und kam nach Ansgart und sagte alle Zeitungen, die er da gehört und gesehen hatte. Danach sandten die Ansen Boten in alle Welt und geboten, Baldern aus Hels Gewalt zu weinen. Alle taten das, Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze. Als die Gesandten heimfuhren und ihr Gewerbe wohl vollbracht hatten, fanden sie in einer Höhle ein Riesenweib sitzen, das Dunkel (Þokk) genannt war. Die baten sie auch, Baldern aus Hels Gewalt zu weinen. Sie antwortete:

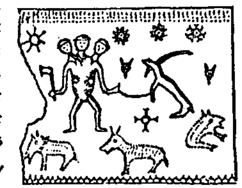
Dunkel wird weinen mit darren Zähren
  Über Balders Brandstoßfahrt;
Nicht lebig noch tot mir taugt er zum Nutzen:
  Halte Hel, was sie hat.

Das war aber in Wirklichkeit Loke.“

Balder bleibt sonach in der Unterwelt; Loke-Schütze, der Herbstpunkt der Zwillingzeit, verschuldet es.

Die hauptsächlichste germanische Dioskurensage ist die von Balders Tod durch Had, den Bruder selbst, hinter dem jedoch, wenigstens in der einen Fassung, wieder Loke steht.

Wenn man den einen Zwillingstern gestorben, den andern noch leben sah, dieser ihn ins Dunkel hinabgedrängt hatte, konnte das so dargestellt werden, daß er den Bruder getötet habe. Am bekanntesten ist diese Darstellung aus der Bibel, wo Kain seinen Bruder Abel erschlägt. Ähnlich lautet die Sage bei Saxo, nur daß da auch noch ein Weib — die Jungfrau, mit der die Zwillinge ja Hoch-Zeit haben — mit einbezogen ist. Dieses Weib, Nanna geheißen, erblickt Balder



Teil des Goldhorns von Gallehus, Tondern, um 500 n. Chr.: Die Zwillinge vereint mit Orion-Donner, der durch den Hammer gekennzeichnet ist; die Ziege Heidrun (Capella) wird am Stricke gehalten. Großer und kleiner Hund als Wolfsköpfe in Vordersicht neben der Ziege. Drei Eber als Eberhaufe-Stier. Das Jahreshakenkreuz unter der Ziege. Nach Haas, „Bilderatlas zur Religionsgeschichte“.

im Bade; sie ist schon die Geliebte Hads (Hotherus), weist Balders Werbung zurück. In dem Kampfe, der darauf folgt, schlägt Had mit einem Zauberschwerte Balder zurück und später, nachdem er einen „schimmernden Gürtel, der Sieg verleiht“, gewonnen hat, verwundet er ihn tödlich. Nach dreien Tagen, während die Mannen noch mit denen des Feindes streiten, stirbt Balder an der Wunde. Das Schwert und der Gürtel Hads stammen aus dem Orion; mit dem ist hier Kastor verschmolzen. Auch die Griechen beziehen den Orion bisweilen mit ein: als Herkules befreit er Theseus aus der Unterwelt, Peirithoos bleibt darin. Zwillinge und Orion erscheinen sogar manchmal als drei Brüder. Die Babylonier rechneten den Orion zum Sternbild der Zwillinge, nicht zu dem des Stiers.

In der Edda stirbt Balder ebenfalls durch Hads Hand, aber anscheinend nicht in Feindschaft, denn nach dem Ver-

lauf des Weltjahrs wohnt er wieder mit ihm zusammen in Breitblick, ihrem Himmelsteil. Die auf ihn sich beziehenden Zeilen in der „Wala Schau" sind:

Baldern sah ich, dem sanften Gotte,
Wodes Sohne, Wehwurd beschieden.
Schon stand gewachsen schwank und zart,
Höher als die Felder, sehr hell, der Mistelzweig.

Von diesem Zweige, so zart er schien,
Kam tödlicher Harmschuß, Had tat ihn.
Und Fria weinte in den Fehnsälen
Walhalls Wehe. Wisset Ihr weiter?

Balders Bruder war bald geboren,
Einnächtig wollte der Wodesohn kämpfen:
Wusch nicht die Hände, kämmte das Haar nicht,
Bis zum Brandstoß er brachte Balders Feind.

Ein Fluß fällt osther aus Eitertalen
Voll Seche und Schwerter. Schleid heißt er.
Da kann Wänel Kriegsbande winden;
So hart nicht waren Hafte aus Därmen.

In Haft seh' ich liegen unterm Kesselhag
Des Listbrüters Bild, Lokes Gleichnis ...
Auffsteigen seh' ich zum andern Male
Die Erde aus den Wogen, wieder grün ...

Unbesät werden die Äcker wachsen,
All Böses wird besser, Balder kommt heim,
Had wohnt mit Balder in des Rufers Heerhof,
In der Schlachtgötter Weihtum.

Nicht Had wird danach für Balders Tod bestraft, sondern der Listbrüter Loke. Der Rächer ist Wänel, der Sohn Wodes von Rind, der Perseus über dem Stier, der in der Reihe nach Pollux und Kastor folgt. Er bindet Loke am Grunde der Milchstraße, die hier durch die Schwerter und

eiterspeienden Schlangen gekennzeichnet wird (die schwerttragenden Kastor, Pollux, Orion, der Polardrache und die Schlange des Schlangenträgers stehn alle an und in ihr); Kesselhag (gewölbter Wald) ist der Himmel. Gebunden ist Loke wie Prometheus an die Zacken des Skorpions, der da als Felsen aufgefaßt wird. Die **Rückkehr Balders und Hads** in den Heerhof, wo der Rufer (der Stier) steht, besagt nur, daß am Beginn des neuen Weltjahrs Kastor und Pollux mit Stier und Orion wieder wie am Beginn des ersten im August stehn werden, wo dann wieder Donner und Blitz ihre ihnen gemäßen Monatsternbilder haben.

Snorri erläutert der „Wala Schau" durch eine Erzählung, wonach die Götter in Besorgnis, Baldern könne ein Leid geschehn, von allen Dingen auf Erden einen Eid genommen hätten, sein zu schonen; dann hätten sie zu Kurzweil dies erprobt. Loke jedoch erkundete, daß der Mistelzweig, der zu jung gedünkt hatte, nicht in Eid genommen worden war. Mit dem heißt er Had, der blind war, nach Balder werfen und weist das Ziel. Von dem Mistelzweig durchbohrt fällt er tot zur Erde. „Als Balder gefallen war, standen die Ansen alle wie sprachlos und gedachten nicht einmal, ihn aufzuheben. Einer sah den andern an; ihr aller Gedanke war wider den gerichtet, der diese Tat vollbracht hatte; aber sie durften sie nicht rächen, es war an einer heiligen Freistätte." Darauf wird dann Hermund zu Hel gesendet.

Der Mistelzweig ist der Orion, insbesondere sein Schwert. Das muß lange noch bekannt gewesen sein, denn Mistelzweig kommt als Schwertname vor. Auch das Durchbohren weist darauf hin. Balder stirbt hier durch Kastor und den darunter stehenden Orion, weil die beiden weltzeitlich ihm folgten, ihn verdrängten. Loke-Schütze, der Herbstpunkt der Zwillingzeit, wird aber als Anstifter betrachtet. Das mochte davon ausgehn, daß in den Nächten Balder und Had noch immer friedlich enge beisammen ihre Bahn zogen, darum nicht als Feinde zu denken waren.

Nach dem Namen ist Balder „der Lichte", Had (vgl. Namen wie Hadbrand, Hadwig) „der Kämpfer". Pollux glänzt viel milder als Kastor. Kastor zeichnet sich durch besonders lange Strahlen aus, die nicht zuletzt die Ursache sein mochten, daß er gelegentlich als das Weib angesehen ward. Aber auch Pollux ist ein Strahlenstern. Wer von beiden gemeint ist, hängt von der Einstellung auf Weltenjahr oder Erdenjahr ab (vgl. S. 186). Ich führe nur an: der sumerische Gilgamesch ist „bedeckt mit Haar am ganzen Körper und trägt das Haupthaar wie ein Weib"; der biblische Zwilling Esau ist „rauch wie ein Fell". Von hier aus versteht man, daß die Priester der deutschen Dioskuren, der Alken, nach Tacitus Weiberkleidung trugen und einer ihrer Beinamen, der, im spätern Mittelalter nicht mehr verstanden, in der Sage zur Versonderung dieser Gestalten führte, sie geradezu „Haarlinge" bezeichnet. Das sind die Harlungen und Hartungen, in anderer Lautung Hasdinge und Haddinge genannt (altnord. haddr, „Haar", gotisch hazds, „Frauenhaar"). Die Wandaler und ihr Königshaus heißen Hartunge eben hiernach, wie ähnlich die Hermunduren nach Kastor-Hermund. Die Kastorverehrung, die hierin bezeugt ist, findet sich sonst übrigens selten, jedenfalls aber noch in Dänemark, wo mit Höder zusammengesetzte Ortnamen das bezeugen.

In der Harlungensage und den ihr nächstverwandten sterben wie in der ursprünglichen Balder-Nannasage beide Brüder; ein Weib, zumeist ihre Schwester, Schwanhild, mit der die Schwester der Dioskuren, Helena, zu vergleichen ist, spielt mehrfach darin eine Rolle, ebenso der Anstifter des Mordes, der Sibich und ähnlich heißt. Die eigentliche Harlungensage erzählt: die zwei Brüder Hamrich und Friedel — Imbrecke und Fritele im mittelalterlichen Volksepos „Biterolf", Emerca und Fridla im angelsächsischen Widsith —, die bei ihrem Oheim, König Ermenrich, aufwachsen, werden von Sibich verleumdet, sie stellten dessen Gemahlin, der Königin, nach. Ermenrich bemächtigt sich ihrer durch List und läßt sie henken.

Die Quedlinburger Chronik (um 1000) erzählt umgekehrt, die Brüder Hemidus, Serila und Adaccar — im letzten klingt der geschichtliche Ottacher (Odoakar) nach — hätten Ermenrich getötet; der etwas jüngere Ekkehard von Aura bei Kissingen (gest. 1125) bezeugt volkstümliche Lieder von Sarelo und Hamidiech. Ein spätes niederdeutsches Lied von König Ermenrichs Tod läßt Dietrich von Bern (Theoderich von Verona) selbzwölft in Ermenrichs Burg einbrechen — sie kommen dabei an einem Galgen vorbei, und Ermenrich droht prahlerisch, er wolle sie henken lassen — und den König töten. In der Edda geht das Stück „Gudruns letzte Rache" auf ein deutsches Gedicht aus dem 8. oder 9. Jahrhundert zurück. Darin heißen die Brüder Hamdio und Sarlo (Hamþér und Sorle) — ein dritter Bruder, Erp, wird gleich zu Anfang von den andern erschlagen —; die Schwester heißt Schwanhild und ist Ermenrichs Gemahlin gewesen. Des Königs böser Ratgeber Sibich (Bikka) hatte sie bei diesem verdächtigt, sie halte es mit seinem Sohne, Randwer, ihrem Stiefsohne. Ermenrich hatte sie darauf mit Rossen zertreten und den eigenen Sohn henken lassen. Zur Rache dafür ziehen Hamdio und Sarlo aus, kommen an dem Galgen vorbei und brechen in Ermenrichs Burg ein. Er droht ihnen mit dem Henken, wird aber von ihnen überwältigt, Arme und Beine werden ihm abgehauen, seine Mannen jedoch erschlagen die Brüder, die keine Waffe verwunden kann (man erinnere sich an Balders Unverletzlichkeit) mit Steinen.

In deutschen Quellen heißt der Sohn Ermenrichs Friedrich und scheint so auch bei den Angelsachsen geheißen zu haben (Freotheric im Widsith). Schwanhild heißt im Widsith Ealhhild, was wohl mit dem Namen der Zwillinge, Alken, zusammenhängt (angelſ. ealgian, „schützen"). Diese Gestalt der Sage gibt schon Jordanes (6. Jahrh.) wieder: die Brüder Sunhilds, Sarus und Ammius, rächen da die Schwester. Saxo erzählt dazu auch noch, daß Ermenrich seinen verdächtigten Sohn habe henken lassen.

Hieran schließt sich die deutsche Siegfriedsage, deren

ältere Gestalt freilich nur in der Edda und in altnordischen Sagas erhalten ist; das mittelhochdeutsche Nibelungenlied ist späte Spielmannsdichtung und zeigt manche Züge verwischt. In der Siegfriedsage haben drei Blutbrüder die Rollen der Zwillinge und des Orions: Siegfried, Gunther und Hagen. Über ein Weib und die Verdächtigung, Siegfried habe ihr gegenüber die Blutbrüdertreue nicht gewahrt, kommt es zum Morde, den im deutschen Nibelungenlied Hagen selbst vollzieht, in der Edda anstiftet und durch Gernot (Gundwurm) vollziehen läßt. Gernot, „Speergeselle", Gundwurm, Kampfschlange = Speer, deutet auf den Schützen mit dem Speer, wonach hier Hagen-Orion und Gernot-Schütze die ursprünglichen Rollen vertauscht haben: jener ist der Anstifter, dieser der Töter.

Aus dem Vergleich dieser Sagen geht unzweifelhaft hervor, daß Pollux, der zuerst und jedenfalls immer mit sterbende, bei einer Anzahl von Stämmen Friedel, Friedrich oder Siegfried hieß. Friedel ist Koseform. Fried bedeutet im Südgermanischen „Friede", im Nordgermanischen auch „Schönheit". Beides trifft auf den „sanften" Balder zu. Ammius-Hamdio-Hamrich (Emerca) kommt wohl von ham, „Bedeckung", her und meint den mit Haar bedeckten Kastor. Der zweite Name für Pollux, Sarlo, ist ebenso wie Friedel Koseform. Auch dieser Name ist südgermanisch und wird am ehesten mit Sar-Rüstung zusammenhängen (vgl. Sarwürk, „Rüstungmacher") und Friedel-Pollux als den durch eine Rüstung vor dem Tode anscheinend gefeiten bezeichnen. Wie Balder sind auch Siegfried und Achilles unverwundbar, ebenso im eddischen Liede Sarlo und Hamdio beide. Der vollständige Name müßte Rüstungträger bedeuten.

In einigen der zuletzt behandelten Dioskurensagen fällt der Tod durch den Galgen auf. Ich verweise dafür auf Wodes neun Nächte am windigen Baum zurück. Das Henken betrifft mehrmals richtigerweise die beiden Brüder nicht, sondern Ermenrichs Sohn, wird ihnen nur angedroht, in der einen Sage werden sie aber wirklich gehenkt. Das

trifft auf die Zwillinge nur zu, wenn man sie an den Füßen mit dem Kopf nach unten gehenkt werden läßt. Der Zug ist vom Orion übertragen worden.

Eine besondere Erklärung fordert die Einbeziehung Ermenrichs in mehrere Sagen. Ermenrich ist der geschichtliche Gotenkönig in Südrußland, der, als er sich dem Hunnenansturm gegenüber ohnmächtig sah, in höchstem Alter sich selbst den Tod gab (375). Aber nicht um ihn kann es sich handeln, sondern um einen Machthaber mit ähnlichem Namen, der eine schöne Jungfrau in seiner Gewalt hatte und aus Rache für sie oder wohl, um sie ihm abzugewinnen, von den Zwillingen getötet wurde. Tatsächlich findet man mehrfach in den Dioskurensagen eine solche Unternehmung: Kastor und Pollux rauben mit einem andern Brüderpaar zusammen eine Rinderherde in Arkadien. Über die Beute kommt es zum Streite, worin Kastor fällt und dann von Pollux gerächt wird. Eine andere Sage läßt sie an der Jagd auf den kalydonischen Eber teilnehmen, sie werden sogar als die ersten dabei genannt. Beide zusammen befreien ihre Schwester Helena. Theseus und Peirithoos haben in ähnlicher Weise einen gemeinsamen Kampf mit den Kentauren und entführen zusammen jene selbe Helena oder deren nächtliches Gegenstück Persephone. Gilgamesch und Engidu besiegen im Dienste des Sonnengottes den schrecklichen Chumbaba, den Wächter über den Zedernwald, dessen Stimme dem Sturmwind gleicht, und nach einem Zwischenspiel mit Istar, die Gilgamesch zum Manne begehrt, von ihm aber wegen ihrer Buhlschaften abgewiesen wird, auch den von Istar wider sie gesandten Himmelsstier. Danach stirbt Engidu — an einer Verwundung, die er etwa erhalten hat? — innerhalb zwölf Tagen.

Man ersieht unschwer, daß es sich um die Besiegung des Orions und des Stiers handelt, die in einem Falle mischgestaltig verbunden und vervielfacht als Kentauren erscheinen. Einmal auch ist der Stier mit den Ebersternen (Hyaden) als Eber aufgefaßt. Die Jungfrau, die mit den Zwillingen und auch mit dem Orion im Geviert steht, wird

bald freundlich, bald friedlich mit einbezogen. Orion und Stier werden im Erdenjahr von den Zwillingen (im Dienste der Sonne) überwunden: die Sonne, die in einem Monat im Orion und Stier stand, steht im nächsten in den Zwillingen. Aber auch die haben ein schon gezähltes Leben. Kastor-Engidu stirbt in zwölf Tagen, was ungefähr richtig ist; Gilgamesch folgt ihm in die Unterwelt.

Dies macht die Gestalt Ermenrichs in der deutschen Dioskurensage völlig klar. Es ist der Orion, der von den Zwillingen im Erdenjahr überwunden und getötet wird. Ermenrich bedeutet „großer Fürst". Der Name paßt auf den Orion sehr gut, mag vielleicht wirklich ihm geeignet haben und von da aus dem gotischen Königssprossen gegeben worden sein. Das Übrige ergab sich dann von selbst und ist hier nicht weiter zu verfolgen.

Bei den Nordgermanen wurde der Name Siegfried erst durch die Beziehungen zu den Deutschen bekannt. Siegfried wurde da zu Sigorþr, Sigvorþr, „Siegwart", was eben den wesentlichen Bildeteil verderbte und dadurch zeigte, daß Friedel im Norden kein Baldersname war. Eine sehr ähnliche Märe jedoch erzählte man dort von Heilig (Helge), der bald als Schwertwartssohn, bald als Hundingstöter gilt. In meiner Edda habe ich bereits dargetan, daß er das erste in bezug auf das Erdenjahr ist, worin er dem schwerttragenden Orion folgt, das zweite in bezug auf das Weltenjahr, worin er dem Krebs, dem Sohne des Hundes (des Fehnerwolfs-Löwen), dem Hunding, folgt, diesen überwand. Die drei Heiliglieder gehören dichterisch zum wertvollsten Gut der Edda. In dem von Heilig Schwertwartssohn schimmert das Dioskurenmotiv der Freundschaft zwischen den Brüdern durch: selbst, daß der eine Bruder die Frau des andern begehrt hat, vermag sie nicht zu trennen. Das Lied von Heilig und der Walküre wieder erhebt die Liebe von Mann und Weib zu wunderbarer Höhe: Siegrun erwartet den Toten bei seinem Mal, und noch einmal kehrt er zurück, die Brünne von den blutigen Tränen betaut, die die Gattin in den Nächten um ihn weinte.

Die deutsche Baldersage, die Balder Siegfried und Friedel nennt, hat als Haupttat ihres Helden die Tötung des Drachen Fafner und die Gewinnung des von ihm behüteten Hortes. Es handelt sich um die Wasserschlange unter der Jungfrau mit der Spica, dem „gleißigen Goldschmuck"; um diese legt sich die Schlange in weitem Bogen herum. (Fafner bedeuet „der Umfassende"; vgl. dänisch favne „umarmen"). Die Zwillinge und Spica stehn miteinander genau im Geviert, die Geburtzwillingsonne und die Frühlinggleichenzwillingsonne überwanden darum die Schlange mit der Spica genau im folgenden Jahrespunkt, im Frühlingpunkt oder in der Hoch-Zeit des Jahres. Je nach den zwei Weltzeiten gestaltete sich die Märe. Siegfried geht den Lindwurm zu Fuß an und gewinnt die Jungfrau (Brünhild) erst später, nicht in knapper Folge. Danach ist er Pollux als Geburtsonne. In der Oberpfalz dagegen zieht der Drachentöter, der ausdrücklich Siegfried genannt wird, im Juni, beim Feste des „Drachenstichs", zu Roß umher. Hier ist Siegfried die Roßsonne, die erst im Juni ins Zeichen der Jungfrau und der Schlange trat. Die christliche Legende vom heiligen Georg von Kappadokien, die wohl von dorthin gewanderten Goten gestaltet wurde — Kleinasien war schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in einzelnen Gegenden von Goten besiedelt —, läßt den Heiligen den Drachen zu Roß besiegen und die Prinzessin dadurch befreien. Er wurde einer der beliebtesten Heiligen auch in Deutschland und fand zahllose bildliche Darstellungen. Wo er den Drachen mit dem Speere sticht, floß auch noch der vierte Jahrespunkt, der Schütze mit dem Speere, mit ein. Wode-Himmel, Fro-Sonne und Weltzeitsonne gehn da ineinander über, was durch die Verwandtschaft der Sagen von selbst gegeben ist. Die Sonne zu Roß (Winterpunkt) besiegt als Pollux-Siegfried (Frühlingpunkt) die Wasserschlange (Sommerpunkt) mit dem Speer (Winterpunkt). In der Schweiz wird der Fridlitag im März gefeiert. Das zeigt noch die Stellung der Zwillinge in der Zwillingzeit.

Auf eine besondere Sage spielt der zweite Merseburger Zauberspruch an. Er lautet:

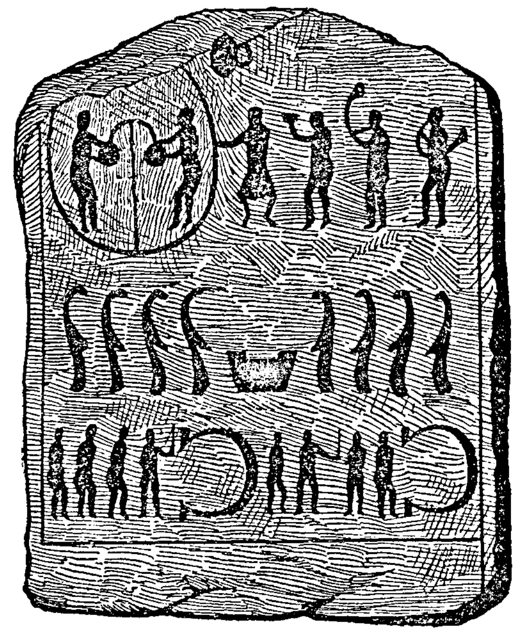
Phol und Wodan fuhren zu Holze.
Da ward Balders Fohlen der Fuß verrenkt.
Da besprach Sintgund, der Sonne Schwester,
Da besprach Fria, der Volle Schwester,
Da besprach Wode, was er wohl konnte:
So Beinverrenkung, so Blutverrenkung,
So Gliedverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Glied, als ob sie geleimt seien!

Die zwei Schlußzeilen sind wie in dem Idisenspruch der eigentliche Zauber. Der Beiname Balders Phol, der sich nicht weiter erklären läßt, kommt auch in Ortsnamen wie Pfullendorf, Pfulsborn vor, und auch der „Pfulletag" im Rheinland (der 2. Mai) und der althochdeutsche Pholmânôt, der bald Mai, bald September bedeutet, gehört hierher. In einem christlich umgefärbten Pferdesegen sind die Landfahrer Petrus, Michael und Stephanus und des letzten Pferd wird von Michael besprochen. Näheres läßt sich nicht erkennen.

Wir haben einen sehr ausgebreiteten Balderdienst bei den Germanen anzunehmen. Die Verehrung der Alci bei den Naharvalen ist nur ein Beispiel. Überall finden sich Ortsnamen, die mit Balder (auch zu Baller und Bader, bisweilen zu Ball und Bad verderbt oder verkürzt) zusammengesetzt sind. Aber auch die mit Friedel und viele mit Fried als erstem Bildeteil zusammengesetzten Namen gehören hierher. Die Vorliebe für ähnlich gebildete Personennamen — Friedrich, Friedlieb, Friedbert, Friedger — geht desgleichen hierauf zurück. Als Fridolin wurde Balder-Friedel sogar unter seinem eigenen Namen christlicher Heiliger. Insbesondere die Alemannen sind seine Anhänger.

Da Balder und Had Menschen waren, wurden ihnen gleichbildlich Menschen geopfert. Das bezeugt Tacitus ausdrücklich. Alle germanischen Menschenopfer sind auf

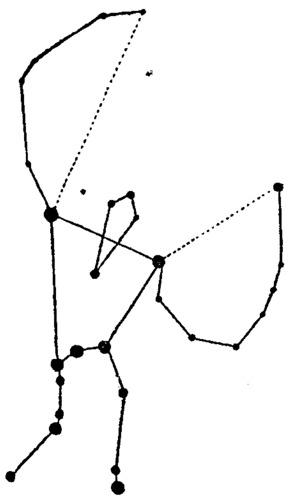
den Balderdienst zurückzuführen. Als dritter Bruder kam Orion hinzu. Darum findet man auf dem Grabstein von Rivik drei Opfer, die der schwerttragende Büttel zu dem aufgestellt gezeichneten Halbring der Opferstätte führt; darüber wallen die als Weiber gekleideten Priester schon zu dem mit Blut gefüllten Opferbecken, und als Schluß kommt die Feier mit Lurenschall vor dem in einen Kreis gesetzten Bilde der Dioskuren: sie stehn in Menschengestalt neben ihren zwei Sternen, die an dem Baume der Milchstraße hängen. Das ist die Deutung dieses Steines.



Grabstein von Rivik bei Cimbrishamn, Schonen: Menschenopfer. Nach Wilke, „Archäologische Erläuterungen zu Tacitus' Germania".

Donner

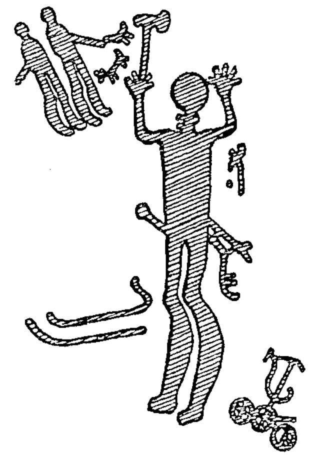
Die beliebteste Gestalt der Germanen war der streitfrohe Donner-Orion. Sein Sternbild, ursprünglich nur als Hammer gefaßt, ist außer dem großen Wagen, der aber als Zirkumpolarsternbild nur ganz entfernte Beziehung zu den Glaubensvorstellungen hat, das am leichtesten zu erkennende. In seinem vollen Glanze erscheint es freilich erst seit der Zeit, da der Himmelspol sich ihm näherte, wodurch es immer höher am Nachthimmel steigt. Das ist seit etwa 5000 v. Chr. der Fall. Vorher stand es so tief wie heute der Schütze. Eben damals aber auch gewann es Bedeutung dadurch, daß es die Frühlingsonne heraufführte (etwa 5000 bis 3500 v. Chr.). Es wurde bald zu den Zwillingen, bald zum Stier geschlagen. Eine eigene Weltzeit konnte es nicht bilden, weil es gerade zwischen den beiden Tierkreiszeichen steht, übrigens auch nicht auf der Ekliptik liegt, sondern darunter. So kann man wohl von einer Orionzeit sprechen, aber nicht von einer Orionweltzeit.



Orion als fliegender, lahmer Riese, Daidalos, Hephaistos-Vulkan, Wieland.

Die Orionmythen aller Völker, die jemals von Nordlingen überlagert wurden, sind so zahlreich, daß sie allein ein dickes Buch füllen können. Aber der germanische Orionmythus ist selbst so durchsichtig, daß es gar nicht der Erläuterung und Erklärung durch anderweitige Orionmythen bedarf. Ja, es ist geboten, wo der Reichtum an Zügen so groß ist, sich auf die wesentlichsten zu beschränken.

Der Orion steht als strahlender Riese knapp unter der Ekliptik, dort, wo die Milchstraße in die Unterwelt hinabgeht. Er hat den einen Arm hoch erhoben, den vom Schulterstern an (Beteigeuze ist europäische Fehlschreibung für Betelgenze = arab. ibt al-chanza, „Schulterstern"), und in dessen Hand wird ihm gerne der Hammer gelegt, als der ursprünglich das ganze Sternbild galt. Der andere Arm erhebt sich nicht so hoch, die Nebel an dessen Rande veranlaßten, an einen Mantel oder ein Vließ zu denken, seltener an einen Schild, die der Riese dort trug. Sein Gürtel, aus drei Sternen zweiter Größe gebildet, ward, wie ich schon bemerkte, gelegentlich als Zeugeglied aufgefaßt und verschaffte ihm den Namen Wälse (altnord. vǫlse, Phallus, germ. walu, Stab), worunter er zu den Slaven kam; deren Wolos ist Wälse-Orion-Donner. Auch auf das Gedicht von Rig, dem Erzeuger der drei Stände, ist hier hinzuweisen. Als schimmernder Kraft- und Sieggürtel kommt er in Saros Baldermäre vor, insbesondere aber auch in rumänischen Märchen. Das straffe Zusammenziehen des Gürtels nach dem himmlischen Vorbild ist bei den Burschen dort sogar Mode. Die Nordlinge werden gewiß schon in der Frühzeit solche Gürtel aus Leder, das sie später mit allerlei Zierat besetzten, getragen haben. An dem Gürtel hängt das Schwert. Faßt man dessen Sterne jedoch als Schenkel bis zum Knie, so ergibt sich ein Knick im Bein,

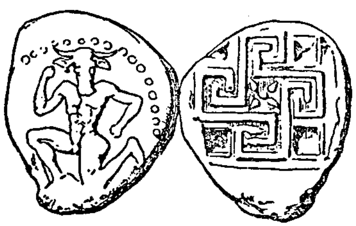


Felsbild von Backa bei Brastad (Bohuslän): Donner-Orion mit Hammer, Schwert und Phallus, neben dem Hammer der Vogel (Blitz), darunter der kleine Hund, weiterhin die Zwillinge; neben Donner unten die Schneeschuhe Wollers (des Einhorns) und der Wagen, wodurch er als Fuhrmann gekennzeichnet ist; unter seinem Arm die Geisel dazu.

als seien die Kniesehnen durchschnitten worden: der lahme Hephaistos-Vulkan, der lahme Wieland. Verband man die Enden der gebogenen Arme mit den beiden Schultersternen (Beteigeuze und Bellatrix), so erhielt man Flügel: das ist der fliegende Daidalos und der fliegende Wieland.

Neben dem Orion ragt der Baum oder die Säule der *Milchstraße* auf. Er scheint sie zu stützen, zu tragen. So ward er Atlas, der den Himmel stützt, Simson, der die Säule umfaßt, der Teufel, der ungeheure Felsstücke trägt. Als Herkules setzt er Säulen ans Ende der Welt. War die Milchstraße eine Straße, so stand er als Wächter an deren Tor oder ging sie selbst hinab in die Unterwelt, wo er gleich beim Eintritt den Kerberos, den großen Hund, zu bezwingen fand. Auf der andern Seite neben ihm steht der Stier. Den tötete er als Mithras — die Stellung ist so, daß er ihm eben die Stirne zerschmettern zu wollen scheint —, schwang sich ihm auch wohl auf den Rücken, indem er ihn bei den Hörnern faßte, wie das kretische Darstellungen der vorgriechischen Zeit zeigen; als Herkules kämpfte er mit dem kretischen Stier. Im Minotaurus verschmolz er mit ihm zu einer Gestalt: oben Stier, unten Mensch und wurde von Theseus (= Kastor-Pollux) bezwungen.

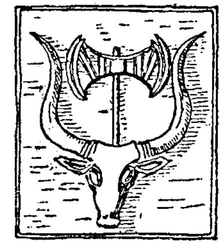
Über dem Orion steht der Fuhrmann mit der Capella (Ziege), der ursprünglich als Ganzes Ziege war. Neben dem Stier auf der Ekliptik liegt der Widder, dessen Weltzeit auf die Orion-Stierweltzeit folgte.



Kretische Münze von Knosos: Orion-Stier zum Minotaurus verbunden, auf der Rückseite das Hakenkreuz aus gevierteten Sonnenlaufspiralen.
Aus Lichtenberg, „Ägeische Kultur“.

Im Geviert steht Orion, wenn man ihn zu den Zwillingen zieht, mit Jungfrau, Schützen und Fischen mit dem Roß darüber, wenn man ihn zum Stier zieht, mit dem Löwen (den Simson und Herkules besiegen), dem

Skorpion (der dem Mithrasstier die Zeugekraft raubt) und dem Wassermann. Jungfrau und Löwe standen in der Orionzeit im Sommerpunkt (Hoch-Zeit des Jahres), Schütze und Skorpion im Herbstpunkt, Fische und Wassermann im Winterpunkt. Damit sind wieder die handelnden Personen der Orionmythen gegeben.



Kretisches Reliefblatt (ergänzt): Stierkopf mit Doppelaxt als Sinnbild für Donner und Blitz. Nach Lichtenberg, „Ägeische Kultur“.

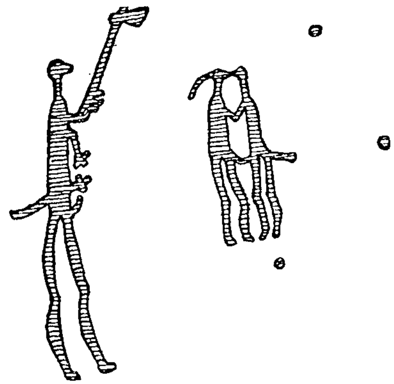
Ich habe bereits ausgeführt, daß die Benamung des Orion-Stiersternbildes nach Blitz und Donner nur in der Erstzeit (um 18000 v. Chr.) im höheren Norden Sinn hatte, weil dort der August der Gewittermonat ist, dieses Zeichen aber nur damals im August stand. Trotzdem blieben *Stier und Orion mit Donner und Blitz* dauernd verbunden. Der Name des Stiers ging freilich auf den Orion über. Im Slavischen ist das noch weiter geführt: man sagt „der Donner schlägt ein“ (grom udari), obwohl man ein Wort auch für Blitz hat. Dieses ist übrigens kennzeichnender Weise das nordgermanische für den Donnerhammer: slavisches munja (aus mlnja) ist das altnordische mjǫllner, „Zermalmer“. Die Lautung des Namens Donner ist im Altnordischen Þórr, im Althochdeutschen Thonar und Donar, im Angelsächsischen Þunor von ags. Þunian, „widerhallen, krachen“ = lat. tonare. Seine eddischen Beinamen sind Schwingdonner (Vingþórr), Ansdonner (Ásaþórr), der Wetterer (Hlórriþe, „der Lörende“ in meiner Edda), Fahrziu, Fahrdonner, Wagenmann. Dann heißt er auch „Mittgarts (der Erde) Wächter“, „Herr der Häber“ (Zigenböcke) und ähnlich; aber das sind zumeist schon bloße Kennungen. In der deutschen Volkssage findet man ihn oft nur Hammer, auch wohl Meister Hämmerlein und Schmied genannt.

Donner mit dem Blitz in der Hand, dessen Darstellung schon auf alten vorderasiatischen Bildwerken an ein Ruten-

bündel oder einen Besen erinnert, woher der „Donnerbesen" der germanischen Volksüberlieferungen kommt, erschien den Römern dem blitztragenden Jupiter ähnlich. Darum wurde Dies Jovis mit Donnerstag übersetzt, Donners Name zumeist mit Jupiter wiedergegeben. Aber Caesar nennt ihn Vulkanus als Schmied, Tacitus als gewaltigen Kämpfer Herkules. Inschriften germanischer Krieger in römischem Solde nennen ihn Hercules magusanus, den „starken Herkules", Hercules invictus, den „unbesiegten Herkules", und Hercules barbatus, den „bärtigen Herkules". (Den Rotbärtigen nannten ihn auch die alten Skandinavier und seine Stimme die „Bartstimme", wovon vielleicht der von Tacitus erwähnte dröhnende »barditus« der Germanen herkommt.) Donners hohe Stellung bei den Germanen erkannte schon Tacitus, aber zum potentissimus deorum, zum „mächtigsten aller Götter", wie ihn Adam von Bremen nennt, wurde er doch wohl erst später und nur bei den besonders kriegerischen Stämmen. Die Normannen riefen ihn vor und in der Schlacht an, auch bei den in England eingebrochenen Dänen war er — nach Älfric — der mæroste god (der „berufenste" Gott).

Donner ist in der Edda Sohn von Wode-Himmel und der Erde (Jorþ), der „Felsin" (Fjǫrgyn) oder der „Gehorsamen" (Hlóþyn, altdeutsch Hludana). Seine Stellung nahe an der Ekliptik ergibt diese Herkunft. Seine Gattin ist Sif, die „Erfreuende", worin wieder die Erde zu sehen ist. Denn Sifs Haar ist das wogende goldene Ährenfeld. Sif ging als Maria Sif in den christlichen Volksglauben über. An sie erinnert noch die Syburg in Westfalen, die Karl der Große zerstörte. Er ersetzte dort den Donners-Brunnen durch einen Peters-Brunnen, wie denn der christliche „Felsenmann" oft für den ihm verwandten heidnischen eintrat, und das Weihtum Sifs durch eines Marias. Das Fest Maria Sif wird in jener Gegend noch heute am 2. Juli (sonst Mariä Heimsuchung) gefeiert. Das zeigt zugleich, wie die Jungfrau, mit der Orion-Donner Hoch-Zeit (am 21. Juni) hat, und die Erde auch hier miteinander verschmolzen.

Steckt man in Tirol an dem Tag einen Haselzweig (vgl. den Mistelzweig) ins Fenster, so schlägt der Blitz das Jahr über nicht ein. Daraus ersieht man, daß auch in andern deutschen Gauen dieser Tag mit Donner als dem Gatten Sifs (jetzt Marias) verbunden war.



Felsbild von Tanum: Die Zwillinge als Mann und Weib, Donner-Orion mit Hammer, Schwert und Phallus gleichsam den Bund mit dem Hammer weihend, die Milchstraße angedeutet durch Sterne. Nach „Schwedische Felsbilder".

Wegen seiner Hoch-Zeit mit der Jungfrau ist Donner allenthalben Schützer der Ehe. Damit, daß ihr sein Hammer auf die Knie gelegt wird, wird in der Edda die Braut geweiht (Drumslied), auf der Hochzeitspange von Nordendorf steht in Runen: Loga þore Wodan, wigi Þonar, „die Ehe (lag = Gesetz) ersiege, Wode, weihe [sie], Donner!" und noch Frauenlob läßt Maria von ihrer Empfängnis sprechen: der smît ûz Oberlande warf sînen hamer in mîne schôz, und ähnlich sagt der Meistersänger Muskatblut: „Der Schmied warf seinen Hammer von oben ab zutal." „Hämmern des Herdschmiedes" ist in Tirol so viel wie Hochzeit. In verschiedenen Hochzeitbräuchen kommen auch andere Gleichbilder Donners vor, namentlich der Hahn, den man mit derbem Glimpfspruch den Brautleuten auf den Teller malte oder bei der Hochzeit verzehrte, und sogar einen Phallus warf man der Braut in den Schoß (Flateyarbok), was gewiß auf die Fruchtbarkeit ging, aber auch sternlich begründet war. In Schleswig-Holstein hatte der älteste Hochzeitschaffer das zu Bett gebrachte Paar mit „geschirmtem" Schwert zu „bewritten" (engl. write, „schreiben",

Runen „ritzen", hier soviel wie „segnen"). Als Feuer- und Blitzfarbe ist Rot die eigentliche Hochzeitfarbe, die da im Schmuck, zumal in züngelnd flatternden Bändern, an allem möglichen angebracht wird. Der Becher hinwider, daraus das Brautpaar zu trinken hatte, das Trinken der „Donners-Minne" oder, christlich gewendet, der „Johannislieb", geht auf den „Becher" neben der Jungfrau. Und auch das Kind scheint mit dem Hammer geweiht worden zu sein; wahrscheinlich segnete man mit dem Hammer das Taufwasser bei der Namengebung, woher noch die christlichen Taufsteine älterer Zeit mit Hammer und Hakenkreuz bezeichnet und auch am Gründonnerstage, dem ersten Donnerstag des Donners der einstigen Frühlinggleichenzeit, eingesegnet zu werden pflegten.

Außer der Hochzeit und dem neuen Leben weiht aber Donner mit dem Hammer auch die *Gräber*. Auf Runengrabsteinen findet man mehrfach die Worte: „Weihe diesen Hügel, Donner!" und als Balders Leichnam auf dem Brandschiffe in die See stößt, weiht es Donner mit dem Hammer. Die Stellung Orions am Tor nach der Unterwelt erklärt diesen Brauch. Grabsteine und Urnen tragen darum nicht selten das Hakenkreuz aus Hämmern:  und . Daß man auch da Wodes oder Donners „Minne" trank, nimmt einen Zug aus den Hochzeitbräuchen herüber. Je mehr die Rasse verfiel und je trunksüchtiger man in der Folge wurde, umso mehr artete gerade das Minnetrinken zu Ehren des Toten aus. Ganz Urtümliches, noch Vornordisches wirkt da nach: zuerst aß man den Menschen selbst und trank sein Blut. Der natürliche Tod war damals ohnedies, daß man in die Hand der Feinde fiel und von ihnen getötet wurde. Da war das Fleisch dann noch frisch. Wer alt zu werden drohte, ward zur rechten Zeit von den nächsten Gesippen erschlagen. Der Grund für diese Gepflogenheit scheint übrigens durchaus nicht der gewesen zu sein, daß man das Menschenfleisch besonders wohlschmeckend fand — das soll es gar nicht sein —, sondern der religiöse, die „Kraft" jenes Men-

schen nicht verloren gehn zu lassen, vielmehr die eigene damit zu erhöhen. Schon die noch vornordischen Cro Magnon-Menschen jedoch scheinen — anders als die Neandertaler und Aurignacmenschen, deren Menschenmahle bezeugt sind — nicht mehr Menschen gegessen zu haben; da traten dann geschlachtete und mit der Zeit immer besser zubereitete Tiere als Gleichbilder dafür ein.

Als Ordner des Jahres während der Zeit, da er im Frühlingpunkte stand, ward Donner auch *Walter der Ordnung und des Rechtes* und übernahm da Züge von Ziu. Sein *Hammer* und das daraus gebildete Hakenkreuz wurden Sinnbilder für das Recht. Mit seinem Hammer lud man zu Dingversammlungen, ja an Dingstätten stand gelegentlich sein Weihtum oder sein Bild. In die Freimaurerei und andere Gemeinschaften ging der Hammer als Zeichen über, die Feilbietungen benützen ihn auch heute noch öffentlich; „Unter den Hammer kommen" ist Fachausdruck. Der Hammerwurf bezeichnete die Besitzergreifung. Die friesische Sage erzählt, wie Ees, der „Ans", auf dem Eeswey (Ansenweg, Milchstraße) herab zur Erde gekommen sei und seine goldene Axt aufs Land geworfen und dort den zwölf „Foerspreken" das Recht gelehrt habe. Als der Norweger Thorolf seine Heimat verließ, um nach Island überzusiedeln, nahm er die zwei Hochsitzsäulen, in deren eine das Bild Donners geschnitzt war, mit und warf sie, als er der Insel nahe kam, ins Meer: wo sie antrieben, siedelte er sich an. Namentlich auf Island war Donner dann der Gott des Rechtes und geradezu der oberste Gott. Es kommt selbst dazu, daß man Wode seinen Sohn nennt, was freilich nur ausnahmweise geschieht. Aber in Schweden trägt er den Namen „guter Vater" (Gofar) und „guter Greis" (God gubben), was deutlich die Vermischung zeigt. Auch durchaus nicht ursprünglich wird Donner mit dem Julfest verbunden gewesen sein. Erst, als man ihn im Norden in den Vordergrund gerückt hatte, nannte man (in Schweden) den ersten neuen Monat, den Januar, Donnersmonat (Torsmånad).

Auf dieselbe Weise kam Donner dazu, *Schützer des*

Ackers und des Nutzviehes zu werden. Da handelt es sich fast nur noch um Aberglauben. Austrieb und Eintrieb des Viehes findet am besten an Donnerstagen statt, eine Axt oder etwas Rotes, sei es auch ein Weiberstrumpf, muß zugleich auf die Stalltürschwelle gelegt werden. Die Kühe werden durch einen Besen gemolken, ihre Euter mit dem „Donnerstein" bestrichen. Selbst die Bienen bannt man mit der Axt an ihre Stätte. Dem Saatfeld gibt früher Donner reichen Segen. In den katholischen Gemeinden des Aargaus wird vom Mai bis Oktober an jedem Donnerstag ein besonderes Hochamt für das Gedeihen der Felder gehalten.

Dagegen zeigt ein anderer christlicher Donnersbrauch noch deutlich die sternliche Grundlage: der Tag von Christi Himmelfahrt, stets ein Donnerstag, heißt im Englischen holy Thursday, im Schwedischen helig Torsdag oder Torshelgen, und im schwedischen Volke wird er und seine Gattin Fria (Frigg) an diesem Tage noch heute verehrt. In England werden die Brunnen an diesem Tage bekränzt, in Schwaben hängt man Kränze von weißen und roten Mausöhrlein über dem Vieh auf, damit der Blitz nicht in den Stall schlage. Die Beziehung zu Donner ist leicht zu ersehen: neben dem Orion liegt, am Grunde der Welteſche, Mimes Brunnen, Vieh und Blitzabwehr deuten auf den Stier und das Blitzsternbild. Aber Donner selbst auch kann in unserer, der Fischzeit, als gen Himmel fahrend gedacht werden, wie er denn als Daidalos und als Wieland wirklich fliegt, ja von hier nimmt überhaupt die christliche Vorstellung der Himmelfahrt des Heilandes ihren Ausgang. (Ebenso die Fahrt in die Hölle: Orion am Tor der Unterwelt stehend, worein er als Herkules, Theseus und Gilgamesch in der Tat hinabsteigt.)

Natürlich kann sich die Märe von der Himmelfahrt des Orions nicht in einer Zeit gebildet haben, da der Orion in einem beliebigen Monat — wie jetzt im Mai — die Sonne heraufführte, sondern nur in einer, da er einen Jahrespunkt inne hatte, und dafür ergibt sich die Orionzeit selbst. Da fiel denn sein Aufstieg mit dem Aufstieg des

Jahres zur Sommerhöhe zusammen. Diese Legende ist im „Wielandsliede" erhalten. Dessen Gestalt in der Edda geht auf deutsche Quellen zurück und so auch der Name Wieland selbst, der „der Tüchtige" bedeutet (wie lateinisches Valens, das damit verwandt ist). Ich selbst habe eine Neudichtung dieses Stoffes geschaffen, die auch die sternlichen Beziehungen berücksichtigt (Wieland der Schmied, Aus deutschen Gärten 17, Verlag Alexander Duncker, Weimar). In der Wielandsage erhebt sich der Orionmythus zu seiner überhaupt höchsten dichterischen Höhe. Wäre uns eine echte alte Fassung im Geiste des Hildebrandsliedes erhalten, so müßte selbst Homer dagegen zurückstehn. Nirgends erscheint die Vergewaltigung des Edeln furchtbarer, nirgends wird die Rache bis ins Letzte so gerechtfertigt. Wieland, vom Gotte zum Helden geworden, lebte noch lange im Volke fort. Ein angelsächsisches Runenkästchen mit Darstellungen aus seiner Geschichte, Ortnamen und Volksüberlieferungen aus England und Deutschland und die norwegische Dietrichssaga, die ausführlich von Wieland erzählt — nach deutscher Vorlage —, bezeugen das. Wieland ist der geflügelte und gelähmte Orion, vereinigt in sich Daidalos und Vulkan.

Als Schmied lebt Donner, wie ich erwähnte, in verschiedenen Volksbräuchen und Sagen fort, als Schmied hat er aber zum Gleichbild nicht nur den Hammer, den er schwingt, sondern auch die Nägel, die er schmiedet und einschlägt. Seine Stellung ist so, als schlüge er Zwecken in den Baum der Welteſche ein, die Zwecken selbst sind dann die Sterne. Daher erklärt sich der Brauch, in Stämme oder Hochsitzpfeiler, die ihm geweiht sind, Nägel zu schlagen. Einer dieser Bäume ist weit berühmt: der „Stock im Eisen" in Wien am Stephansplatz, der in der Nische eines Palastes noch über derselben Stelle angebracht ist, wo er durch Jahrhunderte stand. Jeder einwandernde Schmiedegeselle schlug in diesen Baumstumpf (Stock) einen Nagel, gewiß unkund, daß er damit Donner, den Schmiedegott, ehrte. Man bildete aus Nägeln sogar das Hakenkreuz.

Donner als Wagenmann, Fahrdonner und Fahrziu, wie er in der Edda heißt, ist eine spätere Gestalt als der Donner mit dem Hammer. Sie setzt schon den Wagen voraus. Das Rollen der Räder auf dem rauhen Gestein und ihr Widerhall im Geklüft gab den Vergleichpunkt. „Der Donner rollt" wurden „verheiratete Worte". Er fährt tatsächlich gleichsam über den Himmel dahin. Zunächst stellte man das Gefährt neben ihn, wie das die Felszeichnung von Backa zeigt (S. 201), oder stellte ihn darauf, später machte man die Ziege (Heidrun, Capella) über ihm zum „Fuhrmann", dem man die Ziege nur auf dem Arm gab: so zeigen unsere Himmelsgloben den Fährmann.

Um Donner als den beliebtesten Gott spannen sich im Norden mehrere Sagen, die zumal das Reckenhafte, Frischfrohe in seinem Wesen hervorkehren. Die Edda enthält mehrere Stücke. Da ist zunächst das Drumslied, das gewiß die alten Wikinger zu bärenmäßigem Lachen brachte. Donnern ist sein Hammer abhanden gekommen, der Riese Drum (Þrymr, althochdeutsch drum = Lärm) hat ihn acht Rasten unter der Erde verborgen, will ihn nur wieder herausgeben, wenn ihm Frowa als Kone (Ehefrau) zugeführt wird. Donner muß sich entschließen, selbst als Frowa verkleidet die Fahrt zu machen.

Donnern da banden sie mit Brautlinnen
Und mit dem großen gleißigen Goldschmuck,
Ließen Schlüssel ihm herabschlenkern
Und Fraunkleider übers Knie fallen,
Doch auf der Brust breite Steine,
Und zierlich häubten sie das Haupt ihm auf.

Er läßt seine Häber (Böcke) anspannen und fährt aus. Loge — die Feuerlohe — fährt, als Magd verkleidet, mit. Bei Drum ißt Donner einen Ochsen, acht Lachse und trinkt drei Tonnen Metes. Als Drum sich darüber verwundert:

Wo sahst du Bräute schärfer beißen?
Nicht sah ich Bräute breiter beißen
Noch je mehr Met eine Maid trinken —

erklärt Loge diesen Hunger und Durst damit, daß Frowa acht Nächte nichts gegessen habe: „So war sie fiebrig nach Freterheim." Und als der Riese ihr unters Linnen sieht und sie zu küssen lüstert, aber von ihrem Blick durch den ganzen Saal rücksaust, erklärt Loge das ebenso: „Nicht schlief Frowa die acht Nächte, so war sie fiebrig nach Freterheim." Drauf wird der Malmer, um die Braut „mit Bundes Hand" zu weihen, Donnern auf die Knie gelegt.

Lacht dem Lörenden das Herz im Leibe,
Als der hartmutige den Hammer schaute,
Drum traf zuerst er, der Dürsen Herrscher,
Und der Freter Sippe gesamt erschlug er.

Die ganze Freude am Gewitter drückt sich in dem Gedichte aus. Die sternliche Grundlage dafür ist die, daß die Gewitter im Norden, die in der Erstzeit in der damaligen Zeit des Orions, im August, stattfanden, in der nächsten Weltzeit den Widder, in der dritten die Fische zum Monatsternbild der Sonne hatten. Der Hammer war somit abhanden und versank mit jeder Weltzeit eine „Raste" tiefer. In der Weltzeit, worin die Jungfrau das Monatsternbild des nordischen Gewittermonats, des Augusts, war, worin sich Donner darum in sie verkleiden muß, um den Hammer zurückzugewinnen, das ist in der Widderzeit, ist der Hammer schon acht Rasten tief begraben. Acht Weltzeiten sind seither vergangen. Und das stimmt. Die Widderzeit ist nach der Erstzeit die neunte. (Daraus geht hervor, daß die Germanen wenigstens in der Widderzeit, 2232—76 v. Chr., noch klar wußten, daß mit der Geburt der Sonne in der Jungfrau die gezählten Jahre begannen.)

Ähnlich schildert das „Dusterslied", wie Donner von Duster, dem Wassermann, den Kessel gewinnt. Im „Wortstreit mit Loke" scheuchen Donners Kommen und seine Worte den Lästerer aus dem Saal, im „Graubartslied" hinwider gelingt es Loken, Donnern aufzuhalten. Fast ganz zum Märchen geworden sind die Geschichten, die Snorri noch des weiteren in der Gylfaginning erzählt. Heraus-

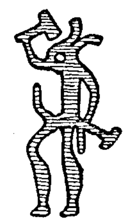
heben möchte ich nur den Sang der Mittgartschlange, der eine Episode des „Dustersliedes“ ausmacht. Donner steckt einen Ochsen an die Angel und fischt so die Schlange. Das bezieht sich auf die Überwindung der Wasserschlange unter der Jungfrau durch die Orion-Stiersonne.

Die Riesen, mit denen Donner kämpft, sind sonst immer unpersönlich geschildert. Da bildet die sternliche Grundlage nur die Stellung Orions, der einen Hammer oder eine Keule zu schwingen, einen Stein zu werfen scheint. Das Gewitter selbst bedeutet den Kampflärm; die Gegner sind hinzugedacht.

Die Verehrung Donners war vielleicht am größten im Norden, aber auch unter den Südgermanen stand sie nur wenig hinter der Wodes zurück. Daran erinnern außer den Bräuchen und Aberglauben, die ich schon berührte, die ungemein zahlreichen Ortnamen, die mit Donners Namen zusammengesetzt sind. Da gibt es Donnerau, Donneresch, Donnerkaul, Donnersberg, Donnerschwe (Donnersweihtum), Donnershagen, Donnerswalde. Doch auch in Donnsberg, Donsbach, Donzdorf, Tondorf, in Dornau, Tornesch, Dornbrunn, Dornberg, Dornhagen, Dorsfeld, Dorspach, Torsholt, ja in Dorschenhammer verbirgt sich ein ursprüngliches Donner. Man sieht darin Donner mit der Weltesche, mit dem Keil, mit dem Hammer, mit dem Brunnen oder dem Bach (Au) verbunden, die alle ihre sternlichen Grundlagen haben, oder ihm geheiligte Berge und Haine nach ihm genannt. Ansiedelungen sind wie die Thorolfs auf Island in seinem Namen begründet worden, und lange nachdem sein Tempel zerstört, sein Dienst erloschen ist, heißt ein Ort noch nach dem Weihtum, das da ihm errichtet war.

Widar

Auf die Orion-Stierzeit folgte die Widderzeit (2232 bis 76 v. Ch.). Das Tierkreisbild des Widders führte nun die Frühlingsonne herauf und galt dort, wo man das Jahr mit der Frühlinggleiche begann, für das Gleichbild der Sonne des ganzen Jahres. So läßt der Mithrasdienst seinen Heiland als guten Hirten das Lamm auf den Schultern tragen, so erscheint der christliche Heiland in der Apokalypse geradezu selbst als Lamm und wird zu Ostern noch heute so dargestellt. Sehr hohe Bedeutung für den Mythus hat jedoch die Widderzeit nirgends. Einerseit war der große Aufschwung der Nordlinge, der ihre Scharen durch vier Jahrtausende bis nach Afrika und China gelangen ließ, vorüber, anderseit gab das neue Sonnenzeichen auch viel zu wenig Anregung. Der Widder ist ein wenig hervortretendes Sternbild, namentlich im Hinblick auf seine Vorgänger Stier, Orion und Zwillinge, und nicht einmal über und unter ihm stehn größere Sternbilder oder Einzelsterne. Über ihm stehn der noch einigermaßen bemerkenswerte Perseus und die blasse Andromeda, unter ihm liegt der Walfisch. Vor ihm kam im Weltenjahr der Stier, nach ihm kommen die Fische mit dem Roß. Die Sommerhochzeit hat die Widdersonne mit dem Krebs, unter dem der Kopf der Wasserschlange steht. Der Löwe (Sehnerwolf) folgt auf den Krebs und bringt bereits den neuerlichen Abstieg der Sonne. Im Herbstpunkt steht die Wage.



Felsbild von Tanum: Orion-Donner mit Hammer, Schwert und Phallus und Widderhörnern. Nach „Schwedische Felsbilder“.

Die Verehrung des vorausgegangenen Orions wirkte in der Widderzeit nach. Vielfach begnügte man sich damit, der Oriongestalt das Attribut der neuen Weltzeit, die Widderhörner zu geben. Daher der gehörnte Moses, Jupiter-Ammon mit den Widderhörnern, Bilder des Dionysos, aber auch makedonischer Fürsten als Beherrscher der



Säule im Freisinger Dom: Widar. Aus Jung, „Germ. Götter und Helden".

Weltzeit des Widders mit diesem Zeichen. Die Felsbilder von Bohuslän, die ja aus der Widderzeit stammen, zeigen dasselbe.

In der Edda und in Snorres Gylfaginning wird doch von Widar (Viþarr; Widar ist althochdeutsch) mancherlei erzählt. Er heißt der schweigsame Ans und ist Sohn Wodes. Als Mutter gilt bei Snorri die Riesin Griþr, die man wohl mit der von Saxo genannten Mutter Wänels, Rind, gleichzusetzen hat. (Griþr geht auf Grinþr, Hrinþr zurück.) Wänel-Perseus und Widar-Widder sind sonach Brüder, beide Söhne des Himmels und des Stiers, der erste als über dem Stier stehend, als aus ihm entsprossen, der andere als dem Stier im Weltenjahr folgend.

Nun wird erzählt, der Wolf werde Wode verschlingen, dann jedoch eile Widar herbei, trete mit dem einen Fuß dem Wolf den Unterkiefer nieder, fasse mit der einen Hand

den Oberkiefer und reiße ihm den Rachen entzwei. Dadurch finde der Wolf den Tod. Darstellungen dieses Geschehnisses weist Erich Jung mehrfach in Deutschland nach. Da sieht man den runden Sonnenkopf, gewöhnlich ohne weiteren Körper, im Rachen eines krokodilähnlichen Untieres, daneben einen Mann, der dessen Oberkiefer mit der Hand gefaßt hält. Das Untier selbst geht in Schlangenringel aus. Das gibt die Überwindung des Kopfes der Wasserschlange wieder, den Sieg, den die Sonne in diesem Himmelsteil erringt. Auf einer romanischen Steinplastik ist der Erzengel Michael für Widar eingetreten und stößt da dem Untier, dessen Kopf er mit dem Fuße niedertritt, den Sonnenspeer in den Rachen. Auch Christus selbst erscheint in solchen Darstellungen. In der Edda (Völ. 251) stößt Widar „Murmlers (des Meeres) Kinde" die Klinge ins Herz.

Zunächst handelt es sich nur um den Sieg der Widdersonne über den Kopf der Mittgartschlange im Sommerpunkt. Damit jedoch verbindet sich der Sehnerwolf-Löwe, der der Sonne wieder den Abstieg bringt, sie „verschlingt". Das geschieht allmählich. In unsrer, der Fischweltzeit, steht der Löwe schon im August, in der nächsten, der des Wassermanns, wird er bereits im September stehn und somit die Winterhälfte des Jahres beherrschen. Am Ende des Weltenjahrs steht er im Dezember, und da verschlingt er die Sonne völlig, so daß sie noch einmal von der Jungfrau geboren werden muß, womit das neue Weltenjahr beginnt.

Aus dem irdischen Jahr ins Weltenjahr versetzt, ist dann Widar, der das Untier (eigentlich den Kopf der Wasserschlange) überwunden hat, der Rächer seines Vaters, der Wodesonne, die es verschlungen hat. Dies spielt sich in der letzten Weltzeit vor der Erneuerung ab. Damit ist der Edda-Bericht hierüber erklärt:

Da naht der Schützerin (Fria) neuer Schmerz,
Als Wode ausfährt, den Wolf zu bestreiten:
Frias Freude wird dann fallen.
Kommt jener Sohn Siegvaters, der große,

Widar, zu kämpfen mit dem Waltiere,
Des Murmlers Kinde ins Herz die Klinge
Stößt seine Faust: so rächt er den Vater.

Wo wir einen Lindwurmtöter finden, der weder einen Schatz (Spica) noch eine Jungfrau befreit, haben wir den einfachen Widarmythus vor uns. Kommt die Sonne in des Untiers Rachen hinzu, so ist schon Vermischung mit dem Weltenjahrmythus eingetreten. Wo statt des Schlangenuntiers der Wolf auftritt, handelt es sich um den Weltenjahrmythus, der hier Züge des Widarmythus aufgenommen hat.

Das Stück „Die zwölf Säle" sagt von Widar:

Mit Gehölz bewachsen und hohem Gras
Ist Wide, Widars Land.
Der Jungmann redet von Rosses Rücken,
Bereit den Vater zu rächen.

Da ist ihm das Roß beigegeben, das neben ihm über den Fischen steht. Das Gehölz und Gras meint das Sternbild des Perseus, das sich wie ein Gesträuch über den Widder beugt. (Vgl. die Sternkarte S. 78, 79.)

Im neuen Weltenjahr werden Widar und Wänel, Widder und Perseus wieder zusammen im „Weihtum der Götter" wohnen (Webdrutssprüche II, 113), d. h. dort ihre Stelle haben, wo sie in der Erstzeit standen.

So wenig wir sonst von einer Verehrung Widars erfahren, so tragen doch eine ganze Reihe von Orten seinen Namen, einer davon heißt sogar ausdrücklich Witterschnee (d. h. Widars Weh, „Weihtum", vgl. Donnerschwe) und auch in Wiedersee steckt wohl dieselbe Benennung. Sonst gibt es Wiederau, Wiedersbach, Wiedersberg, Widderschall (Widars Stall d. i. Felsen), Widderstein, Wittershagen, woraus man entnimmt, daß auch Widar Felsen, Quellen und Haine geweiht waren.

Der Widderzeit gehört auch Forsete, der „Vorsitzer" im Gerichte, an. Die Gylfaginning (32) sagt von ihm: „Vorsitzer heißt der Sohn Balders und der Nanna. Er hat im

Himmel den Saal, der Gleißner heißt, und alle, die sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehn verglichen nach Hause. Das ist der beste Richterstuhl für Götter und Menschen. Es heißt von ihm (Die zwölf Säle, 31 ff):

Der zehnte ist Gleißner, ist goldgesäult
Und silbergedeckt zum selben.
Vorsitzer wohnt da viele Tage
Und friedet alle Fehden."

Unter dem Namen Fosite hatte er ein Heiligtum auf Helgoland, das nach ihm — um 700 — Fositesland hieß. Hier hatte er die friesischen Asegen das Recht gelehrt. Der Angelsachse Willibrord fand dort seinen Tempel; heilige Herden weideten ringsum, die niemand berühren durfte. Aus einer Quelle, die dort floß, durfte nur schweigend Wasser geschöpft werden. Auch Menschenopfer wurden ihm dort gebracht.

Vorsitzer ist die Wage, das Zeichen für Recht und Gerechtigkeit, als Tierkreiszeichen, wie ich bereits bemerkte (S. 83), nicht vor der Widderzeit eingefügt. Er wird Sohn der Nanna-Jungfrau genannt, weil er in der Monatreihe auf sie folgt. Seine Stellung ist so, als sei er zwischen ihren Knien hervorgegangen, und das eben ist der altgermanische Ausdruck für das Gebären (III. Siegfriedslied, 175). Balder-Pollux gilt als Vater, weil er mit der Jungfrau, mit der er im Geviert steht, Hochzeit hat. Zum Widder steht die Wage im Gegenstand; sie hat den Herbstpunkt inne, beherrscht die Winterhälfte des Jahres. Die Schweigsamkeit bei seinem Kult kommt wohl von dem Schweigen, das bei Gerichtsitzungen zu herrschen hat. Aber auch Widar selbst heißt der „schweigsame Ans". Die enge Beziehung zwischen Frühlingpunkt-Widder und Herbstpunkt-Wage ließ da diesen Zug, so scheint es, gemeinsam werden.

Loke

Die widerspruchvollste Gestalt unter den germanischen Göttern ist Loke. Er erscheint bald als Ans, bald als Albe oder Zwerg, bald als Helfer der Götter, bald als ihr Lästerer, Widersacher, ja böser Feind, als eine Art Teufel. Sein Rätsel löst sich schon dadurch einigermaßen, wenn man erkennt, daß in ihm zwei Gestalten verschiedener Herkunft zusammengeflossen sind, wie ich es bereits in dem Abschnitt über die drei Feuer andeutete: Loge, die „Lohe", und Loke, der „Schließer" (vgl. Luke und Lücke, englisches lock, „Schloß", skandinavisches lukke „schließen"). Alles, was sich aufs Feuer bezieht, ist fremdartig in der Gestalt Lokes als Schließer. Damit fällt alles Elbische von vornherein weg. Im übrigen bleibe nicht unvermerkt, daß Loke nur bei den Nordgermanen vorkommt, und das ebenso als Feuer wie als Sternbild.

Loke, der Schließer, ist ursprünglich nur der Schütze, der die Milchstraße an dem einen Ende beschließt, wie der Orion an dem andern. Das eben besagt sein Name. Schütze ist er bei den Nordgermanen, so viel man ersehen kann, überhaupt nicht, obwohl doch wieder der Speer seines Sternbildes in den Mythen gelegentlich verwendet wird, demnach darin ein Speer gesehen worden sein muß. Dies und sein Name Schütze bei den südlichen Völkern bedarf einer besondern Erklärung, die aber ihrerseit erklärt, warum Loke und Loge in eins verschmolzen werden konnten. In der Erstzeit, als die Sonne von der Jungfrau geboren wurde, führte der Schütze die Frühlingsonne herauf, weshalb er sich mit Grund als Wodes, der Himmelsonne, Blutbruder betrachtet („Wortstreit", 33 ff.):

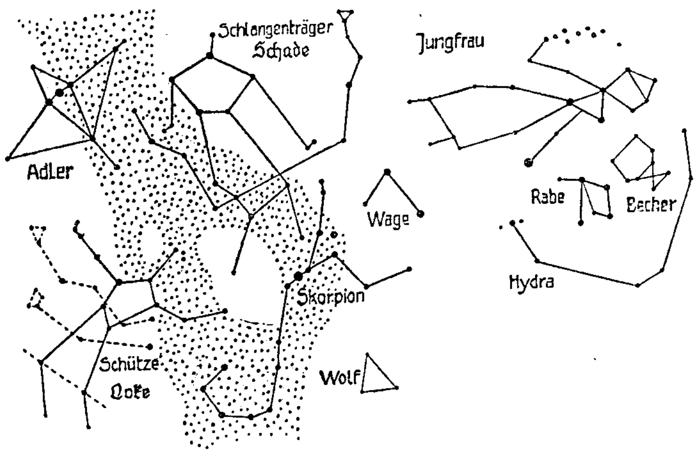
> Weißt du, Wode, wie in Urtagen wir
> Beide gemischt das Blut?
> Bier genießen wolltest du nimmer,
> Es ward denn uns beiden geboten.

Drei Weltzeiten darauf (13012—10856 v. Chr.) stand er im Sommerpunkt und brachte durch mehrere Jahrtausende

die Zeit der größten Sonnenglut im Juni, Juli und frühen August. Damals eben ermöglichte der neu eingefangene Mond schon die Ermittelung der genauen Jahreshälfte, so daß der Sommerpunkt selbst schon leicht festzustellen war und gewiß auch festgestellt wurde. Damals muß das Sternbild des Sonnenhöchststandes zum Schützen mit dem Speer oder dem fernhintreffenden Bogen geworden sein. Es war das richtige Gleichbild für die Sonne mit ihren Strahlen. (Strahl und Pfeil sind ursprünglich dasselbe; die Slaven übernahmen Strahl als Pfeil, wovon die bekannten Strelitzen ihren Namen haben. Slavisches strjeliti ist „schießen".) Bei der Gleichsetzung der drei Feuer miteinander erhielt Loke-Schütze Züge des irdischen Feuers, aber auch solche des Blitzes. In der Edda heißt er nicht nur „Loder" (Lóþorr), sondern auch „Lufter" (Loptr), was sich nur auf den durch die Luft zuckenden Blitz beziehen kann.

Der Schütze steht im **Geviert** mit der Jungfrau, mit Zwillingen (und Stier-Orion) und mit den Fischen (und dem Rosse darüber). Vom Rosse ist er neun Monatbilder entfernt, und das macht ihn zur Mutter des Rosses. Denn die neun Monate entsprechen der menschlichen und himmlischen Schwangerschaft. Die Gylfaginning erzählt die seltsame Märe, mit der man bisher nichts anzufangen wußte. Dem Hengste Gleitfahr (Svaþelfere) gebiert er, in eine Stute verwandelt, den Eiler, Wodes Roß. Daß Wode im „Wortstreit mit Loke" ihm vorwirft, unter der Erde in Kuh- und in Weibesgestalt Kinder geboren zu haben, geht auf die beiden andern Jahrespunkte, den Stier beim Orion und die Jungfrau. „Unter der Erde", d. i. am Nachthimmel, ist Loke-Schütze von der Jungfrau ebenfalls durch neun Monatzeichen getrennt. Die Einbeziehung des Stiers hat keine sternliche Grundlage. Als Mann zeugt er mit der Riesin Kummerbiet (Angrboþa) den Fehnerwolf und die Mittgartschlange (Zusatz nach Völ. 28). Kummerbiet ist die Jungfrau am Nachthimmel, auf der schwarzen Seite des Tags, mit der Loke-Schütze als im Geviert zu ihr Hochzeiten hat, wobei entweder sie im Gipfel und er am Horizont

steht, oder er im Gipfel und sie am Horizont. Fehnerwolf-Löwe und Schlange stehn knapp neben der Jungfrau und können darum als ihre Sprossen gelten. Weil er mit der Jungfrau diese Hoch-Zeiten hat, rühmt er sich im „Wortstreit", mit ihr in ihren verschiedenen Erscheinungen gebuhlt zu haben.



Schütze als gefesselter Loke (Prometheus); Schlangenträger als Schade, Jungfrau mit Becher und Schlange.

Loke ist schuld an Balders Tod. Die Balder-Polluxsonne kam, wenn sie ins Sternbild des Schützen trat, das damals im September stand, in die Winterhälfte des Jahres. Ganz so wie im Mithrasdienst der Skorpion der Feind des Stieres, der Stiersonne, ist und ihre Kraft vernichtet, tut das der Schütze mit der Zwillingsonne. Aber der Schütze selbst ist jetzt an die Monate der Winterhälfte des Jahres gebunden und tritt erst wieder in dessen Sommerhälfte ein, wenn das Weltjahr sich erneut, die Sonne wieder von der Jungfrau geboren wird und der Schütze sie in der Frühlinggleiche heraufführt. Das ist der Sinn von Lokes Fesselung und seiner Befreiung mit dem Eintritt des neuen

Weltjahrs. Die Gylfaginning erzählt — in den Eddaliedern finden sich nur Anspielungen —, Loke habe sich nach Balders Tode, um der Rache zu entgehn, in einen Lachs verwandelt, was auf die Fische anspielt, Donner aber — der Orion, der mit ihm im Gegenstand ist — habe ihn zu fangen gewußt, und dann sei er mit Därmen aus seiner eigenen Söhne Leibern in einer Höhle an drei Felsen gebunden worden. „Der eine stand ihm unter den Schultern, der andre unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken. Die Bänder aber wurden zu Eisen. Da nahm Schade einen Giftwurm und befestigte den über ihm, damit das Gift aus dem Wurm ihm ins Antlitz träufele. Und Sigun, sein Weib, steht neben ihm und hält eine Schale unter die Gifttropfen. Da liegt er gefesselt bis zur Götterdämmerung."

Das schildert nur die Stellung des Schützen unter den andern Sternbildern. Die sich wölbende Milchstraße bildet gleichsam eine Höhle über ihm, und er ist an den Felsen der Himmelsfeste mit drei Sternreihen gefesselt; als Felsen mochte gelegentlich der Skorpion gelten, mit dem namentlich babylonische Darstellungen den Schützen gelegentlich ganz verschmelzen. Über ihm steht der Schlangenträger (hier Schade genannt) mit der Schlange, aber im Geviert die Jungfrau mit der Wasserschlange und dem Becher. So wie sie hier dargestellt wird, sieht man sie als Hygieia auf den Apothekerschildern: die Schlange scheint da aus ihrer Schale zu trinken.

Bei Snorri wird Loke auch Vater der Hel genannt. Er ist das seit der Zwilling-Orionzeit, seit seiner Fesselung an die Winter- und Nachtseite des Weltenjahrs. Diese reichte bei seiner Fesselung vom Schützen bis zum großen Hund, die Jungfrau, die in der Mitte dieser Nachtseite steht — man muß dazu naturgemäß den Nachthimmel zum Ausgang nehmen —, ist dann selbst Hel, wie es im Katholizismus neben der weißen auch eine schwarze Mutter Gottes gibt. Das Reich der Hel wird gekennzeichnet durch den Totenstrand, mit dem Skorpion und dem Wolf am Grunde, dem Polardrachen am Gipfel, woher er Gift durch das

Rauchloch speit, der Schlange des Schlangenträgers, die gleichsam auch um den Saal sich schlingt, mit dem Meineidsmanne Loke, der Baldern den Tod brachte, am Rande des Weltozeans, mit dem Skorpion Grimmbeiß, der — man kannte im Norden nur den Krebs, der tatsächlich Aastier ist — an Leichen saugt, mit dem Wolf unter dem Skorpion, mit dem Hunde (Garmr = Hund) im Gegenstand dazu und dem „rußroten Hahn", dem Raben, an ihrer Seite. In der „Wala Schau" (181 ff.) heißt es:

Saal stehn sah ich der Sonne fern
Auf Totenstrand, die Tür nach Norden.
Eitertrauf rann zum Rauchloch herein,
Denn der Saal ist umschlungen von Schlangenrücken.

Durchwaten dort sah ich schwere Wellen
Meineidmänner und Mordwölfe,
Grimmbeiß sog dort an entseelten Leibern,
Der Wolf riß Menschen.

Daß man in dieser Schilderung Höllenstrafen sah, rührt nur daher, daß man von deren sternlicher Grundlage nichts mehr wußte.

Hel

Mehrfach schon wies ich darauf hin, daß wir einen Unsterblichkeitglauben bei den Germanen ursprünglich nicht anzunehmen haben. Der rein nordische Mensch hat durchaus kein Bedürfnis, an seine Unsterblichkeit zu glauben. Sein Leben erfüllt sich im Leben selbst, und dieses ist für ihn so unendlich reich, daß er damit voll zufrieden ist. Er sieht jedem und allem seine Zeit zugemessen, sieht über jedem und allem Wurd, das Schicksal, walten, sieht ihr selbst die Sterne unterworfen. Er kann sich, so hoch immer er sich einschätzen mag, davon nicht ausnehmen. So berichten denn die Griechen ausdrücklich, sie hätten den Unsterblichkeitglauben von den Ägyptern übernommen; die aber waren zur Zeit der Griechen auch schon in ihren Herren Mischlinge. Noch die so späte Edda zeigt keinen Unsterblichkeitglauben. Unmißverständlich heißt es in den Lebenssprüchen (I, 193 ff.):

Besser ist's Lebendem als dem Leblosen.
Wer lebt, erlangt noch die Kuh.
Feuer sah ich rauchen in des Reichen Hause, —
Er lag tot vor der Tür.

Hinker kann reiten, Handlos treibt Herden,
Tauber kämpft und taugt;
Blind sein ist besser, als verbrannt sein,
Toter ist nichts mehr nütz.

Untergründig lebte freilich der vornordische **Animismus** noch fort, und da brauchte nur etwas dunkles Blut einzufließen, so tauchte er wieder empor. Man hatte schon in vornordischer Zeit die Toten vielfach ehrenvoll begraben und ihnen auch allerlei Gegenstände beigegeben, die ihnen irgendwie zu dienen hatten. Der Brauch wurde beibehalten. So war die Überlieferung durchaus nicht völlig abgerissen, selbst wenn wir annehmen, die reine blonde Menschheit sei, als sie sich einmal voll herausgebildet hatte, so einheitlich

gewesen, daß der Glaube an Seelen, die nach dem Tode noch umgingen — das ist der Animismus, von anima, „Seele" — nirgends mehr herrschte. Aber nicht einmal das wird der Fall gewesen sein. Ganz einer wie der andere waren die nordischen Menschen gewiß auch in jener Erstzeit nicht.

Der Animismus hat zwei Formen, die sich nicht überall rein voneinander scheiden: Seelenabwehr und Seelenpflege. Der Grund der Seelenabwehr ist die Furcht: die Seele des Toten kann allerlei Böses verüben. Dem will man begegnen, indem man sie umschmeichelt oder verscheucht, zum mindesten an eine bestimmte Stätte bannt. Man drückt dem Toten die Augen, die Nasenlöcher zu, bindet ihm die Kiefern zusammen, wenn sie klaffen, fesselt ihn, begräbt ihn ohne Kopf, man legt einen Stein auf ihn, der ihn festhalten soll, man stellt rings um ihn Steine als Wachen auf, die bei den Skythen aus getöteten Sklaven auf getöteten Rossen bestanden. Man hat hundert Bräuche, den Toten vom Hause fernzuhalten. Gar manche davon finden sich auch bei den verchristeten Völkern noch heute, auch bei den germanischen. Umschmeichelt werden die Seelen der Toten dadurch, daß man ihnen den Weg erleichtert und festlich gestaltet, das Fenster öffnet, wenn jemand am Sterben ist, bei dem Toten die ganze Nacht hindurch Wache hält und da Gutes von ihm spricht, ihm Gesänge singt, ganze Mummen veranstaltet. Mit solchem Gepränge auch bringt man den Toten zu seiner Grabstätte. Diese selbst wird mit Blumen oder sonstigem Zierrat geschmückt, ein Denkstein mit Bildern, Zeichen, Inschriften wird dem Toten errichtet. Hier geht die Seelenabwehr bereits in die Seelenpflege über. Die wird einerseit im Hause geübt, indem man den Seelen da allerlei Nahrungmittel, Milch, Butter, Grütze aufstellt, auch wohl ein Tier, das sie vertritt, ständig im Hause hält und füttert. Die unschädliche Ringelnatter zumal wurde von Siebenbürgen bis nach Skandinavien deshalb gehegt, wird es zum Teil noch heute. Anderseit trägt man Speise und Trank auf das Grab hinaus, vor allem an besonderen

Tagen, und gibt dem Toten Geräte, die ihm lieb waren oder die ihn ehren sollen, ins Grab mit. Man fand in Kindergräbern Puppen, und schon die vornordischen Aurignac-, Cro Magnon- und Grimaldimenschen haben solche Beigaben, Waffen, Werkzeuge, aufgereihte Muscheln, die oft aus ferner Gegend stammen. Die beiden Grimaldikinder hatten wohl reich mit Muscheln benähte Schürzen mitbekommen; ihre Hüften waren mit ganzen Reihen durchbohrter Muscheln bestreut. Das zeigt auch schon in vornordischer Zeit neben der Seelenabwehr die Seelenpflege.

Bei den Germanen überwiegt, wenigstens in ihren obersten, nordischsten Ständen, durchaus die Seelenpflege, die in dem Falle, wo die Unsterblichkeit nicht in Betracht gezogen wird, eine bloße Totenehrung ist. Daß man Königen und Königinnen besonders reiche Ehrungen zuteil werden ließ, ihnen bisweilen die kostbarsten Schätze mitgab, hat uns gar manche Werke ihrer Frühzeit erhalten, wonach wir ihre hohe Kultur und Kunstfertigkeit feststellen können. König Alarich ward zu Roß und mit vielen Schätzen im Busento begraben; er war schon Christ. Dieses Grab konnte noch nicht aufgefunden werden. Dagegen entdeckte man vor zwanzig Jahren (1903) bei Christiania-Oslo am Oseberg das Grab der Wikingerkönigin Osa, der Mutter Haralds des Schönhaarigen. Sie war in ein überaus reich geschnitztes und verziertes Prunkboot gebettet; eine andere weibliche Leiche, wohl die ihrer Lieblingssklavin, war ihr beigegeben. Knochen von sechs Pferden und die einer ganzen Hundemeute lagen ringsum. Im Schiffe selbst fand man eine vollständige Kücheneinrichtung, Kleidungstücke, Nahrungmittel, einen Spinnrocken, dann einen hölzernen Wagen und sechs ganz mit Schnitzereien bedeckte Schlitten. Man errichtete, wie ich schon berührte, den Toten Denksteine und grub darauf das Hammerzeichen oder das Hakenkreuz ein, wodurch man sie Donnern weihte, schrieb wohl auch in Runen darauf: „Donner weihe diese Runen", „dieses Grab", hielt ihnen Gedächtnisfeste, wobei man ihre „Minne" (Gedenken) trank.

Neben der Beisetzung in der Erde gab es auch noch die Leichenverbrennung. Tacitus berichtet (Germ. 27): „Auf prunkvolle Leichenbegängnisse legen sie wenig Wert, doch sehen sie darauf, daß bei der Einäscherung berühmter Männer bestimmte Holzarten verwendet werden. Der Holzstoß wird weder mit Gewändern bedeckt noch mit Wohlgerüchen besprengt; nur die Waffen, zuweilen auch das Schlachtroß, übergibt man den Flammen. Über dem Grabe wölbt sich ein Rasenhügel; hohe und kunstvolle Denkmäler verschmäht man als drückend für den Verstorbenen. Wehklagen und Tränen lassen sie bald enden, Schmerz und Trauer erst spät. Den Weibern ziemt es zu weinen, dem Manne zu gedenken." Ausführlich schildert der angelsächsische „Beowulf" die Verbrennung Beowulfs. Des Volkes Adel hat das Holz von ferne herbeizuführen, dann wird am Meerstrande der Scheiterhaufen geschichtet:

Dran hängten sie Helme und Heeresschilde
Und glänzende Brünnen, wie erbeten er's hatte.
Sie betteten mitten den berühmten Herren,
Die trauernden Helden, den teuern König.
Entfacht ward am Berge der Feuer größtes,
Die Schwertkämpfer weckend. Schwarz stieg der Qualm [auf,
Als der Windhauch sich legte, der wabernde Holzrauch,
Die wallende Lohe, von Wehruf begleitet,
Bis das gierige Feuer zerfressen die Brust
Und des Toten Gebeine. Mit tieftrübem Sinne
Beklagten die Helden des Herren Scheiden.
Den Wehruf auch stimmte die Witwe an,
Die um die Schläfen geschlungen das Haupthaar.
Als verflogen der Rauch am fernen Himmel,
Da wölbten die Leute der Wettermark
Am Hange der Klippe das hohe Grab
Weithin sichtbar den Wogenfahrern.
Sie zimmerten rüstig in zehen Tagen
Des Ruhmreichen Mal; die Reste des Brandes
Umschloß die Erde, wie am ehrenvollsten
Und würdigsten es die Weisen dünkte.

Sie brachten hinein die Brünnen und Ringe,
Die schimmernden Schätze, die schlachtfrohe Männer
Im Kampfgewühl einst gewonnen hatten.
Dann umritten den Hügel die reisigen Helden,
Zwölf von allen den Edelingsprossen;
Sie wollten mit Kummer den König beklagen,
Die Taten preisen des toten Mannes,
Nach Kräften erhöhen des Helden Wesen,
Seine Werke alle. Denn würdig ist es,
Den lieben Herren durch Lobpreis zu ehren,
Wenn vom siechen Körper die Seele scheidet.

Diese Art, die Toten zu verbrennen, dann die Asche beizusetzen und das Grab durch Umritt zu ehren, stimmt ganz mit Achills Leichenfeier für Patroklos (Ilias XXIII.) überein. Die Verbrennung der Leiche ist der Bestattung gegenüber das jüngere. Sie findet sich in Mitteldeutschland zwar schon in der Steinzeit gelegentlich, bei den da noch nördlicher siedelnden Germanen jedoch erst in der Bronzezeit, die bei ihnen um etwa 2000 v. Chr. beginnt und um 800 v. Chr. ausklingt. Die Verbrennung hat ursprünglich offenbar die Absicht, den Toten völlig zu vernichten und dadurch unschädlich zu machen. Die nordischen Völker haben diesen Sinn ihrer Art gemäß dahin gewandelt, daß der Tote dem Feuer als dem reinsten und heiligsten Elemente übergeben werde. Die Furcht spricht gar nicht mehr mit.

In der Gylfaginning wird Balders Leichnam in einem Schiffe verbrannt, das Schiff ins Meer hinausgestoßen, und Donner weiht es mit seinem Hammer. Das geschah in ähnlicher Weise oft. Schiff und Bestattung vereinigten sich bei Königin Osa. Auch die Gepflogenheit, Tiere und Sklaven dem Toten mitzugeben, findet sich in der Edda erwähnt. Brünhild begehrt von Gunther (III. Siegfriedslied, 251 ff.):

Bau eine breite Burg auf dem Felde,
Darunter uns allen gemäßer Raum sei.
Schmück' die Burg mit Decken und Schilden,

Seinen Laken und vielen Leichen.
(Brünhild darauf bereitet das Bette,)
Siegfried brennet mir zur Seite.
Brennet an Siegfrieds andrer Seite
Meine Trallen, die Goldschmuck tragenden,
Zwei zu Häupten, (zwei zu Füßen,
Und zwei Hunde) und zwei Habichte.

Für den rein nordischen Germanen lebte nach dem Tode eines Menschen nur sein gutes oder böses Gedenken fort. So heißt es denn in den Lebenssprüchen (I, 213ff.):

Besitz stirbt, Gesippe sterben,
Man selbst stirbt wie sie;
Doch der Nachruf stirbt nimmer,
Wenn man sich guten erwarb.

Besitz stirbt, Gesippe sterben,
Man selbst stirbt wie sie;
Eins weiß ich, was ewig lebt:
Das Urteil über den Toten.

Neben dieser Auffassung, die sicherlich in den obersten Ständen bei den am reinsten Nordischen vorwaltete, bestanden volkstümliche Vorstellungen, wonach das Fortleben nach dem Tode angenommen wurde. Dieses selbst konnte zweierlei sein: entweder an dem Orte, wo der Verstorbene gelebt hatte, oder aber an einem besonderen Orte, in einem Seelenlande außerhalb. Das erste findet sich in dem Glauben an die Rückkehrer (dän. gjenganger, schwed. återgångare), die gespenstischen „Wiedergänger" oder „Nachspuker", die entweder dauernd ihre einstige Lebensstätte umkreisen oder doch neun Jahre oder eine ähnliche Frist („Neuntöter" in Pommern), entweder nur hier oder daneben auch noch im Seelenland wohnen, woher sie dann bei besonderen Gelegenheiten zur Erde kommen und dann entweder nur Spuknisse oder wieder volle Menschen sind. Heilig und Siegrun werden in den Prosazutaten zu den Heiligliedern als ein anderer Heilig und Kara, Halfdans

Tochter, wieder geboren. Auch die Stelle im Appian (III, 10), die Germanen verachteten den Tod, weil sie auf eine Auferstehung hofften, bezieht sich auf diese Wiedergeburt. Die nur einmalige Wiederkunft ist in dem Stück „Heilig und die Walküre" ergreifend gestaltet. Beim Heimgehen von Heiligs Grabe, wo Siegrun täglich mit ihrer Magd um ihn trauert, sieht die Magd den toten Helden aus dem Hügel reiten, und auf ihre Frage bescheidet er die Gattin zu sich. So kommt Siegrun am nächsten Abend, und noch einmal feiern die Gatten eine Liebenacht.

Heilig sprach:
Laß uns nun trinken teuern Trank,
Ob wir auch Land und Luft verloren;
Niemand soll nun Klaglieder singen,
Sieht er die Brust mir auch durchbohrt.

Siegrun sprach:
Bereitet hab' ich dir, Heilig, das Lager.
Schlafen im Arme, Schirmer, dir will ich,
Wie dem Lobreichen einst in Leben.

Heilig sprach:
Hoffnunglos nun heiß' ich nichts mehr,
Seit dieser Stunde auf Sickerfelsen,
Wo du im Arme des Unleb'gen schläfst,
Weiß im Hügel, Hagenstochter.

Am nächsten Abend wartet Siegrun umsonst. Die Magd mahnt sie:

Sei nicht so verwegen, allein zu wandern,
Schildungsprossin, zum Spuknishause.
Mächtiger noch sind in der Nacht
Die Totengespenster als im Tageslichte.

Die Art der Königlichen und der Magd sind einander hier deutlich entgegengesetzt. Für die tieferen Schichten waren die Toten gefährliche Spuknisse, der nordischere Mensch dachte sie sich im Lichte, verklärt, ganz frei geworden von

irdischen Schlacken. So denkt er sich dann die Einzelkämpen (Einherier), die nicht in der Masse, sondern für sich allein im Kampfe fochten, von Wode selbst in die Walhalle aufgenommen, wo sie mit dem Heervater essen und trinken, kämpfen und sich töten und wieder belebt werden. Denn der Kampf ist als Höchstspannung des Lebensgefühls für den nordischen Menschen das ganze Sein erfüllende Freude, und der Tod darin gehört mit dazu. Walküren, Schicksalmächte, walten über den Kämpfenden und bringen die Gefallenen nach Walhall. Wal kommt vom altnordischen valr, „Tod, Todesfeld". Man dachte sich die Walküre als Schildmaide, Helmmaide, Walreiterinnen, wie sie auch heißen. Sie sind ebenso eine Vervielfachung der fliegenden Jungfrau wie die Nornen die der spinnenden.

Nach der Edda (Die zwölf Säle) nimmt Wode die eine Hälfte, Frowa die andere der Gefallenen, nach dem „Graubartsliede" (77) bekommt „Wode die Edeln, die auf der Wal fallen", und „Donner der Trallen Troß". Das zeigt die Weiterbildung des Totenglaubens. Nicht nur die Edeln haben jetzt ihr besonderes Seelenland, sondern auch schon die Unfreien. Man ist von der christlichen Allgemeinunsterblichkeit nicht mehr weit. Vielleicht aber wirkte da schon das Christentum ein. Denn gewiß nicht lange vor dem Übergang zu diesem (1000) entstand das Gedicht auf Island. Vielleicht ist es gar Verspottung der christlichen Allgemeinunsterblichkeit, denn der boshafte Loke steht in dem Gedicht in einem Lästerkampf mit Donner. Die Meinung, daß auch die Knechte ihre Unsterblichkeit hätten, war jedenfalls da. Orion-Donner steht unter der Ekliptik, dort im Nachtreich ist ihnen demnach die Stätte angewiesen, während die Edeln bei Wode im Lichte leben. Von der Unsterblichkeit der Frauen ist übrigens noch nicht die Rede. Nicht sie, sondern die Walküren, Wodes Wunschmaide, kredenzen ihnen den Met.

Die volkstümliche Vorstellung kannte daneben zweifellos von altersher ein besonderes Seelenland, worin die Seelen verborgen, verhehlt waren. Das ist Hel, wovon noch unsere „Hölle" herkommt. Aber es war keine Feuerhölle, wie die

christliche, sondern eine Sumpflandschaft, ein „Nebelheim". Die schwankenden Nebel über den Sümpfen mochten das Bild gegeben haben. Noch Berthold von Regensburg sagt: »Die hell ist enmitten dâ daz ertrîche aller sumpfigest ist,« und noch heute denkt sich das Volk manchesorts die „Hölle" in düstern Weihern und Brunnen. Diese Vorstellung verband sich mit der von dem Wasser- und Nachtreich am Himmel unter der Ekliptik, und dorther wieder stammen einige Züge in der Edda und Gylfaginning, die allein schriftliche Überlieferung bieten. Ein Tor schließt das Reich der jetzt verpersönlichten Hel ab, wie ein solches an den beiden Ausgängen der Milchstraße steht, ein Brunnen ist da, wie solche unter den Wurzeln der Weltesche-Milchstraße gedacht werden, ein Helweg führt zu ihr hinab, der nichts anderes als die Milchstraße ist, auch von einer goldbelegten Brücke, die sie noch deutlicher kennzeichnet, wird gesprochen. Eine Jungfrau steht an dem einen Tor: das ist Schade-Schlangenträger über dem Skorpion und Schützen. Gelegentlich wird auch von ihrem Hunde und ihrem Seil gesprochen; da ist sie schon mit der Jungfrau am Nachthimmel zusammengefallen, die mit Rocken und Spindel (Sternennebel und Spica) dasteht und spinnt und den Fehnerwolf-Hund zur Seite hat; aber auch an die Hunde am Tor des Orions, den großen und kleinen Hund, kann gedacht sein. Sogar das Roß, das zur Jungfrau den Gegenstand hat, wird herangezogen. Im dänischen Märchen spukt Hel (hier männlich) als dreibeiniger Hengst (Helhest) Seuche ankündigend im Land umher. Hel heißt „zwiefärbig", halb schwarz, halb menschenfarbig, weil sie halb über, halb unter der Ekliptik liegt, aber auch schon ganz schwarz. In Bayern weiß das Volk von einem Rosse, das mit drei Schwestern oder allein erscheint. Die eine Schwester, die „Held" heißt, ist halb weiß, halb schwarz und hat Seil und Hund bei sich.

Auch diese Vorstellung hat die nordischere Schichte der Germanen übernommen und nach ihrer Art umgestaltet, in dem Eddastücke „Balders Träume". Wode reitet zu „Nebelhel" hinab, um zu erkunden, welche Vorbedeutung

Balders böse Träume hätten. Er reitet durchs Oriontor, wo der große Hund mit dem roten Sirius steht („der war blutig vorn an der Brust"), reitet bis zur Jungfrau, die hier als Wala erscheint, und zwingt sie, ihm Rede zu stehn. Er fragt:

Für wen sind die Bänke mit Baugen (Ringen) besät,
Das Mäuerchen glänzend mit Gold bezogen?

Die Wala antwortet:

Hier steht für Balder gebraut der Met,
Schiere Tränke; der Schild liegt drüber.

Wie dunkel immer das Volk das Seelenland malte, der nordische Mensch vergoldete es mit seinem inneren Lichte.

Der Götterdienst

Solange man wußte, daß die Götter nur Sternbilder waren und ebenso der Wurd unterstanden wie die Menschen und alles Seiende, konnte es einen Götterdienst überhaupt nicht geben, sondern nur die Ehrfurcht vor dem großen Wunder des Lebens. Diese Ehrfurcht konnte gewisse Formen zum Ausdruck nehmen, die selbst wieder auf Urtümliches aus vornordischer Zeit zurückgehn mochten.

So finden wir allenthalben unter den nordischen Völkern und den von ihnen jemals überlagert gewesenen andern Völkern vor allem zwei Ausdruckweisen jener Ehrfurcht: Opfer und Tanz.

Daß die Germanen noch zu Caesars und Tacitus' Zeit Opfer wohl darbrachten, aber keineswegs viel von ihnen hielten, habe ich in dem Abschnitt über die ältesten Nachrichten dargetan. Das stimmt mit dem Verhalten anderer nordischer Völker in ihrer noch halbwegs rassereinen Zeit überein. In der indischen Hitopadesha heißt es, einem Unglücklichen helfen, habe mehr Wert als ein Roßopfer, Tugend aber wiege Tausende von Roßopfern auf, und Plutarch berichtet, Lykurg habe nur geringe und seltene Opfer angeordnet, damit dadurch nicht die wahre Ehrfurcht vor den Göttern verdeckt werde. Ganz so sagt noch ein Eddaspruch (Zusatz zu den „Zauberliedern"):

Besser ungebetet als übergeopfert;
Gabe blickt stets nach Entgelt;
Besser ungeschlachtet als übergeschwendet.

So war es denn auch möglich, gar nicht zu opfern. Während das in späterer Griechen- und Römerzeit übel vermerkt wurde, ja mit den Staatsgesetzen in Widerspruch brachte, war hier ein Mann, der nicht opferte, darum in der Meinung seiner Volksgenossen kein Ketzer und erfuhr keine Strafe oder Ächtung. Man nannte das: sich ganz auf seine eigene Kraft verlassen (trua a matt sinn ok megin). Von mehreren solchen „Götterlosen" wird berichtet. Olaf

Tryggvason soll schon, bevor er Christ ward, keinen „Götzen" verehrt haben, der Isländer Finnbogi antwortete auf die Frage des Griechischen Kaisers, an wen er glaube: „Ich glaube an mich selbst." Auf Island, wohin die Auslese gegangen war, scheinen eifrige Opferer sogar selten gewesen zu sein, weil man Namen wie Opfer-Mar und Opfer-Uppi findet, die sonst nicht geprägt worden wären. Auch in Deutschland muß es „Götterlose" gegeben haben. Denn Willibald erzählt in seinem Leben des heiligen Bonifazius, dieser habe in Hessen neben vielen eifrigen Gottergläubigen auch Männer angetroffen, die „schon gesunden Sinnes waren und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten." Daß man in dieser Gesinnung, die jeden nach seiner Façon selig werden ließ, auch dem christlichen Glaubensboten Redefreiheit gewährte, zeigte den Nachteil, worein der nordische Mensch immer kommt, wenn er den andern ganz nach sich beurteilt, von ihm dieselbe nordische Art voraussetzt. Die Christen jedoch, zum Teil Mischlinge, jedenfalls aber einem aus dem mischrassigen Süden gekommenen Glauben verpflichtet, dachten nicht im entferntesten daran, sich ebenso zu verhalten. Ihr Sinnen und Trachten ging nur darauf, die heidnischen Göttereichen und Bilder und Tempel niederzuhauen und zu verbrennen. Sie waren eine geschlossene Gruppe, alle von **einem** Willen gelenkt, in den Germanen jedoch waren die Abwehrkräfte geschwächt worden: schon war fremdes Blut eingedrungen. Namen wie Halfdan der Schwarze und Ketill Plattnase (flatnefr) bezeugen das, ja unter den Dänen scheinen um 800 die Dunkeln sogar schon überwogen zu haben, denn sie heißen in Irland sogar im Gegensatz zu den Norwegern, den „weißen Fremden", die „schwarzen Fremden".

Die Veräußerlichung des Götterdienstes mußte mit dieser Rassetrübung gleichen Schritt halten. Wir sehen darum die Germanen vor ihrem Übergang zum Christentum, der im Süden vom 4. Jahrhundert an, im Norden vom 9. Jahrhundert an geschah — Island nimmt als letztes das Christentum im Jahre 1000 an —, schon vielfach als

bloße Götzendiener. Der Einzelne war gewiß, wie ich bereits bemerkte, darin frei, aber die Priesterschaft und die Allgemeinheit zeigten ein schon ganz bastardisches Verhalten. Man findet allenthalben Tempel mit Bildern, reichem Tempelgut und Opferfeiern und daneben schon den krassesten Aberglauben. Die Götter sind nicht mehr Namen für große Himmels- und Erdenmächte, ihre Bilder und Zeichen nicht mehr Gleichbilder. Die Götter sind zu Fetischen geworden und die Fetische selbst die Götter. Das Opfer hat nicht mehr den ursprünglichen Sinn, ein Geschehnis am Himmel gleichbildlich darzustellen, den Tod der Stiersonne, die auch Ebersonne war, durch den Tod eines Stieres oder Ebers, den der Zwillingsonne durch den Tod eines oder zweier Menschen — wenn der Orion beigezogen ward, dreier —, den Tod der Widdersonne und der Roßsonne durch den Tod eines Widders, eines Rosses, und mit dem Mahle, das sich an die Opferung anschloß, die Erneuerung der Sonne nach den kürzesten Tagen zu feiern; das Opfer ist jetzt „Gabe, die stets nach Entgelt blickt": durch das Opfer soll der Gott, dem es gewidmet wird, veranlaßt werden, seinerseit von seinen Schätzen zu spenden, Fruchtbarkeit des Viehes und der Felder, Gedeihen der geplanten Unternehmungen, langes Leben und schließlich ewiges Leben im Jenseit, natürlich in Walhall, zu gewähren.

Die Stellung des Menschen zu den Göttern, deren einer gewöhnlich dem und jenem Einzelnen, dem und jenem Stamme besonders wert war, hat sich dadurch völlig verändert. Die urtümlich nordische Art zeigt Hrafnkel Freysgodi, der „Fropriester", von dem eine schöne Saga erzählt: „Hrafnkel liebte (elskaði) keinen Abgott mehr als den Fro, und diesem gab er alle seine besten Schätze zur Hälfte mit ihm selber. So besaß er einen Schatz, der ihm besser schien als jeder andere. Das war ein Hengst, dunkelbrauner Farbe und mit schwarzem Streif über den Rücken, den er Freyfari (Fromähne) nannte. Den schenkte er Fro, **seinem Freunde** (vin sinum), zur Hälfte." Ganz in derselben Weise schenkt der Islandfahrer Thorolf seinen Sohn Steinn Donnern,

„seinem Freunde", und nennt ihn nun Thorsteinn; der wieder schenkt ebenso seinen Sohn Donnern und nennt ihn Thorgrimr. Jede Namensgebung mit einem Gottesnamen als Bildeteil ist ursprünglich eine solche Widmung. Fulltrui, „voller Treufreund", wird der Gott da oft von seinen Verehrern genannt. Damit ist das Verhältnis als auf Gegenseitigkeit beruhend gekennzeichnet. Richtig faßt Friedrich Kröcker (in der „Sonne", März 1926) das in die Worte: „Du Frey und ich Hrafnkel arbeiten nun gemeinsam auf unserm Besitze. Du tust das Deine, ich tue das Meine. Ich säe und ernte, du schickst Regen und Sonnenschein. Freys Regen und Sonnenschein ist vergeblich, wenn Hrafnkel nicht sät; Hrafnkels Aussaat ist vergeblich, wenn Frey keinen Regen und Sonnenschein schickt. So, auf einander angewiesen, ergänzen sie sich. Handelt es sich dabei überhaupt noch um ein religiöses Verhältnis? So gewiß, als Religion die Anerkennung einer höheren Macht bedeutet. Hrafnkel erkennt die Übermacht seines göttlichen Freundes Frey an, er gibt zu, daß jener Dinge tut, die er selber zu tun nicht vermag, er gibt sich seinem göttlichen Freunde auch anbetungsvoll hin, aber diese Hingabe bedeutet keine Selbstaufgabe, vielmehr sich hingebend behauptet er sich. Indem er an Frey glaubt, glaubt er auch an sich, Hrafnkel."

Tatsächlich kam es zur Lösung des Bündnisses, als Frey das Seine nicht tat. Hrafnkel erfährt, als er ferne von seinem Besitztum weilt, daß die Feinde sein Gut geplündert, den Hengst getötet und den Tempel verbrannt hätten; da erklärt er: „Ich halte es für eitel (ek hygg þat hegoma), an Götter zu glauben", und opfert seitdem nicht mehr.

Der stolzen, rein nordischen Weise Hrafnkels gegenüber steht die bastardische, die selbst schon dazu kommt, in Kühen die wirkliche Gottheit zu sehen und zu verehren, wie bis in die Zeit Olaf Tryggvasons hinein von Einzelnen berichtet wird. Der norwegische König Ögvaldr soll die Kuh, die er anbetete, sogar neben sich haben bestatten lassen. Der Schwedenkönig Eysteinn nahm seine Kuh in die Schlacht mit, und sie soll so „verzaubert" gewesen sein, daß niemand

ihr Brüllen auszuhalten vermochte und die Feinde davor in Verwirrung gerieten; Eysteinn nannte sie seines Landes „Gottheit". (Ragnar Lodenbruchs Saga.) Man trug Amulette aus Gold, Silber, aus Ton und sogar aus Brotteig.

Was wir über den Götterdienst aus der Zeit etwa vom vierten Jahrhundert an erfahren, hat durchaus nicht für die rassisch unvermischte Zeit zu gelten, wenngleich es in dieser seine Wurzeln hat. Durch die Rassetrübung spaltete sich der germanische Glaube, der bei Tacitus noch als Einheit erscheint, in zwei Richtungen: in die „Götterlosigkeit" einerseit, die selbst zur Verachtung und Verunglimpfung der Götter führte, und in den Götzendienst anderseit. Schon der „Wortstreit mit Loke" zeigt die bedenkliche Neigung, die Götter lächerlich zu machen. Das ist unnordisch. Man ehrt religiöse Vorstellungen auch, wenn man selbst sie nicht teilt. Man lacht nicht in einer Synagoge oder in einer Moschee oder bei den Verrenkungen der Derwische. Es sind Menschen da, denen jene Vorstellungen, jene Darstellungen heilig sind. In mehreren Sagas, die freilich schon aus christlicher Zeit stammen, doch noch wohl gekannte Vorbilder gehabt haben müssen, werden schon ganz niedrige Schimpfreden gegen die Götter geführt, wie man es bei mischrassigen Feinden irgend einer Glaubensform immer findet.

Nur den bereits zum Götzendienst gewordenen Götterdienst zeigen uns somit die spätern Nachrichten. Wir sehen große Tempel erbaut, die uns ausführlich genug beschrieben werden, so daß man sich ein Bild von ihnen machen kann. Denn erhalten hat sich keiner. Diese Tempel hatten als Hauptteil ein Langhaus mit Sitzen an den beiden Seitenwänden und einem Hochsitz in jeder Reihe. Die Hochsitzpfeiler trugen Nägel eingeschlagen und Götterbilder eingeschnitzt. Zwischen den Reihen brannten beim Festdienste Feuer; Kessel hingen darüber, worin das Opferfleisch sott. Man aß dort und trank sich zu und betrank sich auch wohl dabei, wie schon Tacitus von den Tanfanaverehrern be-

richtet. Nur wenig Raum nahm das eigentliche Heiligtum ein. Da standen im Halbkreise die Götterbilder — denn neben dem Hauptgotte wurden auch noch andere verehrt —, der Hauptgott, sei es Wode oder Donner oder Fro oder Balder, in der Mitte. Vor den Bildern stand der Altarstein (stalli), darauf befand sich der heilige Ring, auf den man die heiligen Eide ablegte, der Blutkessel mit dem Blutsprengel, der bei der Feier die Teilnehmer mit dem Opferblut besprengte, und das heilige Feuer, das nie erlöschen durfte. Den Schmuck bildete Schnitzwerk, Teppichverkleidung und vielfach Vergoldung und Bemalung. In der Nähe des Tempels, auf der Dingstätte, stand der Opferstein in einem Ring; daran wurde den Menschen — Verbrechern oder Gefangenen, die zum Opfer bestimmt waren — das Rückgrat zerbrochen; daneben scheint man sie jedoch auch mit dem Schwerte getötet zu haben, wie das der Grabstein von Rivik zeigt. Statt des Opfersteins diente manchmal ein Sumpf, worein die Opfer gestürzt wurden. Der Opferstein heißt je nach dem Gotte, dem da geopfert wurde, häufig Donnerstein. Donner-Orion war ja selbst der Fels oder Felsenmann. Auch der Brunnen oder Sumpf bezieht sich auf Donner-Orion, der an Mimers Brunnen steht, aus dem Eridanus aufsteigt oder ihn durchwatet. Die Ortnamen Donnersbrunnen, Donnersbach, die in verschiedenen Formen vorkommen, gehn darauf zurück.

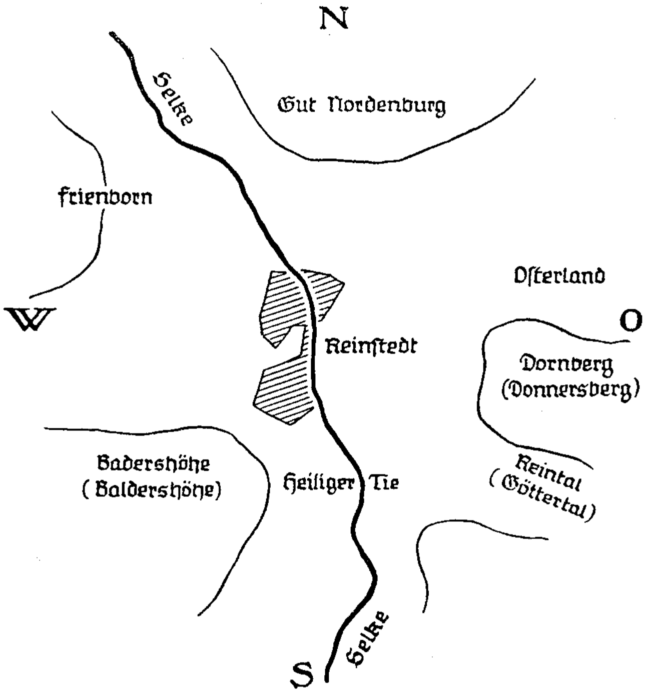
Von den Opfern, die gebracht wurden, ist im Verlaufe meiner Darlegungen wiederholt die Rede gewesen. Neben Menschen wurden insbesondere Rinder, Eber, Widder und Rosse geopfert. Das bezog sich auf die Weltzeiten, die in dieser Reihe einander folgten. Das Roßopfer war in der Weltzeit der Fische mit dem Rosse darüber naturgemäß das wichtigste. Das Christentum eiferte darum am meisten gegen das Essen von Roßfleisch. Die Isländer jedoch bedangen sich bei ihrem Übergang zum Christentum die Erlaubnis dazu aus, und auch im übrigen Skandinavien scheint man noch lange nach der Verchristung an den heiligen Tagen Roßfleisch gegessen zu haben.

Die Südgermanen hatten so viele Jahrhunderte früher kaum schon so viele Tempel. Weih (altnordisch vé, altsächsisch wih), das in vielen Ortnamen vorkommt, bezeichnet nicht eigentlich den Tempel, sondern nur das Weihtum, das ebenso ein Baum, ein See, ein Berg oder sonst eine heilige Stätte sein konnte. Die Namen Weimar, Wechmar, Wichmar und Wismar bezeichnen einen See (Maar, Moor, Meer) als Weihtum, Weiberg einen Berg. Auch das südgermanische Wort für Tempel, gotisch alhs, althochdeutsch alh, angelsächsisch alh, ealh bedeutet nur Schutzstätte (vgl. angelsächsisch ealgian, schützen, und die Alci der Germania). Schutzstätte jedoch war das Gebiet um jedes Weihtum. Ein anderes Wort, althochdeutsch haruc, angelsächsisch hearh, altnordisch hǫrgr bezeichnet ursprünglich überhaupt nur den Hain, bei den Nordgermanen auch den Berg, den Felsen. Man wird anzunehmen haben, daß die Germanen erst spät eigentliche Tempel zu bauen begannen und die Südgermanen auch noch zur Zeit ihrer Verchristung, die zu Anfang des 9. Jahrhunderts in der Hauptsache abgeschlossen war, Tempel nur in seltenen Fällen kannten. Darauf führt insbesondere eine große Weihstätte, die ich feststellen konnte. Denn da ist jedem Gotte, der dort verehrt wurde, ein besonderer Ort gewidmet, während der Tempel sie doch in seinem Allerheiligsten vereinigte.

Ich war im Sommer 1923 Gast auf dem Gute Reinstedt bei Aschersleben am Harz. Dessen liebenswürdiger Besitzer machte mich darauf aufmerksam, daß ringsum die Flurnamen Anklang an Götternamen zeigen. Ich erbat mir die Geländekarte mit den volkstümlichen Bezeichnungen und erkannte da leicht, daß nicht nur tatsächlich Namen von Göttern hier noch fortlebten, sondern auch, daß die Anordnung ganz dem Sternhimmel entsprach. Dessen Abbild auf Erden war hier gegeben worden. Die Selke, die den Lauf nach Norden nimmt, nach dem Winterpunkte zu, wo die neue Sonne geboren wird, stellte die Milchstraße dar. Fria-Jungfrau hatte ihr Weihtum — einen Brunnen — im Westen, im Herbstpunkte.

Ich stelle die Flurkarte und die Sternkarte einander gegenüber.

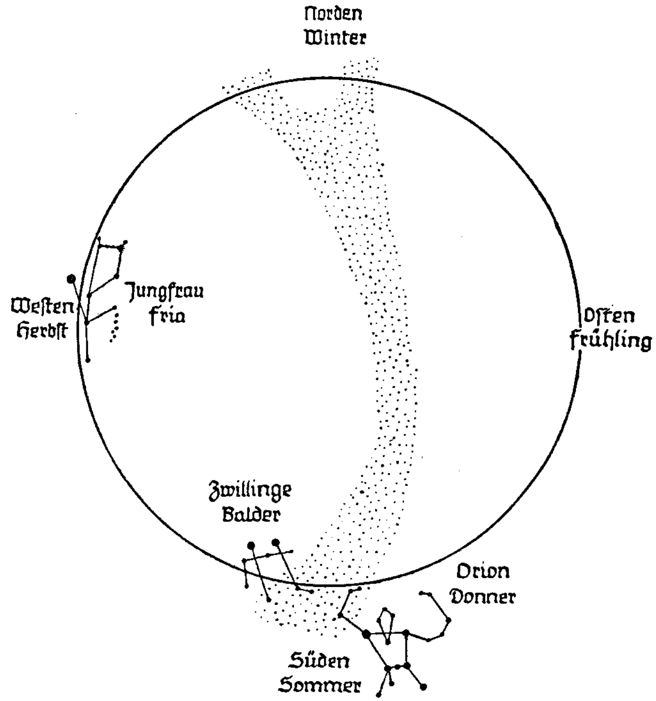
Reinstedt selbst bedeutet Raterstätte, und Rater (ragin) heißen ja die Götter im Norden und im Süden sehr oft.



Flurkarte von Reinstedt bei Aschersleben a. H.

Unsere Namen Reinhard, Reinbert, Reinhold gehn darauf zurück. Frienborn ist die richtige, niederdeutsche Form, ebenso Badersberg für Baldersberg; Dornberg für Donnerberg zeigt die bereits herangezogene Form mit umgesetzten Mitlauten (S. 212). Der Nord- und Winterpunkt ist durch das Gut Nordernburg bezeichnet, der Süd- und Sommer-

punkt durch den heiligen Tie (Ziu). „Tie“ ist dort zu Lande Gerichtstätte. Im Osten liegt Osterland, was auf den Beinamen Frowas, Ostara, zurückgeht. Unser Osterfest ist eine andere Erinnerung hieran. Das Osterland bezeichnet zu-



Der Sternenhimmel mit der Milchstraße

gleich den Frühlingpunkt, Frienborn gegenüber den Herbstpunkt, wo in unserer Weltzeit die Jungfrau-Fria tatsächlich steht: sie führt im September die Sonne herauf.

Wahrscheinlich werden sich auch noch in andern Gegenden ähnliche Vereinigungen von Götterweihstätten nachweisen lassen.

Neben diesen Weihstätten an besonderen Bäumen oder Steinen, natürlichen wie erst gesetzten, an Quellen und Bächen, auf Bergen und in Hainen, wie sie uns durch die Ortnamen bezeugt sind, Stätten, wo Umzüge gehalten, Opfer gebracht wurden, gab es andere, wo anscheinend nur kultische Spiele aufgeführt wurden. Manche davon werden nur die Frauen vereint haben. Daher kommen die Hexentanzplätze und Hexenberge und wohl die meisten „Wallburgen", um deretwillen die Kirche die heilige Walpurgis schuf. In der Walpurgisnacht eben tanzen die Hexen. Das ist die Nacht zum 1. Mai. Die verschiedenen Feste, die sich in christlicher Mumme noch erhalten haben, zeigen, daß man da ursprünglich den Sommereingang feierte. Noch zu Tacitus' Zeit hatten die Germanen nur drei Jahreszeiten. So wenigstens im Volke. Denn den „Götterkundlern" waren längst alle vier Jahrespunkte bekannt, und auch Feste für diese gab es zweifellos. An den nächtlichen Tänzen scheinen vorzugweise, vielleicht ausschließlich Frauen teilgenommen zu haben. Sie galten gewiß der Mutter Erde und der Fruchtbarkeit. Der nächste Tag, der 1. Mai, sah dann das allgemeine Fest, in dessen Mittelpunkt jedenfalls ein junges Weib als Vertreterin der „Göttin" stand. Noch heute gibt es diese „Maibräute" an vielen Orten. Gewiß auch kam es dann zu jenem kultischen Beilager, worüber ich in dem Abschnitt „Himmel und Erde" sprach, mag dieses nun wirklich oder nur gleichbildlich vollzogen worden sein. Was ursprünglich nur Fest war, wurde später Zauber: man glaubte durch Tanz und Beilager ein fruchtbares Jahr sich zu verschaffen.

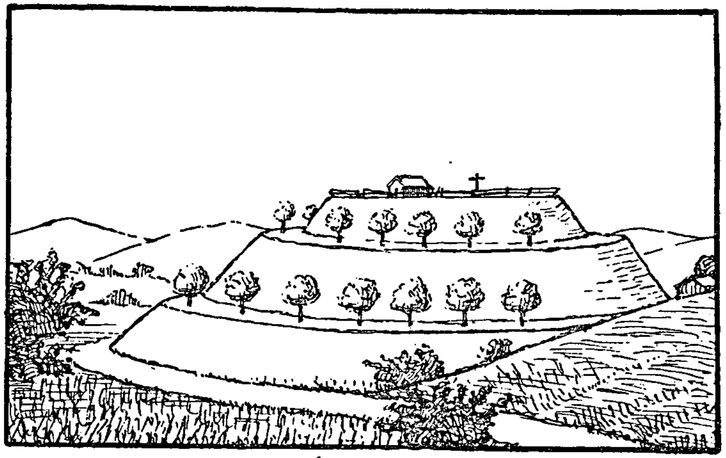
Das Christentum verheiligte und verteufelte den Brauch: einerseit schuf es die heilige Walpurgis, anderseit nannte sie die Frauen, die an ihm noch festhielten, Hexen. (Die Wurzel für Hexe, althochd. hagazusa, zeigt das altnordische hagr, kundig, kunstfertig.) Trotzdem erhielten sich namentlich die fröhlichen Spiele am 1. Maitag fast allerorten und sogar über das Gebiet der germanischen Sprachen hinaus. Stellenweise sind sie noch mit Fackel- und

Feuerbrandspielen am Abend und in der Nacht verbunden. Paarweise Tänze und paarweises Sichrollen deuten noch das urtümliche Beilager an, stimmen aber nicht dazu, daß bei den Germanen eigentlich der Spätherbst die Zeit der Hochzeiten war, denn der ist offenbar die echte Brunstgezeit der Nordlinge gewesen. Immerhin mag eine zweite, schwächere, im Hochfrühling schon von Anfang an bestanden haben, da doch die Vorstufen des blonden Menschen zu einem Teil aus dem tieferen Süden stammten, wo der Hochfrühling die Brunstgezeit bringt.

In der Edda behandeln die zwei Stücke „Schierners Fahrt" und „Schwibtags Fahrt" die Frühlingfeier als Vereinigung der Sonne mit der Erde, verlegen aber die Handlung in den Frühlingpunkt. Beeinflussung vom Sommeranfang her war ebenso natürlich, wie anderseit das Walburgfest vom Sonnenwendefest beeinflußt wurde und deshalb an manchen Orten schon da die großen Feuerstöße flammen, die doch nur den Sonnenwenden ziemen. Jene beiden Stücke geben aber zugleich auch die Erklärung für den Namen Walburg und die Art der so genannten Stätten. Denn in beiden sitzt die Braut auf einem hohen Berge, auf dem sie in dem einen von einer „düstern Waberlohe", im zweiten, worin er „Heilberg" genannt wird, von grimmigen Hunden (nach einem Volksliede von Bär und Löwe) umgeben ist. Ein Hirte sitzt in dem ersten vor ihrem Berge auf dem Hügel, im zweiten hat ein Wächter vor ihrem Tor diese Rolle. Damit ist ganz unmißverständlich die Jungfrau am Nachthimmel gezeichnet, die in ihrem Hochstand nahe am Zenith steht, in der Nacht von „düstrer" Lohe umwabert, von Löwe und großem Bär umgeben. Der Hirt Bootes steht über ihr. Diese Jungfrau waltet der Wal, die Hälfte der Toten kommt ihr zu (Die zwölf Säle, 29 ff.), ihre Burg auf dem Berge kann mit Recht Walburg heißen. In unserer Weltzeit steht die Jungfrau vom 21. März bis zum 21. April am Nachthimmel, da jedoch erst um Mitternacht im Hochstand, dagegen hat sie am 1. Mai diesen Hochstand eben bei Nachtbeginn. Heilberg heißt der Berg der

Jungfrau deshalb, weil sie mit Becher und Schlange die Heilbringerin ist — wie die griechische Hygieia —, die Geburthelferin vor allem.

Das Christentum hat die Walburgen ebenso verteufelt und verheiligt wie die dort gehaltenen Bräuche: einerseit wurden sie Babylone und Hexenberge, Hexentanzplätze, anderseit Jerusalems und Kalvarienberge mit Kapellen auf ihrem Kulm. Es war unmöglich, sie ganz aus den

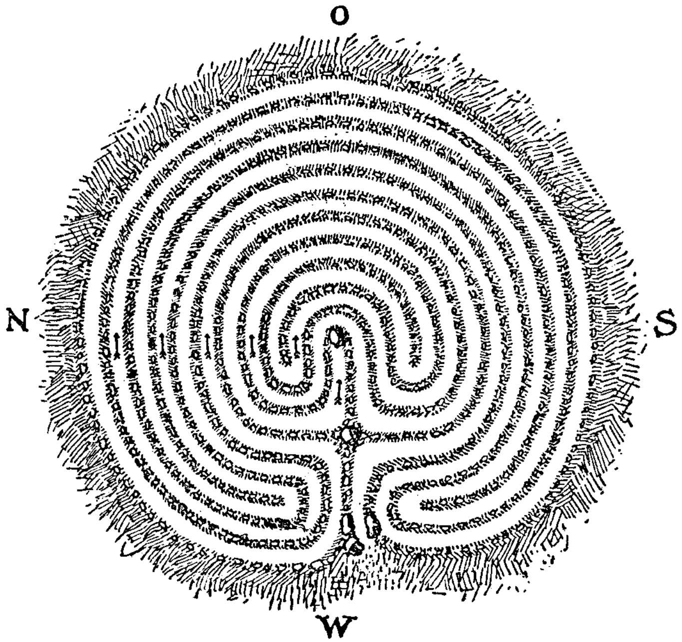


Walburg bei Obergänserndorf (Österreich). Nach Pastor, „Deutsche Urzeit"

Glaubensvorstellungen des Volkes zu verdrängen. Das „Walburgern" (Walpern) wurde zum „Wallfahrten", christliche Zeichen drängten sich ein, die Tänze verschwanden aus dem Kult und wurden zu bloßen Volksfesten.

Ganz andrer Art sind die **Trojaburgen**, die von Carus Sterne (Ernst Krause), dem ersten Erforscher dieses Gegenstandes („Die Trojaburgen Nordeuropas", 1893), und seinen Nachfolgern wie Willy Pastor freilich noch mit den Walburgen zusammengefaßt werden. Sie liegen stets in ebener Fläche und haben stets um den Mittelpunkt herum

spiralig gewundene Gänge, die zumeist mit Steinsetzungen bezeichnet sind. Der Eingang zu diesem Labyrinth liegt mit sehr seltenen Ausnahmen stets nach Süden, die Gänge selbst sind oft so angeordnet, daß sie in ihrer Hin- und Rückkehr innerhalb der Spirale ein Kreuz bilden, dessen vier Arme



Trojaburg bei Wisby (Gotland). Nach Willy Pastor, „Deutsche Urzeit"

dann nach allen vier Jahrespunkten gerichtet sind. Diese Steinsetzungen finden sich vom äußersten Norden bis nach Troja in Kleinasien, bis zum Labyrinth auf Kreta und zu dem in Ägypten. Je weiter vom Norden entfernt, um so mehr verwahrlost die nicht mehr verstandene Form, weshalb schon Ernst Krause mit Recht ihre Herkunft aus dem

Norden behauptete. Weitere Klärung der Frage brachte Willy Pastor dadurch, daß er das Spiel von „Himmel und Hölle" heranzog (1911; „Deutsche Urzeit", 1922), das noch alljährlich im Frühling um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche von den Kindern allenthalben in Deutschland, Skandinavien und Belgien gespielt wird, wohl auch noch darüber hinaus. Von den Römern wissen wir, daß sie ein „Trojaspiel" ritten. Solche Spiele gab es ursprünglich überall; erhalten blieb es nur noch bei den Kindern. Bei diesem Spiele ist der Mittelpunkt, der gewonnen werden muß, der Himmel. Aber rings darum, im innersten Ring, nicht etwa im äußersten, ist die Hölle. Häufig sind gerade zwölf Ringe. Das deutet auf die zwölf Monate. Die Trojaburg in Wisby, eine der am besten erhaltenen, wo auch noch jährlich die Schuljugend ihr bestimmtes Tanzspiel hat, soll in 365 Tagen erbaut worden sein; das deutet auf das Jahr. Die Kinder müssen die Wege entlang oder von einem Feld ins andere — denn auch eine Auflösung ins Rechteck kommt vor — auf einem Beine hinken, zumeist ein Steinchen oder ein Kettchen vor sich her stoßend, was wohl darauf führt, daß die Tänzer ursprünglich gefesselt waren. Wer zuerst die Mitte erreicht, hat in der Lausitz „ein Jahr" gewonnen. Übrigens muß der Spieler auch stets den Weg bis zum Anfang wieder zurück hinken. Dann erst ist seine Aufgabe erfüllt.

Da das Spiel, wie gesagt, zur Zeit der Frühlinggleiche gespielt wird, wo das Jahr aus der Gewalt des Winters befreit wird, ist der „Himmel" die Stätte der Jahressonne, die bis zu ihrer Befreiung von der Hölle umringt, gefangen gehalten wird. Wie die Sonne dargestellt wurde, hängt von der Weltzeit ab. Im kretischen Labyrinth dachten sich Griechen und Römer den Minotaurus, also Orion-Stier. Das meinte demnach die Orion-Stierzeit (um 5000 bis um 2500 v. Chr.), da dieses Sternbild in der Frühlinggleiche stand. Der Name Labyrinth selbst kommt von Labrys her; so heißt die Doppelaxt, als was der Hammer des Orions im Süden noch recht ähnlich der Urform des

Steinhammers dargestellt wird. Zumeist steht die Labrys auf den kretischen Bildwerken auf einem Stierkopf oder zwischen Hörnern (vgl. das Bild S. 203). Das führt auf dieselbe Zeit. Wenn die Römer das Trojaspiel ritten, so geht das noch weiter, auf die Zwillingzeit, zurück. Denn da wurde die Sonne von den Rossen über den Fischen geboren und die Rosse darum den Zwillingen beigesellt.

Auf dieselbe Zeit nun führt auch das deutsche Hinkspiel: denn die Hinker stellen hier den hinkenden Orion-Wieland dar. Erinnerung daran lebt in der französischen Bezeichnung Dédalus für die Labyrinthe in den Kirchen fort, wo sie in Frankreich oft genug, in Mosaik, den Fußboden bilden. Daidalos ist ja der deutsche Wieland. Dies Hinken ist bei den Kindern freifüßig, aber das Kettchen, das sie vor sich herstoßen, erinnert an die ursprüngliche Fesselung, die zum Hinken nötigen sollte. Willy Pastor weist darauf hin, daß auch die Priester des tyrischen Baals, als sie Feuer vom Himmel herabzaubern wollten, um den Altar „hinken", so daß Elias, dem sie die Macht ihres Gottes beweisen wollen, sie höhnt: „Wie lange hinket Ihr auf beiden Seiten?" Sie aber wurden nicht müde „und hinketen um den Altar, den sie gemacht hatten". (1. Könige, 18.) Dies erklärt nun den seltsamen Bericht der „Germania", wonach die suebischen Semnonen den heiligen Hain ihres „allwaltenden Gottes" zu den Festfeiern nur gefesselt betreten durften; wer fiel — danach waren sie an den Beinen gefesselt —, mußte auf dem Boden weiterkriechen. Da wird es sich um die kultische Feier gehandelt haben, um die Darstellung der Befreiung der Jahressonne durch den Hinker Orion. Was Tacitus von der Ehrfurcht vor den Himmlischen sagt, die sich darin bekunde, ist schon Umdeutung, die gar nicht von ihm selbst herzurühren braucht. Denn auch die Germanen konnten, wo der Brauch der himmlischen Wirklichkeit seit mehreren Jahrtausenden nicht mehr entsprach, darüber schon jener Meinung sein.

Der Sonnenlauf konnte nur im hohen Norden durch eine Spirale wiedergegeben werden. Denn nur da be-

schreibt die Sonne, wenn sie in Winters Gewalt ist, erst ganz kleine Bogen am Himmel, im Verlaufe des Jahres dann immer größere, bis sie schier den ganzen Tag am Himmel bleibt, den Kreis fast schließt, darauf wieder kürzere und kürzere bis zum Ende des Jahres. So stellt man den Sonnenlauf des ganzen Jahres auch durch zwei miteinander verbundene Spiralen dar, die besonders häufig zum Schmuck verwendet wurden. Der doppelte Spiralweg des „Himmel- und Hölle"-Spiels gibt das ebenfalls wieder. Im tieferen Süden zieht die Sonne das ganze Jahr hindurch Bahnen, die nur einen schmalen Gürtel am Himmel bilden. Wo man demnach im Süden die Spirale als Sonnengleichbild findet, haben nordische Völker sie hingebracht.

Der ganze ursprüngliche Götterdienst der nordischen Völker und somit auch der Germanen ist nur eine Ehrung der heiligen Sonne als der großen Himmelsmacht, die das Leben auf der Erde immer neu aus dem Wintertode erweckt. Himmel und Erde, das irdische Feuer, die Tierkreisbilder als Träger der Sonne je ihrer Weltzeiten kommen erst im weiteren Verlaufe hinzu. Der Sonne gelten die Opfer, von denen wir hören, ihr die Weihstätten, ihr die Tänze und ihr die Feuer, die zur Winter- und zur Sommerwende auch heute noch von den Hügeln flammen. Sie liebt der nordische Mensch als die ewige Lebenskraft und als das Gleichbild für alles Licht und alles Lichte, das er kennt. Ein Thorkell Mani auf Island, Enkel eines Einwanderers, von dem selbst der christliche Berichter sagen muß, er habe so rein gelebt wie die besten unter den Christen, ließ sich, als er am Sterben war, in den Sonnenschein tragen „und befahl sich in die Hände des Gottes, der die Sonne geschaffen habe". Das ist Gottesdienst eines nordischen Menschen.

— Ende —

Abbildungen

Namenverzeichnis